

Intergenerationelle Prozesse in Generationenwohnprojekten

Eine qualitative Bestandsaufnahme mit dem Fokus auf Lernen
zwischen den Generationen am Beispiel der „Rosa Zukunft“

Barbara Giustiniani, BA

Petra Hatzer

Daniela Leinweber

Susanna Probst

Masterthese

Eingereicht zur Erlangung des Grades
Master of Arts in Social Sciences
an der Fachhochschule St. Pölten

Im Jänner 2017

Erstbegutachter:

FH-Lektor Mag. Dr. Alexander Brunner

Zweitbegutachter:

FH-Prof. Mag. Dr. Johannes Pflegerl

Abstract

Barbara Giustiniani, BA; Petra Hatzler; Daniela Leinweber; Susanna Probst

Intergenerationelle Prozesse in Generationenwohnprojekten.

Eine qualitative Bestandsaufnahme mit dem Fokus auf Lernen zwischen den Generationen am Beispiel der „Rosa Zukunft“

Masterthese, eingereicht an der Fachhochschule St. Pölten im Jänner 2017

Die Veränderungen der Gesellschaft durch den sozialen Wandel beeinflussen und vermindern das Miteinander und Lernen zwischen den Generationen, wodurch pädagogische Konzepte notwendig werden, die diese Aspekte aktiv fördern. Diese Forschungsarbeit widmet sich dem intergenerationellen Lernen in der „Rosa Zukunft“, einem generationenübergreifendem Wohnprojekt, und soll die Frage beantworten, ob dieses stattfindet und wenn ja, unter welchen Bedingungen. Der theoretische Teil dieser Arbeit beinhaltet eine Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Veränderungen. Darauf folgen Definitionsansätze zu den Begrifflichkeiten Generation, Generationenwohnen und intergenerationelles Lernen. Im empirischen Teil wird dann auf die Frage nach dem Vorhandensein des intergenerationellen Lernens innerhalb der „Rosa Zukunft“ eingegangen. Dazu werden die vorgegebenen Rahmenbedingungen des Projektes sowie die Motive, Erwartungen und das persönliche Engagement der BewohnerInnen näher beleuchtet. Darauf folgend werden die positiven und negativen Auswirkungen, die das Projekt auf die BewohnerInnen hat, dargestellt. Abschließend wird darauf eingegangen, welchen Platz das intergenerationelle Lernen innerhalb der „Rosa Zukunft“ einnimmt, wodurch es gefördert oder gehemmt wird und ein Vorschlag zur gezielten Implementierung abgegeben.

Generational processes in cross-generational housing projects.

A qualitative survey with focus on learning between generations using the example of the „Rosa Zukunft“.

Master thesis, handed in at the Fachhochschule St. Pölten in January 2017

The changes in society through social change influence and diminish the cooperation and the learning between generations, which necessitates educational concepts that actively promote these aspects.

This research is devoted to intergenerational learning in the „Rosa Zukunft“, a cross-generational housing project, and is intended to answer the question whether this will take place and if so, under which conditions.

The theoretical part of this study contains a debate of the social changes. This is followed by the definitions on the concepts of generation, generational living and intergenerational learning. In the empirical part the question of the existence of intergenerational learning within the „Rosa Zukunft“ is discussed.

For this purpose, the predefined framework requirements of the project, as well as the motives, expectations and the personal commitment of the inhabitants are examined in more detail. Subsequently, the positive and negative effects of the project on the inhabitants are being presented.

Finally, there is a discussion which ranking the intergenerational learning takes within the „Rosa Zukunft“, if it is being encouraged or inhibited, and a proposal for specific implementation is given.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	1
1. Gesellschaftliche Veränderungen	3
1.1 Demografie – Begriffsbestimmung	3
1.1.1 Ursachen für den demografischen Wandel	3
1.1.2 Demografische Entwicklung der letzten Jahrzehnte in Österreich	4
1.2 Die Auswirkungen des demografischen Wandels.....	5
1.2.1 Die alternde Gesellschaft	5
1.2.2 Veränderung des Altersbegriffs.....	6
1.2.3 Altersbilder – die jungen Alten als neues Phänomen	6
1.2.4 Veränderte Lebens-, Familien- und Wohnformen	8
1.2.5 Veränderte Wohnvorstellungen.....	11
2. Generation	13
2.1 Unterschiedliche Definitionsversuche von Generation	13
2.1.1 Genealogisch-familienbezogener Generationsbegriff	13
2.1.2 Pädagogischer Generationsbegriff.....	14
2.1.3 Historisch-soziologischer Generationsbegriff	15
2.2 Generationsforschung	16
2.2.1 Das Problem der Generationen - die „klassische“ Interpretation nach Karl Mannheim.....	16
2.2.2 Kritik und Rezeption des Mannheimischen Konzepts	17
2.3 Generationsbeziehungen.....	19
2.3.1 Generationensolidarität	19
2.3.2 Generationenkonflikt	20
2.3.3 Segregation.....	21
3. Intergenerationelles Lernen.....	23
3.1 Definitionsansätze zu intergenerationellem Lernen	23

3.2 Informelles Lernen	24
3.3 Lernen aus Erfahrung	25
3.4 Von-, Mit- und Übereinander Lernen	27
3.5 Warum braucht es intergenerationelles Lernen?	28
4. Generationenwohnen	31
4.1 Annäherung an das Thema Generationenwohnen	31
4.2 Aspekte und Faktoren für das Gelingen von Generationenwohnprojekten	33
4.3 Chancen und Möglichkeiten	36
4.4 Mögliche Herausforderungen	37
5. Projektbeschreibung „Rosa Zukunft“	40
5.1 Allgemeine Projektbeschreibung	40
5.2 Soziologisches Konzept des Diakoniewerkes Salzburg	40
5.3 Gezielte Durchmischung, Auswahlverfahren, Nachbesetzung	42
5.4 Architektur und Technologie	43
6. Beschreibung Forschungsdesign	46
7. Bauliche, professionelle und partizipative Rahmenbedingungen	48
7.1 Baulicher Rahmen	48
7.1.1 Formelle Begegnungsräume	48
7.1.2 Informeller Begegnungsraum	51
7.1.3 Umliegende Infrastruktur	52
7.2 Professioneller Rahmen	53
7.2.1 Das soziologische Konzept und seine Bewertung	53
7.2.2 Die sozialpädagogische Begleitung und ihre Bewertung	55
7.2.3 Die hausarbeiterische Unterstützung und ihre Bewertung	65
7.3 Partizipativer Rahmen	67
7.3.1 BewohnerInnenbeirat	68

7.3.2 Förderung der Sozialen Teilhabe	70
7.4 Resümee	72
8. Persönliche Aspekte der BewohnerInnen	74
8.1 Einzugsmotivationen.....	74
8.1.1 Umzugsmotive	75
8.1.2 Motive für die „Rosa Zukunft“	77
8.2 Vorstellungen und Erwartungen der BewohnerInnen	85
8.2.1 Zweifel und Erwartungen vor dem Einzug.....	85
8.2.2 Kennzeichen in der Haltung der BewohnerInnen.....	93
8.2.3 Vorstellungen über die jüngere bzw. ältere Generation	96
8.3 Freiwilliges Engagement.....	102
8.3.1 Sichtbares Engagement in der „Rosa Zukunft“	104
8.3.2 Persönliche Ressourcen beeinflussen soziales Engagement	108
8.4 Resümee	111
9. Effekte und Auswirkungen.....	113
9.1 Alltagskontakte zwischen den BewohnerInnen.....	113
9.1.1 Gelegenheiten und Anlässe	113
9.1.2 Faktoren für das Zustandekommen	116
9.2 Nachbarschaftshilfe	118
9.2.1 Organisation von Hilfestellungen	118
9.2.2 Formen von Hilfe und Unterstützung.....	119
9.2.3 Generationenspezifische Aspekte.....	121
9.2.4 Faktoren für das Zustandekommen von Nachbarschaftshilfe	122
9.3 Gemeinsame Aktivitäten und Angebote.....	123
9.3.1 Wohnkoordinatorin und Angebote.....	123
9.3.2 BewohnerInnen und eigeninititative Angebote und Aktivitäten.....	125
9.3.3 Erfahrungen der BewohnerInnen	126

9.3.4 Auswirkungen und Effekte der Angebote und Aktivitäten.....	128
9.4 Konflikte.....	130
9.4.1 Die BewohnerInnen und bauliche/technische Gegebenheiten.....	130
9.4.2 Die BewohnerInnen und die Wohnbaugenossenschaften.....	131
9.4.3 Das Miteinander der BewohnerInnen.....	132
9.4.4 Umgang mit Konflikten.....	136
9.5 Zusätzliche allgemeine Ergebnisse.....	139
9.5.1 Sichtweisen und Haltungen der BewohnerInnen.....	140
9.5.2 Konkreter Gewinn für die ältere Generation.....	142
9.5.3 Konkreter Gewinn für die jüngere Generation.....	144
9.6 Resümee.....	145
10. Intergenerationelles Lernen innerhalb der „Rosa Zukunft“.....	147
10.1 Kontexte intergenerationellen Lernens.....	147
10.2 Förderliche Faktoren für intergenerationelles Lernen.....	149
10.2.1 Gesprächsbasis und Themen.....	149
10.2.2 Gestaltung von Begegnungsräumen.....	151
10.2.3 Persönliche Einstellung und Werte.....	152
10.3 Hinderliche Faktoren für intergenerationelles Lernen.....	154
10.3.1 Zeit, Prioritäten und Projektdauer.....	154
10.3.2 Angebotsgestaltung.....	156
10.3.3 Kontaktstrukturen und Einstellungen.....	158
10.4 Angebote der „Rosa Zukunft“ im intergenerationellen Setting.....	161
10.4.1 Pädagogisches Voneinander-Lernen.....	162
10.4.2 Pädagogisches Miteinander-Lernen.....	164
10.4.3 Pädagogisches Übereinander-Lernen.....	165
10.5 Gezielte Integration von intergenerationellem Lernen.....	166
10.5.1 Didaktische Orientierung - theoretischer Hintergrund.....	167

10.5.2 Implementierungsablauf intergenerationellen Lernens.....	169
10.6 Fazit zu intergenerationellem Lernen in der „Rosa Zukunft“	173
11. Resümee.....	176
Literaturangaben	179
Internetquellen.....	184
Sonstige Literatur	186
Abbildungsverzeichnis	188
Abkürzungsverzeichnis	189

Einleitung

„Glaubt nicht, wir Alten würden schon alles wissen! Von den Jungen lässt sich sehr viel lernen. Alt und Jung sind Antonyme, die einander bedingen!“

© Dieter Gropp

(*1937), Lyriker und Aphoristiker

Aufgrund der vielfältigen gesellschaftlichen und demografischen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte stehen wir heute vor der Situation, dass sich Lebens- und Wohnformen der Menschen gravierend verändert haben. Damit haben sich auch natürliche Begegnungsräume der Generationen wesentlich verringert, der alltägliche Austausch zwischen Älteren und Jüngeren und damit auch die Möglichkeiten des Lernens voneinander bieten sich nicht mehr in dem Ausmaß wie früher.

Visionen zur Entwicklung von neuen Begegnungsräumen der Generationen führen derzeit zu einer Reihe von Initiativen zum gemeinsamen Leben und Wohnen von Alt und Jung. Als Ziel gilt, die Möglichkeit der Interaktion zwischen den Generationen durch entsprechende Rahmenbedingungen und Interventionen zu fördern und zu unterstützen.

Aufgrund der Aktualität dieses Themas soll in dieser Masterarbeit - konkret am Beispiel des Generationenwohnprojektes der „Rosa Zukunft“ - der Frage nachgegangen werden, ob die neuen Konzepte tatsächlich auch dazu führen, dass sich Lernprozesse zwischen Alt und Jung entwickeln. Zu diesem Zweck wurden BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ und ExpertInnen vor Ort in Interviews befragt.

In den Befragungen wurde versucht herauszufinden, wie sich intergenerationelle Lernprozesse in der „Rosa Zukunft“ gestalten, welcher professionelle Rahmen wesentlich dafür ist und was an persönlichem Engagement der BewohnerInnen einfließt. Die Arbeit soll zeigen, welche

Ergebnisse und Auswirkungen das gemeinsame Leben und Wohnen konkret generieren kann.

Der erste Teil der Masterarbeit beschäftigt sich mit einer grundsätzlichen Einführung in die theoretischen Hintergründe des Themas, beginnend mit einem Blick auf die demografischen und gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte. Im nächsten Schritt geht es um den Versuch einer Definition des Generationenbegriffes, weiters um Einblicke in die Generationenforschung und die Darstellung von Generationenbeziehungen. Darauf aufbauend zeigt das nächste Kapitel unter welchen Bedingungen intergenerationelles Lernen grundsätzlich stattfinden kann, welche Lernformen in der Literatur zu finden sind und warum das Lernen der Generationen voneinander als so wesentlich gilt. Der erste Teil der Arbeit schließt mit einem Überblick darüber, welche Chancen und Möglichkeiten Generationenwohnprojekte bieten können und welche Herausforderungen möglicherweise auch zu bewältigen sind.

Nach der Projektbeschreibung der „Rosa Zukunft“ sowie einem Überblick zur Vorgehensweise der Untersuchung werden die Ergebnisse der Befragungen der BewohnerInnen und ExpertInnen dargelegt und interpretiert.

Im Fazit wird nochmals deutlich, welche Schlussfolgerungen aus den Ergebnissen unseres Forschungsprojektes gezogen werden können und was in Zukunft noch wichtig sein könnte, um die angedachten Visionen der neuen Begegnungen von Alt und Jung erfolgreich und nachhaltig umzusetzen.

1. Gesellschaftliche Veränderungen

Seit dem Ende des ersten Weltkrieges (Kolland 2011, S. 2) kam es in Österreich in unterschiedlichen Bereichen zu tiefgreifenden gesellschaftlichen Veränderungsprozessen, die zu einer radikalen Veränderung der Lebens- und Wohnsituation der Bevölkerung führten. Die Ursache dieser Veränderungsprozesse liegt unter anderem im demografischen Wandel begründet.

1.1 Demografie – Begriffsbestimmung

Das Lexikon der Soziologie definiert den Begriff der Demografie oder auch Demologie als „Wissenschaft von der Bevölkerung“ (Wienold 2007, S. 125) und ordnet ihr unter anderem die Themen der Bevölkerungsgröße, des Altersaufbaus, die Erforschung der Geburten- und Sterblichkeitsraten und die Migration zu. Die Anfänge dieser Wissenschaft reichen ins 17. Jahrhundert zurück und ihre Inhalte korrespondieren stark mit ökonomischen und politischen Fragen. Mittels mathematischer und statistischer Modelle werden Bevölkerungsentwicklungen einerseits beschrieben und historisch begründet, andererseits wird versucht, zukünftige Veränderungen der Population vorherzusagen. Diese Veränderungen der Bevölkerungsstruktur in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft und daraus resultierende gesellschaftliche Probleme werden zusammenfassend als demografischer Wandel bezeichnet (vgl. Wienold 2007, S. 125f).

1.1.1 Ursachen für den demografischen Wandel

Rudolf Schipfer (2005, S. 3ff) erklärt den demografischen Wandel mit einer nachhaltigen Änderung in der Altersstruktur der Bevölkerung, der einerseits von einem Geburtenrückgang und daraus resultierendem sinkenden Anteil Jüngerer und andererseits durch einen stets steigenden Anteil älterer Menschen gekennzeichnet ist. Eine Entwicklung, die neben Österreich auch viele andere hochentwickelte Industrienationen betrifft. Die durchschnittliche Kinderzahl pro Frau begann schon mit Ende des 19. Jahrhunderts von fünf auf circa zwei zu sinken und ab den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts konnte eine Generation zahlenmäßig nicht mehr durch die Anzahl der Geburten ersetzt

werden, was meint, dass die Kinderzahl unter das Bestandserhaltungsniveau fiel (vgl. Schipfer 2005, S. 3).

Die dadurch entstandene demografische Alterung einer Gesellschaft wird neben dem Geburtenniveau auch von der Lebenserwartung und von Wanderungsbewegungen bestimmt, wobei Franz Kolland (vgl. 2011, S. 2) den Rückgang der durchschnittlichen Kinderzahl pro Frau als wichtigste Ursache anführt. Josef Kytir (vgl. 2009, S. 41) stimmt dem zu, indem er sowohl der Mortalität (Sterblichkeit) als auch der Migration eine nachrangige Bedeutung für die Alterung einer Bevölkerung zuschreibt und ebenso die sinkende Fertilität für das geringe Bevölkerungswachstum verantwortlich sieht.

1.1.2 Demografische Entwicklung der letzten Jahrzehnte in Österreich

Österreichs Fertilitätsrate ist in den ersten drei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts stark gesunken. Durchschnittlich fiel die Geburtenzahl von vier auf zwei Kinder und ab den 30er Jahren lag sie nur mehr bei 1,5 Kindern pro Frau (vgl. Schipfer 2005, S. 4f). Abgesehen vom „Baby-Boom“ der späten 1950er und frühen 1960er Jahre schwankten die Geburtenzahlen auf niedrigem Niveau und blieben ab den 1970ern deutlich unter dem Reproduktionsniveau von zwei Kindern pro Frau. Parallel dazu stiegen der Anteil lebenslang kinderlos bleibender Frauen und die Lebenserwartung (vgl. Kytir 2009, S. 43f).

Die steigende Lebenserwartung und die damit verbundene Verringerung der Sterblichkeitsrate werden durch den medizinischen Fortschritt, verbesserte Lebensbedingungen und veränderte Ernährungsgewohnheiten begründet (vgl. Roloff 2005, S. 18).

Laut der Regionalprognose 2014 der Österreichischen Raumorientierungskonferenz wächst die österreichische Bevölkerung, altert aber gleichzeitig. Der Grund für das Wachstum liegt nahezu ausschließlich bei Zuwanderungsgewinnen (vgl. ÖROK 2016, S. 3). Diese Prognose verweist auf die weitere Zunahme alter und hochbetagter Menschen in Österreich, was uns zu einem Land mit einer alternden Gesellschaft macht (vgl. Kytir 2009, S. 41).

1.2 Die Auswirkungen des demografischen Wandels

1.2.1 Die alternde Gesellschaft

Wenn man von einer alten Gesellschaft spricht, dann betrachtet man die Zahl und den Anteil der Menschen über 65 Jahren und mehr, bzw. im Alter von 80 Jahren und darüber. Hierbei zeigt sich für Europa folgendes Bild: Lag der Altenanteil im Jahr 1950 noch bei 8%, so hat er sich in den letzten Jahrzehnten verdoppelt. Über 16 % der Europäer sind 65 oder mehr Jahre alt, somit ist Europas Bevölkerung im Vergleich zum Rest der Weltbevölkerung (7% Altenanteil) doppelt so alt. Die über 80 und mehr Jahre alten EuropäerInnen, wir sprechen bei dieser Bevölkerungsgruppe von den betagten Menschen, nehmen in der Gruppe der älteren Menschen wiederum 22% ein. Laut UN-Prognosen wird sich die Anzahl der Menschen im Alter von 65 und mehr Jahren bis zum Jahr 2050 verdreifachen (vgl. Kytir 2009, S. 41).

In der öffentlichen Diskussion ist diese alternde Gesellschaft mit vielen Ängsten besetzt. Zum einen werden die Belastungen der bestehenden Gesundheitssysteme durch die wachsende Anzahl an älteren Pflegebedürftigen thematisiert, zum anderen der ökonomische Kollaps prognostiziert, weil die Relation der Erwerbstätigen und der Pensionierten ungünstig ist. Zusätzlich schüren ein struktureller Wandel in den Familien und Angst vor wirtschaftlicher Stagnation die Bedenken (vgl. Kolland / Ahmadi 2010, S. 18).

Sachlich gesehen ist ein Anstieg der Pensions-, Gesundheits- und Pflegeausgaben aufgrund der Alterung der Bevölkerung anzunehmen. Dieser Anstieg der öffentlichen Ausgaben kann verringert werden, wenn die Gesundheitssituation der älteren und hochaltrigen Menschen deutlich verbessert wird. Ein Schlüssel dafür liegt in der Bildung im Alter. Das Altern der Bevölkerung kann durch einen veränderten Blickwinkel als neue Entwicklung der Gesellschaft und Wirtschaft interpretiert werden, nämlich dann, wenn die nachberufliche Lebensphase auch zu einer wird, in der gesellschaftliche Aufgaben übernommen werden und lebenslanges Lernen in den Mittelpunkt rückt. Wenn sich ältere Menschen im Ehrenamt oder in der Familienarbeit

engagieren, vielleicht auch flexibler Erwerbstätigkeit nachgehen, spricht man von einer Produktivität des Alters (vgl. Kolland / Ahmadi 2010, S. 19).

1.2.2 Veränderung des Altersbegriffs

Versucht man sich dem „Alter“ mittels einer Begriffsdefinition zu nähern, dann unterscheidet man in der menschlichen Biografie zwischen biologischem, sozialem und psychischem Alter. Beschreibt das biologische Alter die Stadien der physischen Entwicklung zwischen Geburt und Tod, so meint das psychologische die Entwicklungsstadien des personalen Systems und das soziale Alter den Ort, den die Person im gesellschaftlich gegliederten Lebenslauf einnimmt. Martin Kohli und Harald Künemund (2000, S. 94f) weisen darauf hin, dass die kalendarische Altersgrenze (60 oder 65 Jahre) offensichtlich eine Zäsur zwischen Erwerbstätigkeit und Nichterwerbstätigkeit darstellt und nur wenig mit biologischen oder psychischen Prozessen zu tun hat. Altern beschreibt somit auch eine Veränderung der sozialen Partizipation. Durch den Anstieg der Lebensjahre, die ein Mensch ab der kalendarischen Altersgrenze noch erwarten kann, vollzieht sich auch ein Wandel in der Wahrnehmung und Beurteilung des Altersbegriffs. Die Pensionierung öffnet nun Türen zu neuen Lebensaufgaben und wird nicht mehr ausschließlich als das Einläuten des letzten Lebensabschnitts interpretiert. Hatte noch vor über 100 Jahren eine 60-jährige Frau eine weitere Lebenserwartung von ungefähr 14 Jahren (vgl. Roloff 2005, S. 19), so würde diese Frau heute (2016) mit weiteren 25,36 Lebensjahren rechnen können (vgl. Statistik Austria, 2016). Dies führte in Folge zur Entwicklung von neuen durchaus positiver wahrgenommenen Altersbildern (vgl. Tews 2012, S. 26).

1.2.3 Altersbilder – die jungen Alten als neues Phänomen

Schon Mitte der 70er Jahre stellte Bernice Neugarten in einem Aufsatz den alten Alten die jungen Alten als ein neues Altersbild gegenüber, wobei sie dieser Altersgruppe die etwa 55-70-Jährigen zuordnete. Dieser Altersgruppe schrieb sie unter anderem Merkmale wie: relativ gesund, vergleichsweise materiell besser gestellt, gut ausgebildet und mit der starken Intention, die zu erwartende verlängerte und freiere restliche Lebenszeit sinnvoll auszufüllen, zu.

Neugarten weist auch darauf hin, dass schon zu diesem Zeitpunkt ein Drittel der Wahlberechtigten dieser Gruppe entstammen (vgl. Tews 2012, S. 25).

Anton Amann nennt diese Altersgruppe die „neuen Alten“ und ordnet diesem Phänomen die 55- bis etwa 70-Jährigen zu und beschreibt sie als die, „die in den Warteschlangen für Charterflüge nach Mallorca und den Malediven stehen, die in der ‘Club-Szene’ zu finden sind und die doppelt so alt wie die ältesten Jugendlichen sind.“ (Amann 2004, S. 126) Neben diesen für frühere Altersbilder unüblichen Haltungen wie Unruhe und dem Wunsch nach Abwechslung und neuen Erfahrungen gibt es aber auch Haltungen der Ordnung und Ruhe, was zeigt, dass die Übergänge ins Alter einer zunehmenden Individualisierung unterliegen und viele Facetten zeigen können (vgl. Amann 2004, S. 126f).

Barbara Pichler hingegen sieht in den aktuell vorherrschenden Altersbildern „konkurrierende, mitunter stereotype Vorstellungen von der Rolle, den Eigenschaften und dem Wert alter Menschen in der Gesellschaft.“ (Pichler 2010, S. 415) Diese Bilder sind einerseits negativ, stigmatisierend, so ist von „Generationenkrieg“ und „Pflegelawine“ die angsterfüllte Rede andererseits findet im Gegensatz dazu eine Überhöhung des Alters mit positiv konnotierten Attributen statt und man spricht von den „Best Agers“ oder den „Golden Oldies“. Den jungen, aktiven, reise- und konsumlustigen Alten, die aktiv am Leben teilnehmen, stehen Bilder von Hochbetagten, Pflegebedürftigen und Dementen gegenüber. Differenzierungsmerkmal dieser Altersbilder scheinen das Gegensatzpaar „jung“ und „alt“ zu sein und so lassen sich die „jungen Alten“ und „alten Alten“ unterscheiden. Diese Altersbilder sind wirkmächtig, weil sie unsere Wahrnehmung und in weiterer Folge unser Handeln beeinflussen. Sie beschreiben nicht nur Wirklichkeit, sie wirken normativ (vgl. Pichler 2010, S. 415f).

Die „jungen Alten“ sind historisch gesehen so früh wie noch nie zuvor aus dem Erwerbsleben ausgetreten, folglich ist ein großer Teil der Ruheständler zwar „zu alt“ für die Erwerbsarbeit, erfreut sich dabei aber noch guter Gesundheit (vgl. Pichler 2010, S. 416). Sie werden in der Literatur auch als „neue Alte“ und als Gruppierung beschrieben, deren Merkmale in der „Altersdehnung, der

Komprimierung der Berufsphase und der langen nachelterlichen Lebenszyklusstufe“ (Amann 2004, S. 127) liegen.

1.2.4 Veränderte Lebens-, Familien- und Wohnformen

Die Auswirkungen des demografischen Wandels führen in weiterer Folge auch zu veränderten Lebens- und Wohnformen. Gerade im Bereich der familiären und nichtfamiliären Lebensformen entstand in den letzten Jahrzehnten eine Vielfalt, die hier nur kurz angerissen werden kann, da sie den Umfang der Arbeit sprengen würde. Rüdiger Peuckert stellt einem „schrumpfenden Familiensektor“ den wachsenden „Nicht-Familiensektor“ (2007, S. 40) gegenüber.

Für das Steigen der Singlehaushalte liegen neben dem demografischen Wandel die steigende Instabilität von Partnerschaften und die zeitliche Entkoppelung zwischen Auszug aus dem Elternhaus und dem Zusammenziehen in einer Partnerschaft als Hauptgründe vor.

Die Anzahl kinderloser Paare ist ebenso zunehmend, was daran liegt, dass heute die Familiengründung aufgrund Unvereinbarkeit von Familie und Beruf, Freizeitverzicht etc. wiederholt aufgeschoben wird.

Daneben entwickelte sich ein sogenanntes getrenntes Zusammenleben von Paaren. Das „living apart together“, ist eine Lebensform, die bewusst gewählt wurde, bei der die PartnerInnen in getrennten Wohnungen leben und sich mindestens alle zwei Tage sehen. Aber auch kinderlose, junge, ledige Menschen, die wegen beruflicher oder ausbildungsrelevanter Gründe diese Form als Notlösung leben, werden zu dieser Gruppe gezählt.

Von „wilden Ehen“ spricht man umgangssprachlich bei Lebensgemeinschaften ohne Trauschein. Sie sind die Vorstufe oder eine dauerhafte Alternative zur Ehe, mit oder ohne Kinder. Als Motive für diese nichtehelichen Lebensgemeinschaften scheinen einerseits das „Prüfe, wer sich ewig bindet!“ und andererseits die Möglichkeit einer unkomplizierten, formlosen Trennung als Ausstiegsszenarium vorzuliegen.

Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften sind eine Lebensform, die in den letzten Jahrzehnten begann, ihre Gleichberechtigung zu erkämpfen, wobei

familienrechtliche Veränderungen eine Gleichstellung in vielen Lebensbereichen erst möglich machten.

Eine zunehmend wachsende Familienform sind Mütter oder Väter, die ohne Lebens- oder Ehepartner mit einem oder mehreren minderjährigen Kindern zusammenleben. Bei sogenannten Alleinerziehenden liegen die Gründe für diese Lebensform in Scheidung oder Trennung. Eine bewusst geplante, nichteheliche oder nichtpartnerschaftliche „unbemannte Mutterschaft“ ist statistisch nach wie vor selten.

Als Stief- oder auch Fortsetzungsfamilien werden die Familien bezeichnet, in denen zu den getrennt lebenden leiblichen Eltern zumindest ein sozialer Elternteil hinzu kommt. Auch wenn ein leiblicher Elternteil verstirbt und durch einen sozialen ersetzt wird, spricht man von dieser Lebensform.

Ebenso wie die Stieffamilie ist die Adoptivfamilie eine Form fragmentierter Elternschaft, bei der die Kinder durch Adoption die rechtliche Stellung eines ehelichen Kindes annehmen. Man unterscheidet zwischen Adoption durch einen Stiefelternteil, durch Fremde oder durch Verwandte.

Eine weitere Familienform sind die heterologen Inseminationsfamilien. Sie sind auf Reproduktion gegründete artifizielle Familien, die von ihren biologischen Strukturen her mit Stieffamilien vergleichbar sind. Die Elternschaft durch Reproduktionstechnologie ist nach wie vor in vielen Punkten umstritten und wirft ethische und soziale Fragen auf.

Eine rückläufige Form des Zusammenlebens stellen Mehrgenerationenhaushalte dar. Sie sind dadurch charakterisiert, dass Großeltern, Eltern und Kinder gemeinsam wirtschaften und leben (vgl. Peuckert 2007, S.40ff).

Leopold Rosenmayr erläutert, dass das Alleinleben mittlerweile Anerkennung gefunden hat und es in Österreich heute mehr Einpersonenhaushalte als Haushalte von Kernfamilien gibt, wobei er die Kernfamilie als solche mit zwei Elternteilen und zwei Kindern definiert. Rosenmayr weist darauf hin, dass Hunde dafür Konjunktur haben und die sogenannte „Bohnenstangenfamilie“ mit maximal einem Kind zur Regel wird (vgl. Rosenmayr 2007, S. 88).

Ähnlich beschreiben dies Andreas Baierl und Norbert Neuwirth, die in Österreich eine gravierende Veränderung in der Verteilung der Haushaltstypen beschreiben. Sie heben hervor, dass Paarhaushalte ohne Kinder und Einpersonenhaushalte stark zunehmen, hingegen andere Haushaltsformen eher konstant blieben. Dies führt zu einem Anstieg der Gesamtzahl der Haushalte (vgl. Baierl / Neuwirth 2011, S. 14).

Historisch gesehen waren sowohl Ein-Eltern-Familien als auch uneheliche Lebensgemeinschaften sowie gleichgeschlechtliche Partnerschaften Realität. Sie waren aber wenig anerkannt, teilweise sogar tabuisiert. In den letzten dreißig Jahren erfuhren auch diese Lebens- und Wohnformen unter anderem durch den stattgefundenen Wertewandel an Akzeptanz (vgl. Neuwirth / Wernhart 2011, S. 47).

Die demografische Entwicklung führte mit der gestiegenen Lebenserwartung unter anderem auch dazu, dass mehr Generationen einer Familie zugleich am Leben sind, wobei diese Familienmitglieder zwar in unterschiedlichen Haushalten leben, sehr wohl aber intime Beziehungen untereinander pflegen. Für diese gelebte Form der Familie prägte Hans Bertram den Begriff „Multilokale Mehrgenerationenfamilie“ (2000, S. 101). Das Leben an unterschiedlichen Orten führt nicht zwangsläufig zu einem Verlust familiärer Beziehungen, Rosenmayr verortet vielmehr eine Intensivierung gerade bei Eltern und ihren Kindern, wenn sie getrennt leben und prägt dafür den Begriff „Intimität auf Distanz“ (Rosenmayr 1976, zit. in Bertram 2000, S. 102).

Die Multilokalität und die damit einhergehenden Veränderungen in den Familienstrukturen führen zu einer zunehmenden Freiheit verbunden mit viel Unsicherheit. Das Familienleben ist gerade für Junge mit viel Organisationsaufwand verbunden, ferne Großeltern führen zu Betreuungsproblemen der Kinder. An ihre Stelle treten oft nicht verwandte Personen, die die Rolle von „sozialen Großeltern“ einnehmen (vgl. Franz 2014, S. 21). Julia Franz verortet in diesen Phänomenen ein Auseinanderdriften der Lebenswelten der unterschiedlichen Altersgruppen, da die technische, mediale und soziale Entwicklung seit Anfang des 20. Jahrhunderts so enorm war, dass es zu Verständigungsschwierigkeiten zwischen Jungen und Alten kommen könnte. Modernisierungsprozesse, die Globalisierung, die Emanzipation, eine

große Bildungsexpansion führten neben bahnbrechenden technologischen Erfindungen zu einer Pluralisierung und Vielfalt der Entscheidungsmöglichkeiten für den Einzelnen, die hundert Jahre vorher noch nicht denkbar waren. Hatte ein um 1945 Geborener noch eine relativ überschaubare Gestaltungsmöglichkeit seiner Biografie, so kann der um 1995 geborene Mensch aus einer unglaublichen Fülle von Möglichkeiten wählen (vgl. Franz 2014, S. 20f).

Durch die historische Veränderung der Wohn- und Lebensformen ergeben sich ganz neue Anforderungen an das Wohnen (vgl. Büscher / Emmert / Hurrelmann 2009, S. 52), auf die wir folgend kurz eingehen möchten.

1.2.5 Veränderte Wohnvorstellungen

Parallel zu individuellen Biografien entstehen vielfältige und unterschiedliche Wohnbedürfnisse in allen Altersgruppen. Eine von der Universität Bielefeld 2009 durchgeführte breit angelegte Studie zur Beforschung individueller Wohnsituationen, -vorstellungen und -erfahrungen ergab, dass in der Gruppe der Jüngeren (26 bis 45-jährige Personen) Flexibilität vorrangig ist. Ebenso wichtig sind die Finanzierbarkeit und die Möglichkeit, in einer Wohngemeinschaft leben zu können. In dieser Altersgruppe dominiert die berufliche Stabilisierung zugunsten einer langfristigen Wohnperspektive. Mit einer sicheren finanziellen Situation und/oder Familiengründung bzw. -erweiterung steigt der Wunsch nach mehr Wohnraum. Auch die Ansprüche an diesen Wohnraum steigen analog.

Die ältere Altersgruppe (45 bis 65-jährige) befasst sich trotz bestehender Erwerbstätigkeit schon mit veränderten Wohnformen im Alter, hingegen scheint sich dies mit dem Beginn der Pension zu verändern. In der Altersgruppe der PensionistInnen überwiegt der Wunsch nach Stabilität und Beständigkeit und ein Auseinandersetzen mit einer Veränderung der Wohnsituation tritt wieder in den Hintergrund.

Während in allen anderen Altersgruppen das Bedürfnis nach mehr Wohnraum (drei bis fünf Zimmer) steigend ist, sinkt dieses bei den über 65-Jährigen.

Allen Befragten gemein ist der Wunsch, den eigenen Wohnraum flexibel und individuell gestalten zu können und sich dabei an möglichst wenige Vorgaben

halten zu müssen. Von hoher Priorität ist auch das Vorhandensein einer modernen Technologie, einer alternativen Energieversorgung und eigener Außenbereiche sowie Grünflächen und Parks in naher Umgebung. Barrierefreiheit ist sowohl für ältere Befragte als auch für solche mit Kindern von hoher Bedeutung.

Die Erhebung zeigte unter anderem, dass ein Zusammenleben von mehreren Generationen unterschiedlicher Familien in allen Altersgruppen hohe Zustimmung fand. Bei der Form dieses Zusammenlebens wurde die Variante des gemeinsamen Wohnens in einer Straße oder Siedlung im Gegensatz zum Leben unter einem Dach am häufigsten genannt (vgl. Büscher / Emmert / Hurrelmann 2009, S. 3ff).

Was eine Generation ausmacht, wie der Begriff definiert werden kann und welche Herausforderungen damit verbunden sind, werden im nächsten Kapitel ausführlich behandelt.

2. Generation

Im Folgenden wollen wir uns mit unterschiedlichen Definitionen von Generationen auseinandersetzen, da gegenwärtig in der Literatur eine große Zahl an Generationsbezeichnungen, etwa die „Nachkriegsgeneration“, die „Baby Boomers“ oder die „Millenials“, zu finden sind. Alle diese Ausdrücke beschreiben eine bestimmte Gruppe an Menschen, die aufgrund ihrer Geburtsjahrgänge zusammengefasst wurden, doch was ist Generation eigentlich, wie entsteht eine solche und vor allem, was sind gemeinsame Merkmale?

2.1 Unterschiedliche Definitionsversuche von Generation

Generation einer einheitlichen Definition zuzuführen ist bis dato ob der großen Vielfalt, die in einer solchen herrscht, nicht gelungen. Lepsius schreibt hierzu „‘Generation’ ist ein in hohem Maße unspezifischer Begriff, sodass man alles damit assoziieren kann.“ (Lepsius 2005, S. 47) Gerade in der heutigen Zeit wird die Auseinandersetzung mit dem Thema der Generationen wieder bedeutender, wenn wir vom Generationenpakt, demografischem und sozialem Wandel, Versorgungsansprüchen oder dem Rückgang der Geburten sprechen. Daher stellt das Wort Generation durch seine offene Deutung immer wieder eine Herausforderung dar.

Ursprünglich vom Lateinischen „generatio“ (Zeugungsfähigkeit) abgeleitet, ist Generation heute laut Wörterbuch als „Glieder in der Geschlechterfolge, Gesamtheit der Menschen ungefähre Altersstufe“ (Duden 2004, S. 413) definiert.

Im Folgenden werden drei unterschiedliche Generationenbegriffe dargestellt, die sich im wissenschaftlichen Diskurs entwickelt haben und die es zu differenzieren gilt, weil sie nicht ineinander übergeführt und zu einem einzigen Begriff zusammengefasst werden können (vgl. Höpflinger 1999, S. 6).

2.1.1 Genealogisch-familienbezogener Generationsbegriff

Diese Begrifflichkeit erscheint als vergleichsweise eindeutig, weil sie sich auf die Abfolge von Familienangehörigen bezieht, die empirisch leicht feststellbar ist. Der Ausgangspunkt liegt darin, dass Kinder der Pflege und Erziehung von

Älteren bedürfen, was zu gesellschaftlichen Rollen wie Mutter oder Vater sowie der damit verbundenen Institutionalisierung von Verwandtschaft geführt hat. Auch wenn die Familienverhältnisse im Laufe der Zeit einem Wandel unterzogen sind, so lässt sich hier doch deutlich eine einheitliche Linie erkennen, die die Familie im Mittelpunkt stehen lässt (vgl. Lüscher 2005, S. 54). Doch die konkrete Ausgestaltung der Generationenbeziehungen innerhalb der Familie unterliegt sozialen, kulturellen als auch demografischen Veränderungen. Charakteristisch für moderne Gesellschaften sind hier zwei Merkmale: Zum einen tritt aufgrund der höheren Lebenserwartung ein Miteinander mehrerer Familiengenerationen häufiger auf und zum anderen ist eine stark zunehmende Entkoppelung von familiärem und sozialem Status zu Gunsten der individuellen Entwicklung erkennbar (vgl. Höpflinger 1999, S. 6). Allerdings sind genealogische Linien nach wie vor klar ersichtlich. Auch wenn sich Familienformen vervielfacht und Beziehungsverhältnisse in mancher Hinsicht verkompliziert haben, so bleibt die Familie im Mittelpunkt des Interesses (vgl. Liebau 1997, zit. in Franz et al. 2009, S. 26f).

2.1.2 Pädagogischer Generationsbegriff

Hier wird ganz konkret auf die gegenseitigen Lernerfahrungen bzw. -gewinne Bezug genommen. Unterschiedliche Generationen führen die jeweils andere in die je bestehende Welt ein, erlangen hierbei Wissen und Erfahrungen, interpretieren diese und geben sie wiederum teils formell und teils informell weiter (vgl. Lüscher 2005, S. 55). Francois Höpflinger schreibt hierzu, dass es eine Grundvoraussetzung jeder menschlichen Gesellschaft ist, Normen, Kenntnisse und Fertigkeiten von der älteren Generation an die neue Generation ihrer Kinder zu vermitteln, da nur so eine kulturelle, soziale und wirtschaftliche Kontinuität erreicht werden kann (vgl. Höpflinger 1999, S. 8). Doch die Vorstellung, dass es die Aufgabe der älteren Generation ist, der jüngeren zu helfen, erwachsen zu werden, wird in der Zeit des raschen gesellschaftlichen Wandels durch die Tatsache ergänzt, dass mittlerweile auch die Jüngeren die Rolle der Lehrenden und die Älteren die der Lernenden annehmen, was zum Beispiel bei der Nutzung der neuen Medien oder auch in der Technik allgemein erkennbar ist. Somit kann der pädagogische Generationsbegriff in der

dynamischen Gesellschaft als altersunabhängig angesehen werden, wobei es um das Erfahrungswissen bzw. den Erfahrungsvorsprung einzelner Personen im Lernsetting geht (vgl. Liebau 1997, zit. in Franz et al. 2009, S. 27).

2.1.3 Historisch-soziologischer Generationsbegriff

Dieser Begriff bezieht sich auf gesellschaftliche Gruppierungen, denen verschiedene soziale, politische und kulturelle Gemeinsamkeiten zugeschrieben werden. Diese Gemeinsamkeiten entstehen oft durch historische Ereignisse, die sich kollektiv als prägend auswirken, etwa Kriege, gesellschaftliche Umbrüche oder Krisen (vgl. Franz et al. 2009, S. 27). Aufgrund der Gleichzeitigkeit des Aufwachsens oder von gemeinsam erfahrenen Ereignissen werden hier Kategorien gebildet, die auf soziale Gemeinsamkeiten hinweisen. So wurden unter anderem Begriffe wie Kriegsgeneration, 68er Generation oder Generation X gebildet (vgl. Höpflinger 1999, S. 10). Bei den gemeinsam gemachten Erfahrungen ist allerdings ungewiss, welche Sachverhalte bei welchen gesellschaftlichen Gruppierungen faktisch tatsächlich zu einer Identifikation führen. Abgesehen davon muss in der heutigen Zeit auch auf die Entwicklung auf dem Arbeitsmarkt sowie die Organisation staatlicher Wohlfahrt ein Augenmerk gelegt werden. Ebenso sind die quantitative Veränderung des Bevölkerungsaufbaus sowie die ethnische Durchmischung und die sich daraus möglicherweise ergebenden Konflikte zwischen den Generationen von aktuellem Interesse (vgl. Lüscher 2005, S. 56). Als verbindendes Element dieses Begriffes gelten spezifische Ereignisse während einer genau definierten Zeitperiode. Da die Wahrnehmungen und das subjektive Empfinden von Erlebnissen allerdings unterschiedlich verlaufen, ist eine Zuschreibung erst im Nachhinein möglich. Diese gestaltet sich umso schwieriger in einer Zeit, in der die rasante Entwicklung der Technik und Wissenschaft Ereignisse immer schneller eintreten lässt und daher die Generation unserer Zeit vor neue Herausforderungen stellt.

2.2 Generationsforschung

2.2.1 Das Problem der Generationen - die „klassische“ Interpretation nach Karl Mannheim

Wenn wir von Generationenforschung sprechen, so hat wohl kein anderer Text sowohl die methodische als auch die theoretische Ausrichtung dieses Feldes derart nachhaltig geprägt wie die Abhandlung „Das Problem der Generationen“ von Karl Mannheim von 1928. In Fachkreisen gilt sie als Richtschnur für viele Forschungsvorhaben, da ihm durch die Unterscheidung von Generationslagerung, Generationszusammenhang und Generationseinheit eine Systematisierung gelang, die generationellen und sozialen Wandel miteinander verbindet (vgl. Jureit 2006, S. 15ff). Dieses Konzept der Generation soll nunmehr genauer erläutert werden.

„Generation war für Mannheim zunächst einmal keine Gruppe im soziologischen Sinne, sondern ein bloßer Zusammenhang. Es handle sich um ein Miteinander von Individuen, die sich zwar untereinander verbunden fühlten, ohne jedoch eine konkrete Gemeinschaft zu bilden.“
(Jureit 2006, S. 21)

Vielmehr denkt Mannheim hier an eine Klassenlage und beschreibt diese als „schicksalsmäßig-verwandte Lagerung bestimmter Individuen im ökonomisch-machtmäßigen Gefüge der jeweiligen Gesellschaft.“ (Mannheim 1928, S. 171) Die Lage, die durch gleiche Geburtsjahrgänge und den biologischen Rhythmus der Generationen die Möglichkeit eines kollektiven Erlebens eines Ereignisses bestimmt, nennt er Generationslage. Mannheim beschreibt außerdem, dass diese Generationslagerung nicht verlassen werden kann, sekundär sei dabei, ob der Mensch sich dessen bewusst ist oder sich ihr zurechnet (vgl. Mannheim 1928, S. 172ff).

„Die Differenz zwischen generationeller Lagerung und Generationenzusammenhang lag für Mannheim in der kulturell verfassten Bewusstseins- und Erlebnisschichtung, die es ermöglichten, dass Menschen verwandter Jahrgänge eine ähnliche Perspektive auf Ereignisse ausbildeten.“ (Jureit 2006, S. 22)

Voraussetzungen, unter denen es zu generationeller Vergemeinschaftung kommt, waren für Mannheim ein gemeinsamer kultureller Kontext, die Wahrnehmung des Geschehens aus der gleichen Lebens- und Bewusstseinschichtung heraus sowie eine chronologische Gleichzeitigkeit. Generationszusammenhang wird durch eine Partizipation der derselben Generationslagerung angehörenden Personen an gleichen Ereignissen konstituiert. Mannheim beschreibt dies als „Schicksalsgemeinschaft“, aus der Generationseinheiten entstehen, die - trotz teilweise unterschiedlichen Ausdrucksformen - auf einer gemeinsamen Grundstimmung aufbauen (vgl. Jureit 2006, S. 23). Er spricht von der Jugend als die am stärksten prägende Lebensphase, in der durch ein neues Verständnis von Kultur eine Veränderung bewirkt werden kann. Somit zielt seine Darstellung auf den sozialen Wandel ab. Im Grunde beschreibt er den Kreislauf des Lebens und Sterbens und leitet daraus fünf Grundphänomene ab, die prägend durch die Gesellschaft sind, nämlich

- Das stete „Neueinsetzen der Kulturträger“
- den „Abgang früherer Kulturträger“
- die zeitlich begrenzte Partizipation eines jeweiligen Generationszusammenhanges am Geschichtsprozess
- die „Notwendigkeit des steten Tradierens der akkumulierten Kulturgüter“
- die „Kontinuierlichkeit des Generationswechsels“.

Wichtig hierbei ist, dass die Generationen in Wechselwirkung zueinander stehen und sich gegenseitig beeinflussen (vgl. Mannheim 1928, S. 175ff).

2.2.2 Kritik und Rezeption des Mannheimischen Konzepts

Jürgen Zinnecker ist 2003 in einem Aufsatz der Frage nachgegangen, inwieweit Mannheims Theorie heute noch anwendbar ist. Dabei hat er einige Kritikpunkte herausgearbeitet, etwa, dass Mannheim die Generationen nur auf der Makroebene beschreibt oder dass der Aspekt der Integration nicht berücksichtigt wurde. Außerdem bezieht sich Mannheim auf eine kleine, elitäre Gruppe, nämlich jene, die zum damaligen Zeitpunkt Zugang zu Hochkultur hatten. Hier hat sich im Laufe der Zeit etwa im Zuge der gesellschaftlichen Modernisierung vieles verändert. Der unserer Meinung nach größte Kritikpunkt

ist allerdings, dass Mannheim die Jugend als Prägephase beschreibt und dies ist sehr deutlich zu hinterfragen, da wohl in jedem Lebensalter prägende Erfahrungen möglich sind (vgl. auch Zinnecker 2003, S. 45ff).

Zinnecker selbst führt in seiner Auseinandersetzung mit Mannheims Essay weiters vier Generationsarten an. Er unterscheidet „generative Generationen“ (Generationen innerhalb einer Familie), „Geburtsgenerationen“ (Generationen zeichnen sich durch das gleiche oder nahe zusammen liegende Geburtsjahre aus), „zeitgeschichtliche Generationen“ (Generationen, die in einem bestimmten Zeitabschnitt leben und dadurch gleiche geschichtliche Erlebnisse teilen) und „Lebensalter-Generationen“ (Altersgruppen wie Jugendliche oder Senioren bestimmen die Generation) (vgl. Zinnecker 2003, S. 42). In ähnlicher Art und Weise sieht dies auch Inken Bartels, doch fügt sie zu ihren Generationsbegriffen noch den „Generationsbegriff der Medien- und Werbebranche“ hinzu, unter den etwa Bezeichnungen wie die Generation X fallen (vgl. Bartels 2001, S. 33).

Ulrike Jureit wiederum kritisiert vor allem das Problem der Geschlechterdifferenzierung, da Mannheim seinen Generationsbegriff mit männlichen Kohorten verbindet, da - dem zeitgenössischen politischen Diskurs folgend - vor allem junge Männer Geschichte machen. Auch seine nationalen Ordnungsvorstellungen seien zu hinterfragen (vgl. Jureit 2006, S. 15ff).

Trotz der Kritiken und Neuinterpretierungen hat Mannheims Aufsatz bis heute seine Berechtigung, wobei immer darauf geachtet werden muss, welche Aspekte seines Ansatzes gegenwärtig noch anwendbar sind. Die Frage, ob prägende Ereignisse in jeder Alterslage wirksam werden können, ist zu hinterfragen, doch Mannheim selbst gesteht der älteren Generation ja eine Offenheit der jüngeren Generation gegenüber zu, also quasi ein intergenerationelles Lernen, wenn er betont, dass es eine Rückwirkung des Schülers auf den Lehrer gibt und somit die Generationen in ständiger Wechselwirkung stehen (vgl. Mannheim 1928, S. 184).

Bei einer Auseinandersetzung zum Thema Generation stößt man auch immer wieder auf den Begriff Generationsbeziehungen, die nachfolgend vorgestellt und unterschieden werden.

2.3 Generationsbeziehungen

Wenn wir von Generationsbeziehungen sprechen, dann lassen sich laut Francois Höpflinger - vereinfacht ausgedrückt - drei Grundmodelle unterscheiden. Zum ersten ist dies die Generationensolidarität (positive Interdependenz), zum zweiten der Generationenkonflikt (negative Interdependenz) sowie zum dritten die Segregation (Independenz) (vgl. Höpflinger 1999, S. 20). Diese Modelle werden im Folgenden kurz skizziert.

2.3.1 Generationensolidarität

„In den meisten öffentlichen Diskussionen überwiegt ein alltägliches Verständnis von Solidarität, etwa im Sinne des unbedingten Zusammenhaltens mit anderen Personen aufgrund gemeinsamer Ziele und Interessen.“ (Höpflinger 1999, S. 68)

Gemäß diesem Modell besteht die Annahme, dass zwischen familial-verwandtschaftlichen und historisch-gesellschaftlichen Generationen eine positive Beziehung vorliegt. Es sagt aus, dass die Interessen der verschiedenen Generationen positiv verknüpft sind und das, was der einen zu Gute kommt auch für die andere von Vorteil ist (vgl. Höpflinger 1999, S. 21).

Um jene gemeinsamen Interessen der Generationen auch empirisch darzustellen, gab das Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generation und Konsumentenschutz das Forschungsprojekt „Generationensolidarität in Österreich 2005“ in Auftrag. Die Kernaussage dieser Studie ist, dass die Familie nach wie vor ein solidarisches, absolut tragfähiges System der Sicherung gegen Notlagen und Situationen des Hilfe- und Unterstützungsbedarfs darstellt. Dieser Hilfebedarf trat allerdings bei Jüngeren häufiger auf als bei Älteren, wobei sich zwei Hauptthemen heraus kristallisierten, nämlich einerseits der Bereich der finanziellen Unterstützung und andererseits jener der Kinderbetreuung (vgl. Majce / Rosenmayr 2005, S. 2ff).

Auch wenn die Kernfamilie das größte Solidaritätspotenzial aufweist, so zeigt sich bei anderen Themen auch ein positives Solidaritätsklima im Freundesnetzwerk oder Wohnverbund. Der größte Hilfebedarf besteht hier in persönlicher Aussprache, wenn man Kummer oder Probleme hat. Die kommunikativ-emotionale Defizitsituation wird dicht gefolgt von der notwendigen, instrumentellen Unterstützung, also etwa Hilfsarbeiten im Wohnraum. Platz drei belegt hier eine vorübergehende Notwendigkeit an Hilfe bei kürzerer Erkrankung (vgl. Majce / Rosenmayr 2005, S. 33f).

Um adäquat Hilfeleistungen bieten zu können, ist - abgesehen von der finanziellen Komponente - eine gegenseitige Erreichbarkeit äußerst wichtig. Die Wohnverhältnisse spielen also eine bedeutende Rolle und ein enges Zusammenwohnen ist eine wichtige Voraussetzung für Kontakte und persönliche Hilfeleistung zwischen den Generationen. Damit ist aber nicht das Leben unter einem Dach gemeint, sondern, dass zwar das Wohnen der Generationen in separaten Wohneinheiten üblich ist, dennoch aber eine räumliche Nähe besteht (vgl. Rosenbaum 2011, S. 19ff).

2.3.2 Generationenkonflikt

Jede Generation hat ihre eigenen Wertvorstellungen und Ansichten über die Welt, die mit jenen der älteren Generation möglicherweise nicht vereinbar sind. Auch mediale Berichterstattung etwa über das nicht finanzierbare Pensionssystem oder die „Arbeitsscheue der Jugend“ enthält Konfliktpotenzial. Schnell wird dann vom „Generationskrieg“ und einem „Werteverlust“ gesprochen.

Das Modell der negativen Interdependenz geht also von einem mehr oder weniger ausgeprägten Konflikt an Werten und Interessen der Generationen aus, wobei in diesem Zusammenhang oft das Stichwort Nullsummenspiel fällt: Jeder Gewinn für den einen führt zum Verlust für den anderen (vgl. Höpflinger 1999, S. 20).

Auch zu diesem Thema wurde in der Studie zur Generationensolidarität in Österreich 2005 geforscht und aus ihr geht hervor, dass nicht nur ein Konflikt an Werten und Ansichten sondern auch eine ambivalente Haltung zwischen persönlicher und gesamtgesellschaftlicher Ebene zu erkennen ist. Das eigene

Verhältnis zur anderen Generation wird durchwegs als positiv bezeichnet, die gesamtgesellschaftlich bezogene Einschätzung fällt allerdings kritischer aus - nicht zuletzt aufgrund von Darstellungen in Massenmedien (vgl. Majce / Rosenmayr 2005, S. 7f). Vor allem wurden Konflikte dort beschrieben, wo sich die Jüngeren und Älteren als Fremde begegnen, da der Mangel an persönlicher Kenntnis durch Klischees und Vorurteile ersetzt wird. Auch kristallisiert sich heraus, dass Konflikte häufiger entstehen, je urbaner die Wohnlage ist. Doch auch wenn auf gesamtgesellschaftlicher Ebene Konfliktpotenzial geortet und die Zukunft mehrheitlich skeptisch beurteilt wird, kann von einer ausgemachten Feindseligkeit im Verhältnis zwischen den Generationen nicht gesprochen werden (vgl. Majce / Rosenmayr 2005, S. 2f). Dennoch entsteht in öffentlichen Diskussionen durchaus der Eindruck, die Beziehungen zwischen den Generationen etwa in Familien und Verwandtschaft seien tendenziell konfliktträchtig. Zwiespältige Gefühle können aus der Gleichzeitigkeit von Eigenständigkeit und Abhängigkeit, von Gemeinsamen und Unterschiedlichen sowie von Nähe und Distanz entstehen, wobei dies nicht unbedingt als negativ zu betrachten ist. „Wenn man sie sich eingesteht und lernt, damit umzugehen, können diese Konfliktpotenziale produktiv gewendet werden.“ (Rosenbaum 2011, S. 12) Sofern das gelingt, ist eine gute Basis für eine gut funktionierende Beziehung zwischen den unterschiedlichen Generationen geschaffen.

2.3.3 Segregation

Das dritte Modell der Generationsbeziehungen nimmt an, dass Jung und Alt recht unabhängig voneinander koexistieren. Die jeweiligen Interessen zeigen keine Wechselseitigkeit und gestalten sich mehr oder weniger unabhängig. Hier wird eine Gesellschaft skizziert, in der jede Generation ihr eigenes Leben führt und sich ihren Interessen widmet. Die Werthaltungen und Erfahrungen der älteren Generation sind für die Jüngeren ohne Belang und die Älteren interessieren sich nicht für die Zukunftsmodelle der Jüngeren. Bei genauerer Auseinandersetzung wird deutlich, dass dies von zwei Sichtweisen aus betrachtet werden kann. Zum einen werden dadurch Konflikte entschärft, da es wenig Berührungspunkte zwischen den Generationen gibt, doch zum anderen ist genau dies wiederum kritisch zu betrachten, da es durch die autonome

Lebensführung an Kommunikation und Solidarität mangeln kann. Faktisch ist das Modell der Segregation aber sehr wohl anzutreffen, etwa im Freizeitbereich, wo nicht selten für Jüngere und Ältere unterschiedliche Angebote gesetzt werden. Auch tiefe Freundschaftsbeziehungen entwickeln sich seltener zwischen Mitgliedern verschiedener Generationen (vgl. Höpflinger 1999, S. 22).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass Generationenbeziehungen in weiten Teilen als positiv bewertet werden und massive Konflikte eher künstlich, vor allem durch Medienberichterstattung, erzeugt werden. Auch wenn Anzeichen einer möglichen Solidaritäts Schwächung, die sich zukünftig verstärken könnte, nicht ignoriert werden dürfen, so wird derzeit die intergenerationelle Beziehung in erster Linie als belastbar und wechselseitig solidarisch stützend erlebt (vgl. Majce / Rosenmayr 2005, S. 72).

3. Intergenerationelles Lernen

In diesem Kapitel wird in einem ersten Schritt definiert, was unter intergenerationellem Lernen zu verstehen ist. Anschließend werden sowohl das informelle Lernen als auch Theorien zu Lernen aus Erfahrung vorgestellt. Auch Arten des Lernens zwischen den Generationen werden andiskutiert, sowie die Frage beantwortet, warum intergenerationelle Lernfelder vermehrt an Wichtigkeit gewinnen.

3.1 Definitionsansätze zu intergenerationellem Lernen

Grundlegend für ein Verständnis des intergenerationellen Lernens ist es, die Beschaffenheit und die dabei vorliegenden Rahmenbedingungen zu kennen. Auf diese soll hier in einem ersten Schritt eingegangen werden.

Unter intergenerationellem Lernen oder auch Lernen zwischen den Generationen können Lernprozesse verstanden werden, die dadurch entstehen, dass unterschiedliche Generationen miteinander in Beziehung treten und dadurch lernende Erfahrungen machen können. Dies bezieht sich sowohl auf familiäre als auch auf gesellschaftliche Kontexte (vgl. Liegle / Lüscher 2004, S. 49). Dabei sind „alle Formen des Lernens“, für welche der Bezug auf das Lebensalter bzw. die Generationenzugehörigkeit als Altersdifferenz oder Altersgleichheit relevant ist“ (Liegle / Lüscher 2004, S. 39) gemeint.

Aus dieser Beschreibung geht hervor, dass intergenerationelle Lernprozesse durch den Austausch der Generationen entstehen und sich nicht nur innerhalb familiärer Systeme ergeben sondern gesellschaftliche Prozesse darstellen.

Diese Prozesse finden allerdings nicht durch die Intention des voneinander Lernens statt, sondern im alltäglichen Miteinander, so bieten auch andere Gemeinschaften als die Familie, wie zum Beispiel Vereine, Gruppen oder die Nachbarschaft, Raum in dem intergenerationelle Lernprozesse stattfinden können. Es geht bei diesen Lernerfahrungen nicht ausschließlich darum Wissen weiter zu geben, sondern auch um einen Austausch von Werten und Lebenspraktiken (vgl. Franz et al. 2009, S. 32).

Ludwig Liegle und Kurt Lüscher beschreiben, dass intergenerationelle Lernprozesse unterschiedliche Richtungen haben können, einerseits lernen die

Kinder von der Eltern- /Großelterngeneration und andererseits lernen diese wiederum dadurch, dass sie im Austausch mit der Kindergeneration stehen. Da beide Prozesse parallel ablaufen, ergeben sich daraus wechselseitige Lernerfahrungen. Diese sind geprägt davon, dass die unterschiedlichen Generationen gemeinsam ein bestimmtes Thema behandeln und durch den Austausch zu neuen Erkenntnissen gelangen (vgl. Liegle / Lüscher 2004, S. 40ff).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass intergenerationelles Lernen durch einen wechselseitigen Austausch zwischen unterschiedlichen Generationen entsteht. Dieser findet jedoch nicht geplanter Weise statt, wie das bei formellem Lernen der Fall ist, sondern im alltäglichen Leben und Miteinander. Dabei geht es nicht nur primär um Wissensweitergabe, sondern auch um den Transfer von erprobten Werten, Haltungen und Lebenspraktiken.

3.2 Informelles Lernen

Informelles Lernen ist eine Form des Lernens, die immer mehr an Bedeutung gewinnt. Was darunter zu verstehen ist, wird in folgendem Kapitel in Grundzügen dargestellt.

Um fassbar zu machen, was hinter dem Begriff informelles Lernen steht, muss dieser zuerst zum formalem Lernen und non-formalem Lernen abgegrenzt werden.

Unter formalem Lernen wird in der Literatur das geplante Lernen innerhalb öffentlicher Bildungseinrichtungen verstanden, während non-formales Lernen das Lernen außerhalb des öffentlichen Bildungssektors beschreibt. Beide Formen jedoch meinen einen geplanten Bildungsvorgang, der durch „lehrende“ Personen angeleitet wird.

Neben diesen Eingrenzungen ergibt sich für das informelle Lernen eine Vielzahl an Formen, welche den anderen beiden Gruppen nicht zugeordnet werden können. Allen voran ist dieses Lernen dadurch gekennzeichnet, dass es ungeplant ist, es findet beiläufig statt und kann auch unbewusst vollzogen werden. Wichtig ist aber auch, dass es außerhalb des Bildungssystems

stattfindet und von den lernenden Personen selbst ausgeht, ohne dabei von lehrenden Personen angeleitet zu werden (vgl. Dohmen 2001, S. 18).

Bezogen auf die Beschaffenheit dieser Form des Lernens beschreiben Wiebken Düx und Erich Sass, dass verschiedene Lernprozesse gemeint sein können: unbewusstes und beiläufiges Lernen, das selbstständige Aneignen von Fähigkeiten oder eigenständiges Lernen, sowie das Lernen aus der Praxis (vgl. Düx / Sass 2005, S. 395).

Betrachtet man also diese spezielle Form des Lernens, ergeben sich die wichtigsten Eckpunkte aus dem Lernen außerhalb von Bildungseinrichtungen und dem Vollzug durch die lernende Person selbst, nicht aus dem Angestoßen werden von außen. Deshalb hat diese Form des Lernens auch im Austausch zwischen den Generationen und dem intergenerationellen Lernen große Bedeutung, da es sich zumeist um Lernerfahrungen im alltäglichen Leben handelt.

3.3 Lernen aus Erfahrung

Wie oben beschrieben, ist intergenerationelles Lernen stark informell geprägt und spielt sich zumeist im gemeinsamen Alltag ab, in diesem Zusammenhang spielt das Lernen aus Erfahrung eine wichtige Rolle. Um mögliche Verknüpfungen zwischen Erfahrung und Lernen etwas klarer zu verstehen, werden hier zwei Theorieansätze vorgestellt.

Ein erster Ansatz geht auf John Dewey zurück, der Lernen aus Erfahrung auf den Dualismus der Erfahrung selbst bezieht. So hat nach seiner Theorie jede Erfahrung eine passive und aktive Seite und erst das Zusammenführen dieser beiden führt zur Erfahrung selbst. Unter der aktiven Seite versteht er das Ausprobieren oder Versuchen der Menschen. Bei der darauf folgenden passiven Seite handelt es sich, seiner Ansicht nach, um das, was der Mensch erfährt, wenn er Erfahrung macht. Denn durch das Tun wird eine Reaktion ausgelöst, die auf den Menschen zurückwirkt (vgl. Oelkers 2011, S. 186). Ganz gezielt beschreibt Jürgen Oelkers Deweys Theorie wie folgt:

„Durch Erfahrung lernen heißt das, was wir den Dingen tun, und das, was wir von ihnen erleiden, nach rückwärts und vorwärts miteinander in Verbindung zu bringen.“ (Oelkers 2011, S. 187)

Hiermit zeigt sich sehr deutlich, dass es nicht nur darum geht, was wir tun, sondern vielmehr auch, was durch dieses Tun entsteht, wie es auf uns wirkt und welchen Bezug wir zwischen der Tätigkeit und dem entstehenden Ergebnis herstellen. Erst das in Bezug-zueinander-bringen führt zur Erfahrung.

Auf diesem Prinzip basierend werden in John Deweys Theorie zwei mögliche Arten von Erfahrungen beschrieben. Beiden gemein ist, dass an erster Stelle das Ausprobieren steht, aus dem sich dann eine Reaktion ergibt.

„Manche Erfahrungen bestehen aus wenig anderem als den Ergebnissen solches Handelns auf gut Glück. Wir sehen, daß eine gewisse Form des Handelns zu einem gewissen Ergebnis führt, aber wir sehen nicht in welcher Weise im Einzelnen beide miteinander verknüpft sind.“ (Oelkers 2011, S.194)

Hierbei handelt es sich also um eine Lernerfahrung, deren Nutzen wir allein durch das Ergebnis erzielen, ohne den genauen Wirkmechanismus, der zum Ergebnis geführt hat, zu verstehen.

Die zweite mögliche Art der Erfahrung ist darin begründet, dass ein Verständnis der zu Grunde liegenden Wirkmechanismen erreicht werden kann. So ist es möglich Ursachen, Wirkungen und die getätigten Handlungen in Bezug zueinander zu setzen. Dies führt dazu, dass mit diesem Wissen der Verknüpfungen zukünftig ein Nutzen aus der Erfahrung gezogen werden kann. Beide Arten können als Art des Lernens aus Erfahrung bezeichnet werden, jedoch von unterschiedlicher Qualität, denn beiden liegen das Ausprobieren und die darauf folgende Reaktion zu Grunde, doch erst bei der zweiten Art wird ein tieferes Verständnis der Situation erlangt (vgl. Oelkers 2011, S. 194).

Als zweiter Ansatz für Lernen aus Erfahrung soll nun jener von Günther Buck beschrieben werden. Dieser geht in seiner Lerntheorie davon aus, dass die Erfahrung „die anfängliche und für alle weitere (begriffliche) Vermittlung grundlegende Vermitteltheit der Dinge und meiner selbst“ (Buck 1989, S. 14) ist. Gemeint ist damit, dass die Erfahrung der Dinge den Menschen ein erstes Verstehen ermöglicht, aber immer im Zusammenhang mit dem jeweils Erfahrenden selbst steht. Sowohl das Verstehen aber auch der Bezug zum Lernenden selbst sind wichtige Bestandteile, um Lernprozesse vollführen zu können (vgl. Buck 1989, S. 14).

Die Erfahrung ist aber, laut Buck, nicht nur eine dem Lernen zu Grunde liegende Tatsache, sondern umgekehrt auch eine daraus resultierende Folgeerscheinung. Er bezieht sich darauf, dass wir im Alltag aus den in der Vergangenheit gemachten Erfahrungen gelernt haben, indem wir auf diese reagiert haben. Dieses Reagieren beschreibt er als Konsequenz, welche auf die gemachte Erfahrung folgt und dazu führt, dass wir eine neue Handlungsweise erlernen.

Ohne aus der Erfahrung resultierende Reaktionen können keine neuen Schlüsse gezogen werden, die wiederum zu „echten“ Erfahrungen führen.

Denn das Lernen und die Erfahrung sind direkt miteinander verbunden, sie bedingen sich gegenseitig (vgl. Buck 1989, S. 15).

Betrachtet man nun die beiden Ansätze im Vergleich, wird schnell klar, dass jener nach Buck sich darauf bezieht, dass uns die Dinge über sich selbst und ihr Sein belehren und wir dadurch dann zu einer neuen Erkenntnis gelangen. Durch das Erfahren der Dinge werden wir zur Reflexion angeregt und können dadurch Neues erlernen. Deweys Lerntheorie dagegen beschreibt, dass auf die aktive Seite des Ausprobierens, die passive des Erfahrens folgt und wir aus dem Zusammenspiel von Aktion und der folgenden Reaktion neues Wissen generieren können.

Aus diesen unterschiedlichen Sichtweisen lässt sich zusammenfassen, dass unser Lernen stark von unseren Erfahrungen geprägt ist, denn durch diese generieren wir neue Handlungs- und Reaktionsmuster, um passender oder besser reagieren zu können. Es geht dabei nicht nur um das, was wir selbst erfahren, sondern vielmehr um den Bezug zwischen unserem Selbst und der Erfahrung.

3.4 Von-, Mit- und Übereinander Lernen

Zusätzlich zu den oben genannten Lernformen ist noch von Wichtigkeit, welche Lernzusammenhänge in intergenerationellen Lernprozessen stattfinden können. Julia Franz beschreibt das Voneinander-Lernen als Prozess bei dem zwei Generationen zusammentreffen und die eine, die andere aktiv unterstützt. Somit wird eine Generation zu der lehrenden Generation und die andere zur

lernenden. Es handelt sich dabei also um einen in eine bestimmte Richtung ablaufenden Prozess, vom Lehrenden zum Lernenden (vgl. Franz 2010, S. 32). Beim Miteinander-Lernen der Generationen, sind die Beteiligten gleichberechtigte PartnerInnen innerhalb der Interaktion zu einem bestimmten Thema. Hierbei spielt die Richtung keine Rolle, sondern es geht vielmehr darum den gemeinsamen Lernprozess zu gestalten (vgl. Franz 2010, S. 33).

Von Übereinander-Lernen kann dann gesprochen werden, wenn dem Lernprozess die Intention zu Grunde liegt, sich übereinander auszutauschen, Vorurteile auszuräumen und neue Erfahrungen mit der anderen Generation zu machen (vgl. Meese 2005, S. 40).

Alle drei genannten Formen des Lernens lassen sich innerhalb intergenerationaler Lernprozesse wieder finden. Voneinander-Lernen könnte zum Beispiel die junge Generation von der älteren im Bereich der Traditionen oder was Gemüseanbau oder Kochen anbelangt. Umgekehrt wäre es möglich, dass die ältere Generation im Bereich der Medien oder der Technik Unterstützung bei der jüngeren Generation findet. Im Bereich des Miteinander-Lernens behandeln beide Generationen ein gemeinsames Thema, dies können Sprachen sein, sowie bestimmte Inhalte von gemeinsamem Interesse. Übereinander-Lernen kann als viel spezifischeres Lernen angesehen werden, hier geht es um gegenseitigen Erfahrungsaustausch, Meinungen, Ansichten und Werthaltungen.

3.5 Warum braucht es intergenerationalles Lernen?

Die Wichtigkeit intergenerationaler Lernprozesse, aber vor allem, dass diese vermehrt künstlich geschaffen werden, begründet sich in vielen Veränderungen der Gesellschaft. Hier sollen zuerst die wichtigsten Gründe behandelt werden.

Als erster Grund ist die demografische Veränderung der Gesellschaft zu sehen, die Phase nach der Pension wird immer länger und bietet vermehrt Möglichkeiten der Gestaltung und Teilhabe. Die mittlere Generation wird mit einer zweifachen Belastung konfrontiert, einerseits die Rolle der Eltern, was Erziehung und Betreuung anbelangt und andererseits die Rolle der Kinder,

ihren Eltern oder Schwiegereltern gegenüber. Hier gibt es oftmals Verpflichtungen der Betreuung oder sogar der Pflege (vgl. Franz et al. 2009, S. 10f).

Als zweiter Grund ist zu nennen, dass sich durch den gesellschaftlichen Wandel auch die Notwendigkeit des Lernens gewandelt hat. Es geht nicht mehr einzig darum die schulische Ausbildung abzuschließen und dann im Erwerbsleben zu stehen, sondern die Menschen sind viel mehr gefordert, sich immer wieder weiter zu entwickeln. Diese Weiterentwicklung gilt unabhängig vom Lebensalter und kann unter dem Stichwort des lebenslangen Lernens zusammengefasst werden (vgl. ebd. S. 11).

Als dritter Grund sind die Veränderungen der Generationen zueinander zu nennen. Speziell durch den Arbeitsmarkt und seine Anforderungen kommt es öfter zu räumlichen Trennungen der Familie, aber auch die Veränderung der Kompetenz selbst, führt zu weniger automatischen generationsübergreifenden Kontakten und Lernfeldern. Wissen und Kompetenz sind inzwischen nicht mehr alleine eine Frage des Alters oder der Erfahrung, wie dies früher der Fall war. Jeder Mensch kann in gewissen Bereichen über Kompetenzen verfügen, während er zugleich in anderen auf Unterstützung angewiesen ist. So können theoretisch alle Generationen voneinander etwas lernen (vgl. ebd. S. 12).

Als letzter Grund ist die wirtschaftliche Entwicklung als Auslöser für eine Veränderung der Generationenbeziehung zu sehen. Die Situationsannahme, dass „wenn man fleißig arbeiten und sparsam ist, es die Kindergeneration später einmal besser haben wird“ hat an Gültigkeit verloren. Es kommt eher zu einer umgekehrten Entwicklung, dass es der nächsten Generation vermutlich schwerer fallen wird, als den bestehenden. Die Schwierigkeiten beziehen sich vor allem auf den Arbeitsmarkt und die notwendige Qualifizierung, das Erreichen einer finanziellen Unabhängigkeit, wodurch sich auch die Familiengründung in der Biografie zeitlich nach hinten verschiebt (vgl. ebd. S. 12).

Betrachtet man nun diese Veränderungen, wird schnell klar, dass sich die Rollen der Generationen untereinander auch verändern bzw. neue Bedeutungen bekommen. Die Entwicklungen sowohl das Zusammenleben

betreffend, aber auch des Rollenverständnisses, führen dazu, dass Generationen eher auseinander rutschen, weshalb es notwendig erscheint, das Miteinander durch künstlich geschaffene Begegnungsräume zu fördern. Durch pädagogische Konzepte kann versucht werden, ein Mehr an Kontaktmöglichkeiten zu schaffen und dadurch intergenerationellen Austausch zu erreichen.

4. Generationenwohnen

Aufgrund des schon deutlich skizzierten sozialen und gesellschaftlichen Wandels stehen wir nun vor der Situation, dass den Generationen viele natürliche Begegnungsmöglichkeiten nicht mehr offen stehen. Die Daten des Statistischen Bundesamtes Destatis (2016) zeigen, dass in vielen europäischen Ländern schon jeder fünfte EU-Bürger älter als 65 Jahre ist. So könnte im Jahr 2020 etwa ein Drittel der über 65-jährigen keine Kinder oder Enkel mehr haben. Die Entwicklung von neuen Konzepten, um Beziehungen und Austausch zwischen den Generationen wieder zu intensivieren, ist derzeit ein sehr aktuelles Thema - das kann an der Anzahl der vielen intergenerativen Projekte abgelesen werden, die in den letzten Jahren entstanden sind.

4.1 Annäherung an das Thema Generationenwohnen

Überlegungen zu neuen Projekten, in denen das gemeinsame Leben und Wohnen von Alt und Jung aufgrund des sozialen Wandels neu initiiert werden sollten, tauchten im Laufe der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts in der Literatur auf. Der Begriff des (Mehr)Generationenwohnens findet erst um die Jahrtausendwende seine Anwendung. Generationenwohnprojekte zeichnen sich grundsätzlich dadurch aus, dass damit die frühere Wohnform der Großfamilie simuliert werden soll und zwar in einem „innovativen Setting“ (Röhrle 2014, S. 217).

Im Zentrum steht das Leben und Wohnen von Alt und Jung unter einem Dach, wobei es um einen Austausch zwischen allen Generationen geht, nicht nur zwischen Kindern und alten Menschen. Als verbindendes Element werden gleiche oder ähnliche Interessen zwischen Menschen verschiedener Altersgruppen gesehen (vgl. Greger 2001, S. 2).

Zudem sind Generationenwohnprojekte nach unserer Wahrnehmung der herangezogenen Fachliteratur unter anderem durch folgende Merkmale gekennzeichnet:

- Freiwillige, selbstbestimmte Entscheidung über den Einzug
- BewohnerInnen haben Interesse an generationsübergreifenden Interaktionen, nachbarschaftlichen Beziehungen und Austausch

- Unterstützung der Interaktion durch entsprechende, organisierte Angebote sowie freier Zugang zu offenen Gemeinschaftsräumen
- Eigene Wohnungen und gemeinsame Räume regeln Bedürfnisse nach Nähe und Distanz
- Projekte sind mit professioneller, meist sozialpädagogischer Begleitung konzipiert, andere wiederum sind von den BewohnerInnen selbst in Eigeninitiative auf die Beine gestellt worden
- Üblicherweise kein Verwandtschaftsverhältnis zwischen den BewohnerInnen

Wie erleben nun die Menschen selbst ihr Leben in den Generationenwohnprojekten? BewohnerInnen eines Mehrgenerationenhauses in Deutschland beschreiben ihre Vorstellungen vom Leben im Haus so:

„Im Zentrum unseres Interesses stehen das gelebte Miteinander, das Erleben von Gegenseitigkeit und Gemeinschaft, aber auch das bewusste Abgrenzen und das eigenständige Leben jedes Einzelnen als Teil der Bewohnerschaft dieses Wohnkonzeptes. Dabei gehen wir davon aus, dass der Einzug in ein Mehrgenerationenhaus eine bewusst getroffene Entscheidung ist, dem auch ein Lebenskonzept zugrunde liegt.“ (Schulz-Nieswandt / Köstler / Langenhorst / Marks 2012, S. 114)

Die von den Generationen genannten Schlagworte des gelebten Miteinanders, dem Erleben von Gemeinschaft und Nachbarschaft erinnern an erste Ansätze in der Gemeinwesenarbeit, wie der Toynbee Hall in London oder dem Hull House in Chicago (vgl. Binne / Teske 2014, S. 199f), auch wenn sich das Miteinander damals auf die Bewältigung sehr existentieller Bedürfnisse bezog. In Deutschland startete das Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend 2006 mit einem großen „Aktionsprogramm Mehrgenerationenhaus“, das zur Zeit 450 Mehrgenerationenhäuser umfasst. 2017 ist eine Neuauflage des Aktionsprogrammes geplant, damit wird die Förderung dieser Projekte durch die Bundesregierung weitergeführt.

„Das Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser II fördert gezielt das generationenübergreifende Miteinander. Dieser Ansatz gibt dem Programm seinen Namen und ist sozusagen Alleinstellungsmerkmal

jedes einzelnen Mehrgenerationenhauses: Jung und Alt können und sollen sich hier begegnen, voneinander lernen, miteinander aktiv sein und sich für die Gemeinschaft vor Ort stark machen. Im ‚Offenen Treff‘ kommen Menschen in ungezwungener Atmosphäre und ohne Verpflichtung zusammen, bieten einander Gesellschaft und haben ein offenes Ohr füreinander. Dieses Miteinander der Generationen bewahrt Alltagskompetenzen und Erfahrungswissen, fördert die Integration und stärkt den Zusammenhalt zwischen Menschen aller Generationen – auch und vor allem außerhalb der Familie.“ (BMFSFJ o.J.)

In Österreich finden sich keine so großen staatlich organisierten Projekte, allerdings zunehmend Initiativen gemeinnütziger und privater Träger.

Zielsetzungen von Generationenwohnprojekten können unterschiedlich sein, es existieren Häuser, die als Alternative zu Pflegeheimen konzipiert sind (integriertes Mehrgenerationenhaus), daneben gibt es Wohnen unterschiedlicher Generationen und zugleich unterschiedlicher Herkunft (Migrationsmehrgenerationenwohnen). Je nach Zielsetzung gestalten sich die Rahmenbedingungen, zu denen wir jetzt kommen.

4.2 Aspekte und Faktoren für das Gelingen von Generationenwohnprojekten

Nachdem die Wohnform des Generationenwohnens darauf abzielt, die Interaktionen zwischen den Generationen zu intensivieren, zeigt sich, dass dafür in der Haltung der BewohnerInnen einige Aspekte wesentlich sind.

Als ein erstes Merkmal kann das positive Erleben von Nachbarschaft genannt werden. Nachbarschaft ist ein Begriff, der Assoziationen und Gefühle wie Geborgenheit, Überschaubarkeit oder Heimat auslösen kann. Nachbarschaft bedeutet Bindungen, Kommunikation, Beziehung, Vertrauen. Frank Schulz-Nieswandt bezeichnet das Wohnen als eine Ausdrucksqualität der seelischen Identitätswürfe des Menschen im Modus seiner Formen des sozialen Miteinanders. Diese Ausdrucksqualität gewinne das Wohnen unter anderem durch die Einbettung in das nachbarschaftliche Umfeld (vgl. Schulz-Nieswandt et al. 2012, S. 3).

Zum zweiten ist die Bereitschaft zu Partizipation und freiwilligem Engagement der BewohnerInnen wesentlich. Viele wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass Mitgestaltung ein ganz wichtiger Motivationsfaktor eines Menschen für eine Sache oder ein Projekt ist. Partizipation könnte als Möglichkeit genutzt werden, eigene Lebensbedingungen mitzugestalten und somit die eigene Lebensqualität zu erhöhen. Nach Mike Seckinger spricht vieles für die Vermutung, dass Menschen mit zumindest einem Gefühl von mehr Kontrolle über ihre Lebensumstände, mit ausgeprägterer Hilfsbereitschaft und größerem Verantwortungsgefühl sich auch mehr beteiligen. So könne es zu einem positiven „Engelskreis“ kommen, zu einer günstigen wechselseitigen Beeinflussung von Mitgestaltung und ihren Auswirkungen (vgl. Seckinger 2014, S. 247).

Freiwilliges Engagement wird im oben bereits erwähnten Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser als ein zentrales Ziel des Programms betont:

„Das breite Spektrum der Fähigkeiten und Fertigkeiten der Freiwillig Engagierten ermöglicht in der Regel erst die große Vielfalt an Angeboten, die vor Ort geplant, durchgeführt und erweitert werden kann. Die freiwillig Aktiven profitieren, weil ihnen die Mitarbeit neue und interessante Möglichkeiten eröffnet, sich für andere einzusetzen.“
(BMFSFJ o.J.)

Als dritter Aspekt kann das Interesse an Begegnungen und die Möglichkeiten dazu genannt werden. Diese können in Generationenwohnprojekten auf unterschiedlichen Ebenen stattfinden: in den Gemeinschaftsräumen, in Haus und Garten oder im Rahmen von entstandenen Bekanntschaften und Freundschaften.

Nicht zuletzt kommt dem Thema Nähe und Distanz hier eine besondere Bedeutung zu. Zur gelebten Gegenseitigkeit und dem Raum des Miteinanders kommt die Selbststeuerung jedes Bewohners, die er individuell leben kann (vgl. Schulz-Nieswandt et al. 2012, S. 123).

„Die Wahlfreiheit zwischen den Polen Alleinsein – in Gemeinschaft sein wird als positiv erachtet. Es sind die Optionen, sich zurückzuziehen und sich einbringen zu dürfen, die die Lebensqualität dieses Wohnkonzeptes bestimmen.“ (ebd. S. 126)

Zudem gilt der Aspekt der Individualität und der persönlichen Autonomie als sehr hoher Wert in unserer Gesellschaft.

Um die Wahrscheinlichkeit von Begegnungen zwischen den Generationen zu erhöhen, nennt Christopher Gess im Kontext der Mehrgenerationenhäuser ein Fünf-Stufen-Modell als erfolgreiche Strategie:

- „1. Bedürfnisse der unterschiedlichen Altersgruppen erheben (Bedarfsanalyse)
2. Alle Altersgruppen durch auf sie zugeschnittene Angebote ansprechen (zum Beispiel Kinderbetreuung, Hausaufgabenhilfe, Sprachkurse, Seniorencafé)
3. Möglichkeiten für Begegnungen schaffen (zum Beispiel offener Treff)
4. Angebote zum Wissenstransfer zwischen den Generationen aufbauen (zum Beispiel Erzählcafé)
5. Unterstützung der Generationen füreinander fördern (zum Beispiel Leihgroßeltern).“ (Gess 2014, S. 262)

Als weiteres Kriterium für das Gelingen des gemeinsamen Wohnens kann das Anerkennen der Bedürfnisse der unterschiedlichen Generationen gesehen werden.

Wie Elke Schulte ausführt, wird die Mehrzahl der vitalen Grundbedürfnisse im Bereich des Wohnens befriedigt: „Damit ist die Qualität von Wohnung und Wohnumfeld der wichtigste Indikator für Lebensstandard und Lebensqualität.“ (Schäfers 2006, S. 108 zit. in Schulte 2009, S. 54) Dem schon erwähnten Bedürfnis nach Balance von Individualität und Gemeinschaft und damit auch der Möglichkeit der Regulation von Nähe und Distanz muss in der baulich-architektonischen Gestaltung von Generationenwohnprojekten Rechnung getragen werden. Unterschiedliche Wohnbedürfnisse der Generationen wie z. B. barrierefreie Zugänge, Balkone, Gärten, Spielflächen, überschaubare Wohneinheiten etc. sind zu berücksichtigen. Das Bewusstsein der Generationen dafür, dass Lebens- und Wohnbedürfnisse in unterschiedlichen Lebensphasen differieren und die Bereitschaft dazu, sich mit Rücksichtnahme

und Verständnis zu begegnen, dürfte unserer Ansicht nach ein wesentlicher Gelingensfaktor für Generationenwohnprojekte sein.

Zudem stellt die professionelle Betreuung der BewohnerInnen, etwa durch SozialpädagogInnen oder SoziologInnen, durch das Angebot von gezielten Aktivitäten und Aufgreifen der unterschiedlichen Interessen eine Brücke zwischen den Generationen dar. Die MitarbeiterInnen geben den Projekten ein nach außen hin erkennbares, attraktives Gesicht (vgl. Roß / Tries 2014, S. 172) und unterstützen in der Nutzung aller Möglichkeiten, die diese Wohnformen bieten können.

4.3 Chancen und Möglichkeiten

Intergenerative Projekte wie das Generationenwohnen beruhen auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit. Die BewohnerInnen unterschiedlichen Alters kommen über gemeinsame Themen und ähnliche Interessen miteinander in Kontakt: „Ein echtes Interesse an intergenerativen Aktivitäten ist dann auszumachen, wenn die Beteiligten für sich einen Nutzen, einen ‘Benefit’ identifizieren können.“ (Roß / Tries 2014, S. 168)

Wie Paul-Stefan Roß und Hille Tries darstellen, liegen zu den Wirkungen generationenübergreifender Projekte derzeit fast ausschließlich beschreibende erfahrungsorientierte Berichte vor, sozialwissenschaftliche, empirisch belegte Forschung existiert dagegen kaum (ebd. S. 169). Auch Birgit R. Greger betont, dass in Deutschland die wissenschaftliche Auseinandersetzung und Professionalisierung von Generationenarbeit erst am Anfang stehe, für Österreich dürfte unserer Ansicht nach Ähnliches gelten (vgl. Greger 2001, S. 11).

Auf Basis unserer Auseinandersetzung mit der Fachliteratur können wir für die jüngere Generation durch das intergenerationelle Wohnen folgende „Benefits“ ausmachen:

- Nutzen des Erfahrungs- und „Weisheitswissens“ der Älteren zur Bewältigung des Alltags und der Gestaltung der Lebensphasen,
- Entlastung im Alltag durch Übernahme von Kinderbetreuung und bestimmten Aufgaben insbesondere für Alleinerziehende und dadurch Erhaltung notwendiger Zeitressourcen

- Bereicherung durch nachbarschaftliche Bezugs- und Ansprechpersonen

Das Generationenwohnen könnte aus unserer Sicht für ältere Menschen in folgenden Aspekten gewinnbringend wirken:

- Bildung bzw. Aufrechterhaltung eines sozialen Netzwerkes, somit kann möglicher Vereinsamung und Isolation entgegengewirkt werden
- Erleben des Selbstwertes durch das Gefühl des „Gebrauchtwerdens“
- Erfahrung von Unterstützung im Alltag durch Abnahme von Alltagstätigkeiten und dadurch verlängerte Phase der Autonomie im Alter
- Erleben von Sicherheit, Schutz, Geborgenheit und Überschaubarkeit

Der Austausch und die Auseinandersetzung mit jeweils anderen Generationen könnten zudem dienlich sein, Vorurteile und Meinungen zu hinterfragen bzw. aufzuweichen. Auf die Möglichkeiten, die das intergenerationelle Lernen in diesem Zusammenhang bieten kann, wurde schon an anderer Stelle ausführlich eingegangen.

Heike Binne und Irmgard Teske sehen im Generationenwohnen zudem eine neue Chance darin, dass „ein Wechsel von der Betroffenen-Perspektive zur Akteurs-Perspektive stattfinden kann und soll. Menschen erhalten die Chance, durch ihr Engagement im Nachbarschaftszentrum eine Aufwertung zu erhalten, zu lernen und zu Akteuren ihres Alltags zu werden.“ (Binne / Teske 2014, S. 206)

Als vielfach wissenschaftlich gesichert gilt außerdem der Zusammenhang zwischen stabilen sozialen Beziehungen und Gesundheit, Lebensqualität und Lebenserwartung.

Sind Generationenwohnprojekte nun also die optimale Wohnform der Zukunft für alle?

4.4 Mögliche Herausforderungen

Wie schon erwähnt, betonen Paul-Stefan Roß und Hille Tries, dass sich Forschung zu den Bedingungen und zu Qualität intergenerativer Beziehungen in Deutschland derzeit erst sehr spärlich findet (vgl. Roß / Tries 2014, S. 169), was unseren Rechercheergebnissen nach auch für Österreich gilt. In der

Diskussion zu generationsübergreifenden Projekten und Initiativen überträfen momentan die Hoffnungen, Postulate und Beschwörungen deutlich das handfeste Wissen als Basis für theoriegeleitetes, fachlich angemessenes Handeln. Roß und Tries glauben, eine Art „Generationenromantik“ zu erkennen, die gleichsam als Gegenbewegung zur pessimistischen Betrachtungsweise der demografischen Entwicklung entstanden sei (vgl. ebd.). Greger äußert sich ebenfalls kritisch in Bezug auf Betrachtungsweisen der Generationenbegegnungen in der Vergangenheit:

„So wurde wissenschaftlich nachgewiesen, dass es die Drei-Generationen-Großfamilie von früher, die oft idealtypisch dargestellt wird, in der west- und mitteleuropäischen Geschichte so in der Regel nicht oder nur sehr selten gab. Allein die geringere Lebenserwartung verringerte die Chance der jüngeren Generation, mit den Alten zusammenzuleben.“ (Greger 2011, S. 7)

Somit wird deutlich, dass es nicht das Ziel sein kann, den althergebrachten Bildern von Großfamilie wieder zu entsprechen und diese künstlich nachzustellen. Vielmehr scheint es darum zu gehen, einen neuen Weg zu finden, um Begegnungen zwischen den unterschiedlichen Generationen in unserer Zeit zu ermöglichen, denn „dass die Häuser unterschiedliche Generationen erreichen, wie durch die Mischung der Generationen in den Häusern belegt, bedeutet jedoch nicht zwangsläufig, dass sich die Generationen auch begegnen.“ (Gess 2014, S. 261)

Die unterschiedlichen Bedürfnisse der Generationen könnten ein nicht unbeträchtliches Konfliktpotenzial bergen. Gegenseitiger Respekt, Rücksicht und Toleranz scheinen unabdingbar für das Zusammenleben. Ein weiterer Stolperstein könnte die Vorstellung sein, dass Engagement gegenseitig aufzurechnen sei, somit könnte die Situation entstehen, dass zum Beispiel Ältere das Gefühl haben, nicht genug beisteuern zu können und deshalb davor zurückscheuen, um nachbarschaftliche Hilfe zu bitten.

Der Wert des Erfahrungs- und Weisheitswissens älterer Menschen scheint - zumindest in der westlichen Welt - nicht mehr den Stellenwert bei jungen Menschen zu haben, der ihm zukommen könnte. Gänzlich offen ist die Frage der Weiterentwicklung von Generationenwohnprojekten: Was passiert, wenn

die ältere Generation nicht mehr da ist, folgen den Jüngeren wieder Jüngere und bleibt somit eine Durchmischung aufrecht?

Ob Generationenwohnprojekte also die (geeignete) Antwort auf den demografischen und gesellschaftlichen Wandel sind, wird sich erst noch zeigen müssen, dazu sind die Projekte noch zu jung. In Zukunft wird es darum gehen, Erfahrungen wissenschaftlich zu evaluieren und Konzepte der Generationenwohnprojekte weiter zu entwickeln (vgl. Binne / Teske 2014, S. 207).

5. Projektbeschreibung „Rosa Zukunft“

In nachfolgendem Kapitel soll kurz auf das Projekt der „Rosa Zukunft“ eingegangen werden, damit der Hintergrund unseres Forschungsinteresses klarer verständlich wird.

5.1 Allgemeine Projektbeschreibung

Bei der „Rosa Zukunft“ – Wohnen an der Rosa-Hofmann-Straße, handelt es sich um ein gemeinschaftliches Bauprojekt von vier Salzburger Baugenossenschaften, das im Jahr 2013 errichtet wurde. Voraussetzung für das Bauprojekt war, den thematischen Schwerpunkt auf die Bereiche des Seniorengerechten Wohnens und des Generationenwohnens zu legen. Wichtige Eckpunkte dazu waren eine Durchmischung der verschiedenen Altersgruppen, sowie die Möglichkeit auf geförderte Mietwohnungen aber auch Eigentumswohnungen. Ziel war es innerhalb des Gesamtprojektes, gestützt durch die Wohnkoordination, einen positiven Nachbarschaftsgedanken zu leben und den Zusammenhalt aller BewohnerInnen zu fördern. Um den sozialen Aspekten des Projektes gerecht werden zu können, wurde ein soziologisches Konzept zu Grunde gelegt, das durch das Diakoniewerk Salzburg umgesetzt wird.

Die „Rosa Zukunft“ ist in vier Angebote unterteilt, neben Seniorengerechtem Wohnen, jungem Wohnen-Eigentum und Eigentum für ältere Personen nimmt vor allem das Generationenwohnen einen großen Teil des Projektes ein (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013b, S.6ff).

5.2 Soziologisches Konzept des Diakoniewerkes Salzburg

Durch den bereits oben genannten thematischen Projektschwerpunkt war es für das soziologische Konzept von großer Bedeutung, sich mit den speziellen Bedürfnissen von SeniorInnen auseinander zu setzen. Das Diakoniewerk Salzburg hat diese wie folgt zusammengefasst:

- „Selbstständigkeit und Selbstbestimmung
- Sicherheit
- Alleine aber nicht einsam
- Individualität

- Wertschätzung
- Sinnerleben
- Gesundheit
- Erlebnisräume
- rasche und flexible Verfügbarkeit von Service- Beratungs-,
Betreuungs-
und Pflegeleistungen
- Barrierefreies Wohnen
- Wahlmöglichkeit
- Starke soziale Netzwerke“ (Diakoniewerk Salzburg 2013b, S.3f)

Zusätzlich zu diesen Bedürfnissen wurde im Konzept auch gezielt auf die sozialen Veränderungen unserer Zeit Rücksicht genommen und versucht, diese Komponenten in Einklang miteinander zu bringen. So beschreibt das Diakoniewerk Salzburg die Veränderung der Familiensysteme in unterschiedlichen Bereichen. Die räumliche Trennung der Generationen, die steigende Wichtigkeit von Wahlverwandtschaften aber auch die hohe Bedeutung, des selbstständigen Netzwerkaufbaus alter Menschen (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013b, S. 10).

Da es sich bei dem Projekt nicht um ein reines SeniorInnenprojekt handelt, sondern auch der Durchmischung der Generationen eine große Wichtigkeit zukommt, wurden im Konzept Leistungen und Angebote für alle BewohnerInnen und dann spezielle Leistungen für SeniorInnen definiert:

Leistungen für alle BewohnerInnen:

- „Aufbau von Kommunikationsstruktur
- Aktivierung der gegenseitigen Unterstützung
- Gründung und Koordinierung eines Bewohnerbeirates
- Konfliktmanagement
- Organisation von Veranstaltungen
- Koordination der Gemeinschaftsraumbenutzung
- Aufbau einer Informationsbörse
- Schnittstellenkommunikation zu den Wohnbauträgern

- Kontaktaufbau und -pflege zum Umfeld“ (Diakoniewerk Salzburg 2013b, S.13)

Leistungen speziell für SeniorInnen in der „Rosa Zukunft“:

- „Vermittlung von Hilfeleistungen (durch externe professionelle Anbieter erbracht und gesondert verrechnet)
- Unterstützung nach Krankenhausaufenthalten
- Beratung in sozialen Angelegenheiten und persönlichen Krisensituationen
- Unterstützung bei Behördenangelegenheiten
- Information über Angebote für Senioren
- Vermittlung von Freiwilligenbesuchsdiensten“ (Diakoniewerk Salzburg 2013b, S.14)

All diese Leistungen oder auch Angebote werden durch die Funktion der Wohnkoordination organisiert, die eine dauerhafte Unterstützung innerhalb des Projektes darstellt. Diese wird durch das Diakoniewerk Salzburg gestellt, steht allen MieterInnen zur Verfügung und wird anhand einer in der Miete inkludierten Pauschale finanziert. Auch EigentümerInnen haben die Möglichkeit, diesen Service gegen Entgelt freiwillig zu nutzen.

5.3 Gezielte Durchmischung, Auswahlverfahren, Nachbesetzung

Wesentliche Rahmenbedingungen zur Umsetzung der soziologischen Inhalte stellen neben der Begleitung durch die Wohnkoordination die gezielte altersmäßige Durchmischung, das Auswahlverfahren und die Nachbesetzung ausgezogener BewohnerInnen dar.

Im Angebot Generationenwohnen wird durch die gezielte intergenerative Vergabe der Mietwohnungen darauf geachtet, dass es zu einer Ausgewogenheit im Verhältnis der Altersgruppen und zur sozialen Integration von Personen unterschiedlicher Lebensphasen kommt. Zu je einem Viertel werden die Wohnungen an Personen bis 40 Jahren, bis 60 Jahren, bis 70 Jahren und über 70 Jahre vergeben (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 7f). Um diese gezielte Durchmischung einerseits und die persönliche Eignung der

BewohnerInnen für ein solches Projekt andererseits gewährleisten zu können, wird seitens der Wohnkoordinatorin ein Auswahlverfahren durchgeführt (vgl. IP5, Z. 418-423). Dieses Verfahren erfolgt in vier Schritten. Dem Ausfüllen eines Bewerbungsbogens und einem ausführlichen Telefoninterview mit der Wohnkoordinatorin folgt, nach positiver Bewältigung dieser ersten Schritte, ein persönliches Gespräch mit der Wohnkoordinatorin (vgl. IP6, Z. 101-108). Der Fokus wird dabei auf das soziale Engagement und die Vorstellungen der BewerberInnen zu diesem intergenerationellen Projekt und seinem Konzept gelegt (vgl. IP6, Z. 108-110). Hinzu kommt die Notwendigkeit einer bewussten Entscheidung für den Einzug in eine generationsübergreifende Wohnanlage (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 8) „mit der klaren Absicht, sich gegenseitig zu stützen und Generationen-Gemeinschaft zu (er)leben.“ (ebd.) Aus den potenziellen BewerberInnen wählen dann die Wohnbaugenossenschaften in einem letzten Schritt die zukünftigen MieterInnen aus (vgl. IP5, Z. 379-400). Die beschriebene Mitsprache der Diakonie bei der Auswahl der BewohnerInnen besteht neben der Erstbesetzung auch für die Nachbesetzung der Mietwohnungen in den Angeboten Generationenwohnen und seniorengerechtes Wohnen. Das dient einerseits der leichteren Integration neuer MieterInnen und andererseits der Gewährleistung der erforderlichen altersgemischten Zusammensetzung der BewohnerInnen (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 8ff).

5.4 Architektur und Technologie

Die „Rosa Zukunft“ setzt nicht nur konzeptionell sondern auch architektonisch und technologisch neue Standards (vgl. Rosa Zukunft o.J.a) im Bereich Wohnen.

Sowohl die Positionierung der Häuser in der Wohnanlage als auch die Ausstattung der Wohnungen werden von den BewohnerInnen als positive Aspekte eingestuft. Die Balkone werden zwar als „laut“ empfunden, jedoch bieten die Fenster und weitere bauliche Maßnahmen ausreichend Schutz vor weiterem Lärm (vgl. Schreglmann 2015, S. 29). Christina Kelz, Architekturpsychologin, hebt in diesem Zusammenhang hervor: „Wenig Lärm

bedeutet ja auch weniger Stress und damit weniger soziale Konflikte" (Kelz 2015, zit. in Schreglmann 2015, S. 29), was sich positiv auf die physische und psychische Gesundheit auswirkt. Dem Bedürfnis nach Sicherheit kommen der Verzicht auf Sackgassen, ausreichende Beleuchtung und ein deutliches Erscheinungsbild der Anlage entgegen und durch klar erkennbare Wege und zentrale Plätze fällt den BewohnerInnen die Orientierung leichter (vgl. Schreglmann 2015, S. 29).

Um die Ziele des soziologischen Konzeptes zu fördern, werden neben Begegnungsmöglichkeiten in den Innen- und Außenbereichen auch Ruhe- und Rückzugsmöglichkeiten geschaffen. Die einzelnen Wohnangebote in der „Rosa Zukunft“ sind architektonisch voneinander getrennt, wobei das Generationenwohnen baulich einen zusammengehörigen Bereich darstellt (siehe Grafik unten in grün), wodurch Gemeinschaft inhaltlich und baulich thematisiert wird (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 11).



Grafik: Rosa Zukunft o.J.b

Ein weiterer positiver Aspekt sind die technischen Möglichkeiten wie beispielsweise die Fußbodenheizung und die Lüftung (vgl. Schreglmann 2015, S. 29), wodurch es nach Christina Kelz für die BewohnerInnen „keinen thermischen Stress“ gibt (2015, zit. in Schreglmann 2015, S. 29).

Die „Rosa Zukunft“ verfügt auch über technische Innovationen wie SMART GRID. Dabei handelt es sich um ein sich selbst regulierendes Stromnetz, das Energie einerseits vernetzt und Energieressourcen andererseits wirkungsvoll nutzt (vgl. Rosa Zukunft o.J.a). „Ob Fotovoltaik oder Elektromobilität, ob ‘mitdenkendes Haus’ oder Energie-Monitoring – in der ROSA ZUKUNFT spielt die Zukunft alle Stücke!“ (Rosa Zukunft o.J.a)

6. Beschreibung Forschungsdesign

Unsere Masterarbeit „Intergenerationelle Prozesse in Generationenwohnprojekten. Eine qualitative Bestandsaufnahme mit dem Fokus auf Lernen zwischen den Generationen am Beispiel der ‘Rosa Zukunft’“ ist in das semesterübergreifende Forschungslabor „Bildung und Alter“ des Masterlehrgangs Sozialpädagogik eingebettet und bot uns die Möglichkeit, innerhalb dieses Rahmens eine persönliche Richtung einzuschlagen.

Nach der Orientierung, welchen Themenkreisen derzeit bezogen auf „Bildung im Alter“ vermehrt Bedeutung zukommen, legten wir uns auf das intergenerationelle Lernen fest. Die veränderten Bedingungen der Gesellschaft führten uns recht bald zu der Thematik, dass Familien bzw. Generationen nicht mehr automatisch eng beisammen leben und voneinander lernen. Aus diesem Grund werden künstlich geschaffene Austauschräume notwendig. In diesem Zusammenhang sind Wohnformen zu nennen, in denen bewusst auf das Zusammenleben und Miteinander zwischen den verschiedenen Generationen Wert gelegt wird und intergenerationelles Lernen dadurch wieder möglich wird. In unserer Masterarbeit wollten wir gezielt ein Projekt mit sozialpädagogischer Begleitung beforschen, um zu beobachten, wie sich diese Begleitung auf die intergenerationellen Lernprozesse auswirken kann und welche Effekte die BewohnerInnen durch die gezielte Durchmischung der Generationen erleben können.

Für den empirischen Teil unserer Masterarbeit wurden qualitative Interviews geführt, die durch einen Leitfaden gestützt waren. Insgesamt wurden zwei ExpertInneninterviews durchgeführt und sechs weitere mit BewohnerInnen des Projektes „Rosa Zukunft“. Bei den BewohnerInnen kam es zu einer Durchmischung der InterviewpartnerInnen aus dem Wohnangebot Generationenwohnen und den weiteren Angeboten der „Rosa Zukunft“. Bei der Altersstruktur wurde darauf geachtet, dass die Befragten zur Hälfte zur jungen Generation zählen und zur anderen Hälfte zur älteren Generation. Daraus ergab sich die Möglichkeit, zusätzlich zu den Blickwinkeln der BewohnerInnen

aus unterschiedlichen Wohnbereichen auch den der ExpertInnen einzubeziehen.

Für die Auswertung unserer Interviews wandten wir die Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring an. Dieser Methode folgend wurden zuerst die Inhalte paraphrasiert, um eine gemeinsame sprachliche Ebene zu erhalten. Im nächsten Schritt wurden Haupt- und Subkategorien festgelegt, welche den Paraphrasen zugeordnet wurden, um so eine Sortierung des Materials nach Themengebieten zu erreichen. Sich wiederholende Inhalte wurden zusammengeführt, wodurch eine Reduktion auf die wesentlichen Inhalte möglich wurde. Diese wurden dann, unterteilt auf vier verschiedene Themenbereiche, interpretiert und gedeutet. In die Auswertung des erhaltenen Materials wurden dort, wo dies möglich war, Inhalte des Konzeptes der „Rosa Zukunft“ eingebaut, um das Konzept und die gelebte Realität innerhalb des Projektes gegenüberzustellen. Hier sollte sich auch zeigen, ob ein theoretisches Konzept und die darin enthaltenen Zielsetzungen bei den BewohnerInnen ankommen bzw. spürbar sind und welche Prozesse sich informell entwickeln.

7. Bauliche, professionelle und partizipative Rahmenbedingungen

Daniela Leinweber

Dieses Kapitel der vorliegenden wissenschaftlichen Arbeit befasst sich mit den unterschiedlichen Rahmenbedingungen auf baulicher, professioneller und partizipativer Ebene, deren Vorhandensein ein Wohlfühlen sowohl in der persönlichen Lebenswelt als auch beim Wohnen in der „Rosa Zukunft“ begünstigt, was wiederum das Miteinander fördert und in weiterer Folge das intergenerationelle Lernen ermöglicht.

7.1 Baulicher Rahmen

Der Fokus in diesem Abschnitt liegt auf den Begegnungsräumen der „Rosa Zukunft“ und deren Ausstattung, die sowohl formeller - also durch die Bauträger bewusst geschaffen - als auch informeller Natur sein können. Die Baupläne orientieren sich am Raumentwicklungskonzept REK 2007 der Stadt Salzburg und die angegebenen Ziele beziehen sich auf dieses Konzept (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 3).

7.1.1 Formelle Begegnungsräume

7.1.1.1 Gemeinschaftsraum

Auf die Frage nach formellen Begegnungsräumen wurde sowohl von den InterviewpartnerInnen als auch von den Expertinnen übereinstimmend in erster Linie der Gemeinschaftsraum genannt, der sich im Zentrum der Anlage befindet. Dieser wird allgemein als Begegnungsraum mit unterschiedlicher Zielsetzung genutzt.

„Die Möglichkeiten sind bei uns vielleicht sogar größer durch unseren Raum unten was wir haben. Weil wenn ich jetzt irgendwo anders hin schaue, ist das oft vielleicht gar nicht so einfach, die Leute ein bisschen zusammenzuführen. [...] Dort unten kommen aber durch viele Veranstaltungen doch eher Leute zusammen.“ (IP1, Z. 288-294)

Die Nutzungsmöglichkeiten sind vielfältig, von familieninternen Feiern über von der Wohnkoordinatorin initiierte Angebote bis hin zu Veranstaltungen von BewohnerInnen für BewohnerInnen. Im privaten Sektor wird er besonders häufig für Geburtstagsfeiern oder kirchliche Feste, wie Erstkommunion oder Firmung gebucht (vgl. IP2, Z. 335-339 / IP3, Z. 713-715 / EX1, Z. 192-197).

Die Qualität dieses Raumes besticht vor allem durch seine hervorragende technische Ausstattung. Im Vorraum sind Ablagemöglichkeiten sowie die Toilettenanlagen untergebracht, im großen Raum befindet sich linker Hand eine voll ausgestattete Küche, die ebenso genutzt werden kann wie eine Musikanlage, ein Beamer und eine Leinwand. Diese Ausstattung erleichtert wiederum das Zusammenkommen und Miteinander, denn hier werden unter anderem Diavorträge, die zu einem besseren Allgemeinwissen beitragen, oder Großereignisse, wie etwa die Fußballweltmeisterschaft, als Public Viewing, veranstaltet (vgl. EX1, Z. 239-243).

Voraussetzung zur Nutzung des Gemeinschaftsraumes ist, neben der terminlichen Koordination, die sich vielfach aufgrund der guten Auslastung etwas schwierig gestaltet, die Unterfertigung einer Benutzungsvereinbarung. Hier werden die Nutzungsbedingungen geklärt, die unter anderem eine Endreinigung vorschreiben. Nach Unterschriftsleistung wird der Schlüssel durch die Wohnkoordinatorin ausgehändigt und die beabsichtigte Veranstaltung kann in die Tat umgesetzt werden. Die Raumvergabe sowie der Abschluss diesbezüglich zu treffender Vereinbarungen obliegen der Wohnkoordinatorin (vgl. EX1, Z. 192-197 / IP5, Z. 142).

Während die Nutzung des Raumes für die BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ kostenfrei ist, besteht auch die Möglichkeit zur Vermietung nach außen. Hierfür wird ein Kostenbeitrag verlangt, der wiederum zur Deckung der Betriebskosten herangezogen wird. Dadurch bleibt es möglich, den Gemeinschaftsraum weiterhin ohne finanziellen Aufwand an die BewohnerInnen zu vergeben (vgl. IP5, Z. 144-148).

Aus den Aussagen zu diesem Raum ergibt sich dessen Wichtigkeit sowohl zur privaten Nutzung als auch zur Durchführung interner und externer Angebote. Die Tatsache, dass die Koordination des Gemeinschaftsraums oftmals

schwierig ist, zeigt die hohe Frequenz. Dieser zentral gelegene, bewusst geschaffene Ort des Zusammentreffens bietet unterschiedliche Nutzungsmöglichkeiten, fördert dadurch die Begegnung der Generationen und schafft somit die Basis für Austausch und Vernetzung.

7.1.1.2 Außenanlage

In der Planung und Umsetzung von „Wohnen an der Rosa-Hofmann-Straße, Salzburg“ wurde eine offene und großzügige Anlage gestaltet, die die Begegnung der Generationen nicht nur erleichtert, sondern bewusst initiiert. „Das Ganze ist ja so angelegt wie ein Dorf, ein Dorfcharakter, der Gemeinschaftsraum im Zentrum, davor wächst unsere Dorflinde.“ (EX1, Z. 202-203)

Am häufigsten wurde hier im Zusammenhang mit der Außenanlage der gut ausgestattete Spielplatz im hinteren Bereich der „Rosa Zukunft“ genannt. Der intergenerationelle Austausch findet vor allem zwischen den Müttern mit Kindern und den BewohnerInnen des angrenzenden Seniorenheimes statt, oft allerdings kommt es hier auch zum Erfahrungsaustausch innerhalb einer Generation (vgl. IP4, Z. 432-433). Abgesehen vom großen Spielplatz gibt es auch noch einen kleineren, der bewusst so angelegt wurde, dass er im direkten Sichtfeld des Gemeinschaftsraums liegt. Dieser bietet dann vor allem im Sommer Raum für intergenerationelle Begegnung.

„Man sitzt im Sommer draußen, dass man da die Kinder im Spielplatz sieht, weil die kommen da dann auch her, wenn sie zur Mama kommen und dann hat man auch als Älterer Kontakt mit den Kindern und man kommt ins Gespräch mit den Kindern.“ (IP6, Z. 343-346)

Ein Bauelement, das von den Bauträgern zwar als formelle Begegnungszone geplant wurde, allerdings von den BewohnerInnen nicht in der Form angenommen wird, ist der Steg, der die Häuser - und symbolisch somit die Generationen - miteinander verbindet. Doch aufgrund der Tatsache, dass der Steg zur Anlage und Bepflanzung von Hochbeeten zweckentfremdet wurde, entstand die Idee zu einem ganz anderen - vorab nicht geplanten - Begegnungsraum, nämlich einem Gemeinschaftsgarten (vgl. EX1, Z. 212-216).

Der Rosa Post 0216 ist zu entnehmen, dass diese Idee im Mai 2016 in die Realisierungsphase übergegangen ist. Im Zuge dessen kommt es auch zu neuerlichen, generationsübergreifenden Angeboten der Wissensvermittlung über Gartentechniken und Anbau von Obst, Gemüse und Kräutern (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2016, S. 4).

Der Außenbereich ist großzügig gestaltet und bietet viel Platz zum Verweilen. Es wurde darauf geachtet, dass keine dunklen Ecken entstehen und die Anlage somit große Sicherheit ausstrahlt. Der gesamte Platz wird einmal jährlich beim gemeinsam organisierten Sommerfest genutzt, bei dem quer durch die Siedlung Bänke, Tische und Schirme aufgestellt werden, sodass die BewohnerInnen die Möglichkeit zum regen Austausch haben (vgl. IP5, Z. 694-701 / EX1, Z. 210-211).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Außenanlage der „Rosa Zukunft“ dazu geeignet ist, den gewünschten Effekt des Dorfcharakters zu erhalten. Allerdings trägt nicht nur die bauliche Gestaltung zu dessen Erhalt bei, sondern auch der Zusammenhalt durch die BewohnerInnen. Unserer Ansicht nach ist es für ein Dorf wichtig, über die Strukturen und Besonderheiten eines Generationenwohnprojektes Bescheid zu wissen, um Potenziale erkennen und fortlaufend entwickeln zu können. Das Wissen darüber, aber auch über die sozialen Gegebenheiten bieten sodann Raum für Kommunikation und intergenerationellen Austausch.

7.1.2 Informeller Begegnungsraum

Obwohl sich Begegnungen selbstverständlich herbeiführen lassen, sind es oft die zufälligen Treffen auf nicht bewusst dafür geplanten Flächen, die einen gehaltvollen Austausch ermöglichen. Diese gibt es auch in der „Rosa Zukunft“ und hier werden allen voran das Stiegenhaus und der Lift genannt. Vor allem der Lift wird gerne als intergenerationeller Begegnungsraum genutzt, denn kleinen Kindern ist es nicht gestattet, alleine damit zu fahren und daher bitten sie immer wieder Erwachsene, sie bei der Fahrt zu begleiten (vgl. IP4, Z. 416-419).

Als weiterer Treffpunkt wird die Tiefgarage genannt, die gleichzeitig auch Informationsquelle darüber ist, welche BewohnerInnen aktuell zu Hause sind. „Die meisten Leute lernst in der Tiefgarage kennen, weil da weißt, aha der gehört zu dem Auto, der zu dem.“ (IP1, Z. 318-320) Obwohl dieser Platz eher kalt und dunkel ist, ergeben sich dennoch wertvolle Begegnungen (vgl. IP1, Z. 314-320).

Somit kann gesagt werden, dass es oft die zufälligen Begegnungen sind, die Kontakte möglich machen, aus denen sich durchaus Ideen oder Projekte entwickeln können. „Und sagt, wie geht's, wie steht's, ist irgendetwas los, da kommt wer zweiter dazu, dann sagt sie, ich bin jetzt gerade dabei beim Planen [...] dann sagen wir spontan, mah, das wäre klasse, nicht?“ (IP4, Z. 356-358) Der Alltag lässt diese informellen Räume entstehen und sie werden von den BewohnerInnen auch genutzt, und sei es nur zu kurzen Small-Talk-Runden oder kleinen Hilfeleistungen.

7.1.3 Umliegende Infrastruktur

Abgesehen von der eigentlichen Wohnanlage der „Rosa Zukunft“ soll laut soziologischem Konzept auch die umliegende Infrastruktur aktiv miteinbezogen werden. In unmittelbarer Nähe befinden sich das städtische SeniorInnenpflegeheim Taxham sowie das Sozialpädagogische Zentrum der Stadt Salzburg mit dem Institut für Heilpädagogik. Weiters liegen auch das Kriseninterventionsinstitut MiK:KI und das Tagesheim für Kleinkinder in der angrenzenden Nachbarschaft. Mit der in Gehdistanz befindlichen Volksschule und der evangelischen Hauptschule Taxham sowie der katholischen und der evangelischen Pfarrkirche ist eine Durchmischung der Generationen auch im Umfeld des Wohnprojektes gegeben und soll - abhängig von den jeweiligen Ressourcen und Möglichkeiten der Einrichtungen - genutzt werden (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 4). Die Wohnkoordinatorin bestätigt die Vernetzung mit den umliegenden Einrichtungen und sieht es als Teil ihrer Aufgabe, gegenseitiges Kennenlernen zu ermöglichen und die Zusammenarbeit

zu fördern. Sie bezeichnet dies als „gegenseitiges Geben und Nehmen“ (vgl. EX1, Z. 176-181).

Nicht nur das Beachten sondern die gezielte Einbindung der sich in unmittelbarer Nachbarschaft befindlichen Organisationen ist unserer Ansicht nach unverzichtbar, damit ein Projekt, für das das Miteinander aller Generationen oberste Priorität hat, gut umgesetzt werden kann. Abgesehen davon denken wir, dass so das Erreichen einer nachhaltigen Verankerung in der Region gefördert wird. Eine gute Kommunikationsbasis und eine enge Kooperation mit umliegenden Vereinen, Instituten oder Einrichtungen ist nach unserer Auffassung die Grundlage für gelingende Netzwerkarbeit. Es ist ein „über den Tellerrand hinaussehen“, das auch verhindert, dass die BewohnerInnen des „Rosa Zukunft“ sich nur innerhalb ihres Wohnprojektes bewegen. Eine im soziologischen Konzept verankerte Aufgabe der Wohnkoordination ist es auch, ein besonderes Augenmerk auf die Netzwerkarbeit zu legen. Somit ist der professionelle Rahmen, der nachfolgend erklärt wird, entscheidend für das Gelingen eines intergenerativen Miteinanders über die eigene Wohnadresse hinaus.

7.2 Professioneller Rahmen

Das Besondere der „Rosa Zukunft“ ist, dass es sich hierbei um ein Wohnprojekt handelt, das nicht nur gezielt auf die Durchmischung und das Miteinander der Generationen setzt, sondern den Erfolg des Konzeptes durch eine sozialpädagogische Fachkraft sicherstellen möchte.

7.2.1 Das soziologische Konzept und seine Bewertung

Das soziologische Konzept wurde bereits ausführlich vorgestellt¹ und über dessen Inhalte waren die BewohnerInnen bereits vor Einzug gut informiert. Eine Bewohnerin erachtet das Interesse daran als Grundvoraussetzung für die Entscheidung, sich eine Wohnung in der „Rosa Zukunft“ zu mieten oder zu kaufen. Hierzu gibt sie an: „Dann kaufe ich mich ja auch genau ein, weil mich dieses Grundprinzip interessiert, weil sonst könnte ich mir ja irgendwo eine

¹ vgl. Kapitel 5.2 dieser Arbeit

andere Eigentumswohnung kaufen.“ (IP6, Z. 850-852) Auch die Wohnkoordinatorin erklärt, dass es wichtig war, die InteressentInnen im Vorfeld über das soziologische Konzept zu informieren, damit eine Bewusstmachung dafür erreicht werden kann, was in dieser Art Wohnsiedlung an persönlichem Engagement und sozialer Unterstützung erwartet wird (vgl. EX1, Z. 162-169). Betrachten wir allerdings das Kapitel zur Einzugsmotivation der BewohnerInnen², so stellt sich uns die Frage, ob das Konzept tatsächlich diesen hohen Stellenwert einnehmen konnte, den sich sowohl die Bauträger als auch die Expertinnen erhofft hatten. Es entsteht durchaus der Eindruck, dass das Konzept eher in Kauf genommen als dass die Wohnform gezielt danach ausgewählt wurde.

Dass das Konzept dennoch in weiten Teilen funktioniert, wird von einem Bewohner bestätigt. Er hat sich diesbezüglich auch bereits bei seinen MitbewohnerInnen umgehört und bekam durchwegs positive Rückmeldungen (vgl. IP5, Z. 105-109). Eine Bewohnerin beschreibt die „Rosa Zukunft“ gar als Vorzeigeprojekt,

„weil hier die Möglichkeit besteht [...] mit anderen Leuten in Kontakt zu treten. [...] Das heißt, ich habe hier viel mehr Optionen und Möglichkeiten mich einzubringen und Leute kennenzulernen.“ (IP4, Z. 734-741)

und weiter: „Es ist ein Luxusprojekt. [...] Wir können uns alle zehn Finger abschlecken, dass das Konzept so ist. [...] Da muss man schon froh sein.“ (IP4, Z. 901-903) Sie wünscht sich eine Etablierung solcher Projekte in mehreren Stadtvierteln, da Siedlungen von einer sozialpädagogischen Begleitung profitieren würden und von vorne herein verschiedene Situationen entschärft werden könnten. Zu beachten sei allerdings, dass die Fluktuation nicht übermäßig groß ist, weil diese Entwicklung, vor allem im sozialen Kontext, hemmen könnte (vgl. IP4, Z. 894-900).

Das soziologische Konzept der „Rosa Zukunft“ berücksichtigt sämtliche in der Fachliteratur genannten Merkmale von Generationswohnprojekten³. Für die

² vgl. Kapitel 8.1 dieser Arbeit

³ vgl. Kapitel 4.1 dieser Arbeit

durchgängige Umsetzung aller Punkte bedarf es unserer Auffassung nach aber noch einige Zeit, in der sich das Projekt besser etablieren kann, um in weiterer Folge möglicherweise als richtungsweisend betrachtet werden zu können. Integrative, innovative Wohnprojekte wie jenes der „Rosa Zukunft“ sind unserer Ansicht nach aber aufgrund der nachhaltig formulierten Konzeption sehr gut dazu geeignet, aus einem „Nebeneinander unter dem gleichen Dach-Wohnen“ ein Miteinander der Generationen zu gestalten. Um dieser Gestaltung Vorschub zu leisten, sieht das soziologische Konzept eine sozialpädagogische Begleitung vor, deren Themenschwerpunkte und Aufgabengebiete im Folgenden vorgestellt werden.

7.2.2 Die sozialpädagogische Begleitung und ihre Bewertung

7.2.2.1 Aufgabengebiete

„Um die nachhaltige inhaltliche Umsetzung des Konzeptes sicher zu stellen, wird das Projekt durch eine Wohnkoordination begleitet.“ (Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 5)

Derzeit ist die Stelle weiblich besetzt und es fallen der Wohnkoordinatorin Aufgaben zu, die größtenteils formell im vorliegenden Konzept beschrieben wurden. Teilweise jedoch ergeben sich durch den Alltag auch neue Tätigkeitsbereiche, die einen Handlungsbedarf erfordern und derer sich die Wohnkoordinatorin annimmt.

Die primäre Aufgabe der Wohnkoordinatorin ergibt sich bereits aus der Stellenbeschreibung: die Koordination. In diesem Zusammenhang wird von den InterviewpartnerInnen in erster Linie die Vergabe des Gemeinschaftsraumes genannt: „Und das ist eigentlich etwas, was auch die Wohnkoordination macht, weil sie einfach den Terminkalender hat und weil sie weiß, wer wann diesen Raum benützt.“ (IP5, Z. 142-144) Hierbei jongliert sie zwischen privaten Veranstaltungen, von den BewohnerInnen organisierten Zusammentreffen sowie professionellen Angeboten, die entweder direkt von der Wohnkoordinatorin gesetzt oder von außen gestellt werden. Vor allem letztere sind oftmals kostenpflichtig und werden in einem gut annehmbaren Umfang von professioneller Hand koordiniert. Sowohl bei internen als auch bei externen

Angeboten ist es Aufgabe der Wohnkoordinatorin, die in der Nähe durchgeführten Veranstaltungen oder Projekte zu berücksichtigen, damit es nicht zu größeren Überschneidungen kommt (vgl. EX1, Z. 605-614). Abgesehen davon ist es wichtig, bereits im Vorfeld abzuklären, ob sich Ideen auch realistischerweise umsetzen lassen und selbst wenn dies der Fall ist, kann es immer noch vorkommen, dass die notwendige TeilnehmerInnenzahl nicht erreicht wird und somit die Grundlage einer Koordination bzw. Organisation nicht gegeben ist (vgl. IP4, Z. 368-374).

Mit der Koordination geht der Begriff Organisation einher. Die Organisation von Angeboten, seien es geplante Aktivitäten, Hilfsdienste oder Gespräche, ist ein weiteres Aufgabengebiet der sozialpädagogischen Begleitung und nimmt einen großen Teil der Arbeitszeit in Anspruch. Sprechen wir von Organisation, so betrachten die InterviewpartnerInnen primär jene von Veranstaltungen und Angeboten wichtig, die sowohl direkt von der Wohnkoordinatorin ausgehen können als auch seit einiger Zeit vermehrt von externen Anbietern gesetzt werden. Die meisten Veranstaltungen, vor allem jene, die die BewohnerInnen als Gesamtes betreffen, werden von der Wohnkoordinatorin organisiert. Diese kann mittlerweile sehr gut abschätzen, welche Programmpunkte angenommen werden und bei welchen sich der Aufwand weniger lohnt. Die Auslastung und Nutzung der Angebote müssen von ihr gut im Blick behalten werden. So werden gut besuchte Veranstaltungen forciert und jene, die schlecht oder gar nicht angenommen werden, gestrichen. (vgl. EX1, Z. 307-316 / EX2, Z. 189-192 / IP5, Z. 676-684 / IP5, Z. 131-136 / IP5, Z.174-180).

Es ist wichtig, Angebote so zu erstellen, dass sie einerseits von allen Generationen angenommen und andererseits auf verschiedenen Gebieten Interessen erzeugen können. Die Wohnkoordination versucht, ein Gleichgewicht im Setzen der Programme zu gewährleisten, um so die größtmögliche Trefferquote zu erreichen, allerdings ist es nicht möglich, für jeden immer das Richtige zu finden. Es geht daher vor allem darum, dass der Nutzen für die Allgemeinheit überwiegt und nicht für Einzelne, was teilweise auch kritisch gesehen wird (vgl. IP5, Z. 676-684 / EX1, Z. 307-316). Hierzu betrachtet ein Bewohner dies aus einem anderen Blickwinkel und meint:

„Es ist leicht zu sagen, naja, die sollte einmal etwas anderes machen, das ist eine ganz andere Geschichte als wenn man dann da sitzt und versucht, irgendwie etwas auf die Beine zu stellen.“ (IP5, Z. 664-666)

Die organisierten Angebote werden von einigen InterviewpartnerInnen als breit gefächert und absolut ausreichend beschrieben und um die Vielfalt jener würde man von anderen beneidet werden. Das Besondere an diesem Wohnprojekt ist, dass hier durch den intensiven Austausch und das Miteinander Aktionen möglich sind, die es in den gängigen Wohnhäusern nicht gibt. Hier zeigt sich in den Interviews allerdings ein deutlicher Unterschied zwischen den BewohnerInnen des Generationenwohnens und jenen der Eigentumswohnungen. Während sich erstere gut informiert fühlen und die Angebote, die für sie passen, annehmen, mangelt es zweiteren an Information rund um Veranstaltungen und es fehlt sogar an Wissen, wie Programme in Anspruch genommen werden können bzw. ob diese ausreichend von MitbewohnerInnen genutzt werden (vgl. IP1, Z. 882 / IP2, Z. 196-204 / IP2, Z. 307-311 / IP5, Z. 229-238).

Herausfordernd an der Planung der Angebote ist einerseits, dass diese oft anderen soziokulturellen Projekten ähneln und somit keine wesentliche Neuerung darstellen und andererseits, gezielt auf die Durchmischung der Generationen einzuwirken. Eine Interviewpartnerin bezweifelt, ob dies von der Wohnkoordinatorin in der Organisation berücksichtigt werden kann und meint:

„Da bin ich mir nicht sicher, ob sie wirklich was beitragen kann [...], ich glaube, dass sie eigentlich nichts beitragen kann. Ich glaube, dass hat schon etwas mit dem Alltag zu tun [...] wie die Interessen zusammenfallen.“ (IP3, Z. 258-272)

Als weiterer Grund dafür, dass Generationentreffen und speziell intergenerationelles Lernen nicht in der Häufigkeit auftreten, wie man es möglicherweise vermuten mag, wurde die Größe des Rahmens genannt. Hier wäre die Organisatorin laut Meinung einer Bewohnerin besser beraten, den Austausch häuserweise durchzuführen oder zumindest in einer kleineren Gruppe vorstatten gehen zu lassen (vgl. IP3, Z. 308-313).

Kritisch betrachtet wird von zwei BewohnerInnen auch die Tatsache, dass größtenteils immer die gleichen Personen an den Angeboten teilnehmen. Hier

wäre es Aufgabe der Wohnkoordination im Organisationsablauf auch die Motivation der MitbewohnerInnen zu berücksichtigen bzw. überhaupt zu erhöhen (vgl. IP4, Z. 263-265 / IP3, Z. 294-308).

Neben dem eher „technischen“ Aufgabengebiet der Koordination und Organisation wird die Wohnkoordinatorin vor allem als sozialpädagogische Fachkraft geschätzt, die professionelle Hilfestellung geben kann. Sie stellt ihre Methodenvielfalt zur Verfügung, wobei es hier sowohl um Ressourcenorientierung als auch um die Verbindung von Theorie und Praxis geht. Die Expertinnen geben übereinstimmend an, dass es für die BewohnerInnen wichtig ist, dass sie an die Wohnkoordination andocken können, wenn sie - auf unterschiedlichen Gebieten - nicht mehr weiterwissen und wenn selbst diese in manchen Dingen überfragt ist, dann weiß sie zumindest, an welche entsprechenden Stellen sie weiter verweisen kann. Auch ein Folderboard vor dem Büro der Wohnkoordinatorin wirkt hier unterstützend (vgl. EX2, Z. 250-157 / EX1, Z. 281-290).

Die BewohnerInnen selbst sehen die Wohnkoordinatorin in erster Linie als Ansprechperson. Eine Bewohnerin meinte:

„Es ist mit Sicherheit ein gutes Gefühl, wenn man jemanden hat [...] wo man auch Wünsche äußern darf und man einfach was anbringen kann oder was ausdiskutieren darf, was einem nicht Recht vorkommt, das ist sicher.“ (IP1, Z. 490-494)

und eine weitere gibt an: „Wenn wir irgendetwas gebraucht haben, gab es immer ein offenes Ohr.“ (IP5, Z. 668) Dieses offene Ohr wird ganz unterschiedlich genutzt, sei es bei Unstimmigkeiten im Haus, bei persönlichen Anliegen oder auch bei bevorstehenden Aktivitäten. Vieles ergibt sich in kleinen Gesprächen oder durch zufälliges Aufeinandertreffen im Büro der Wohnkoordinatorin, da diese dort gut zu erreichen ist. So ist sie Kommunikations- und Anlaufstelle und sie fördert das Miteinander aktiv, indem sie die BewohnerInnen auffordert, sich zusammenzureden und Gemeinsames zu entwickeln. (vgl. IP4, Z. 355-363 / EX1, Z. 700-702)

In Belangen von Gesundheit und Alter ist die Wohnkoordination ebenfalls eine wichtige Anlaufstelle und KontaktpartnerIn. Die Empathiefähigkeit der Wohnkoordinatorin lässt es zu, sich in die BewohnerInnen einzufühlen und krankheitsbedingte Einschränkungen zu verstehen. Auch für Alleinstehende ist es ein beruhigendes Gefühl zu wissen, dass jemand im Haus als AnsprechpartnerIn fungiert und man im Falle des Falles nicht alleine ist, sondern sich an jemanden wenden kann (vgl. IP6, Z. 200-203 / IP1, Z. 652-657).

Manches Mal kommt es auch vor, dass scheinbar nebensächliche Themen in einem Gespräch als Türöffner für wirklich Wichtiges dienen. Als Beispiel nennt die Professionistin hier den „nicht aufgegebenen Erlagschein“, der sich im weiteren Gespräch als finanzielle Notsituation herausstellt, da weder Lebenshaltungskosten noch Miete bezahlt werden können. Teilweise kommen allerdings BewohnerInnen auch stellvertretend für ihre NachbarInnen, da es diesen schwer fällt, um Hilfe zu bitten (vgl. EX2, Z. 196-206).

Somit ist davon auszugehen, dass das Wissen um eine Ansprechperson zum Wohlbefinden der BewohnerInnen beiträgt und ein Gefühl der Sicherheit gibt. Gelingt es der Wohnkoordinatorin hier, Vertrauen aufzubauen, so fällt es den BewohnerInnen um vieles leichter, mit ihren Anliegen zu ihr zu kommen und daher ist Vertrauen, gleichermaßen wie Zuverlässigkeit, unserer Ansicht nach eine wichtige Grundbasis, um sich für die BewohnerInnen als hilfreich und unterstützend zu erweisen.

Einher mit der Rolle der Ansprechperson geht nämlich jene der Unterstützerin und auch dies gliedert sich einerseits in Hilfe bei der Umsetzung von Angeboten als auch andererseits um jene bei Fragen nach persönlichen Bedürfnissen. Das Anerkennen der Bedürfnisse der unterschiedlichen Generationen wird als wichtiger Faktor für das Gelingen eines intergenerativen Wohnprojektes gesehen. Ebenso ist es wichtig zu beachten, dass unterschiedliche Bedürfnisse, vor allem, wenn sie nicht die notwendige Aufmerksamkeit im Vorfeld erhalten, ein großes Konfliktpotenzial in sich tragen können⁴. Eine Expertin sieht es als wichtig an, dass die Bedürfnisse der BewohnerInnen im

⁴ vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit

Vordergrund stehen. Diese sind zu erkennen und zu respektieren. Die Bedürfnisbefriedigung soll aber in erster Linie durch die Menschen selbst erfolgen. Die Wohnkoordinatorin sieht Unterstützung in erster Linie beim Entlassungsmanagement aus dem Krankenhaus oder bei Behördenwegen geboten (vgl. EX2, Z. 96-98 / EX1, Z. 276-280). Abgesehen davon wurde die Unterstützung im Vorfeld des Einzuges durch die Wohnkoordinatorin als besonders wertvoll und als etwas, das positiv überraschend war, bezeichnet (vgl. IP6, Z. 209-220).

Ein weiteres großes Aufgabenfeld ergibt sich im Bereich der Mediation. Die BewohnerInnen schätzen es, dass die Wohnkoordinatorin stets ein offenes Ohr hat, sei es bei Konflikten in der Familie, bei der Arbeitsstelle oder im Freundeskreis.

„Und hier waren schon viele Damen und Herren, die über ihre Familienprobleme gesprochen haben und sind nachher erleichtert rausgegangen [...] und selten jemanden haben, mit dem sie darüber reden können.“ (EX1, Z. 457-460)

Dadurch, dass sie als neutrale Person fungiert, können Themen, die Konfliktpotenzial enthalten, bereits in der Anfangsphase aufgegriffen und gelöst werden. Die Wohnkoordinatorin fängt im Vorfeld Dinge ab und gibt sie gefiltert und deeskalierend an andere weiter. Dadurch kann bei Problemen noch einmal ein Schritt dazwischen gesetzt werden und dies wird von den BewohnerInnen auch in Anspruch genommen. Ein Bewohner sieht es als sinnvoll an, die Wohnkoordinatorin um Hilfe zu bitten, wenn einem die MitbewohnerInnen wichtig sind, dies zeuge von Wertschätzung und Respekt. Auch hier steht aber wieder die Selbstermächtigung im Vordergrund. Die Wohnkoordinatorin löst die Probleme der Generationen nicht, sondern unterstützt dabei, gemeinsam Lösungen zu finden oder klärende Gespräche zu führen (vgl. IP5, Z. 461-477 / EX2, Z. 75-83 / IP4, Z. 796-799).

Diesbezüglich wird auch die Rolle der Übersetzerin genannt, Übersetzung im Sinne von Verständigung zwischen den Generationen. Es geht darum,

verschiedene Aussagen und Denkweisen auf eine Ebene zu bringen und für die jeweils andere Generation verständlich zu machen (vgl. IP5, Z. 202-205).

„Speziell, was generationsübergreifend ist, ist meistens eine Barriere, das was gesagt ist und wie es der andere versteht. Und das ist für mich eine der Aufgaben, das so zu übersetzen, dass das auch bei jeder Generation richtig ankommt.“ (IP5, Z. 208-2012)

Teil des Konzeptes ist es auch, dass sich die Wohnkoordinatorin als Netzwerkerin versteht. Die Kontakte zu den Nachbarschaftseinrichtungen wie etwa dem städtischen SeniorInnenheim, den Kirchengemeinschaften und dem Jugendzentrum sind zu pflegen und eine Vernetzung innerhalb des gesamten Stadtteils ist erwünscht⁵. Auch die Einbindung von etablierten Projektideen zählt zu den Aufgaben der Wohnkoordinatorin, die aufgrund ihrer sozialarbeiterischen Ausbildung über ein großes Netzwerk verfügt (vgl. Diakonie-Zentrum Salzburg, 2013a, S. 6 / IP4, Z. 208-212 / EX1, Z. 176-187 / IP4, Z. 368-374).

Weitere, eher kleinere, Aufgabengebiete ergeben sich durch den Alltag, so dient die Wohnkoordinatorin etwa als Schnittstelle zwischen den Wohnbaugenossenschaften, der Diakonie und den BewohnerInnen. Es wird als wichtig angesehen, eine neutrale Hand zu haben, die vermittelt. Vor allem in der Anfangszeit, als noch viele Mängel behoben werden mussten, ist dies von einer Bewohnerin als großer Pluspunkt empfunden worden. Gerne wird das Büro der Wohnkoordination auch als Abgabestellen von Paketdiensten genutzt, nicht nur aus reiner Bequemlichkeit, sondern um einen Anknüpfungspunkt an die BewohnerInnen zu haben. Es ergeben sich regelmäßig Gespräche, wenn die Pakete abgeholt werden und so dient diese Serviceleistung zum Kontaktherstellen oder -halten sowie zum Ideensammeln, z.B. für zukünftige gemeinsame Projekte (vgl. EX2, Z. 31-33 / IP6, Z. 209-220 / EX1, Z. 292-297).

Gerne wird sie auch als Informationsquelle gesehen, etwa, wenn jemand im Urlaub oder im Krankenhaus ist. Sie regt Besuche der Kranken an und bittet

⁵ vgl. Kapitel 7.1.3 dieser Arbeit

auch, Informationen weiterzugeben, die entweder mündlich mitgeteilt werden oder am Folderboard in schriftlicher Form vorliegen (vgl. EX1, Z. 276-297 / IP4, Z. 467-472 / EX1, Z. 13-33). Informationen gibt es aber vor allem in Form des hauseigenen, zweimonatig erscheinenden Blattes mit dem treffenden Namen „Rosa Post“. Diese im Großformat angelegte Informationsbroschüre ist so gestaltet, dass sie auch für SeniorInnen gut lesbar ist und nicht neben der allgemeinen Werbung im Postkasten untergeht. Sie gibt einen Überblick über die Angebote der „Rosa Zukunft“ und informiert über anstehende Termine. Es gibt auch die Möglichkeit für BewohnerInnen, eigene Anliegen über die „Rosa Post“ zu transportieren. Das Blatt erleichtert so eine vorausschauende Planung und zeigt sich überschneidende Termine rechtzeitig auf (vgl. EX1, Z. 683-686 / IP5, Z. 259-166 / IP1, Z. 409-413).

Aus den Interviews ergibt sich also eine Vielzahl an Aufgaben der Wohnkoordination. Es macht den Anschein, dass sie gerne als - salopp ausgedrückt - „Mädchen für alles“ gesehen wird und daher sollte unserer Ansicht nach vor allem von Seiten der Wohnkoordinatorin großer Wert darauf gelegt werden, dass die Grenze zur professionellen sozialen Arbeit gewahrt bleibt. In diesem Zusammenhang möchten wir aber auch davor warnen, diese wertvolle fachliche Ressource durch übermäßigen organisatorischen Aufwand zu überlagern. Im nachfolgenden Kapitel wird noch genauer beschrieben, dass der Hauptteil der Arbeitsstunden auf Organisation und Dokumentationen fällt und so die Gefahr besteht, dass das Zwischenmenschliche aus dem Fokus rückt. Die häufige Inanspruchnahme der Organisationsstruktur kann unserer Auffassung nach nur verringert werden, wenn die soziale Teilhabe gelingt, doch die wiederum kann nur ermöglicht werden, wenn die sozialpädagogische Begleitung im Vorfeld genügend Zeit hat, Partizipation anzuleiten und zu etablieren. Wie aus der folgenden Bewertung der sozialpädagogischen Arbeit ersichtlich ist, besteht derzeit außerdem auch eine Diskrepanz in der Wahrnehmung und Beurteilung der Wichtigkeit einer Wohnkoordination zwischen den BewohnerInnen des Generationenwohnens und jenen der Eigentumswohnungen oder Reihenhäuser.

7.2.2.2 Die Bewertung der sozialpädagogischen Begleitung

Aus den Befragungen ist zu entnehmen, dass die BewohnerInnen des Generationenwohnens die Arbeit der Wohnkoordination durchgängig als wertvoll und wichtig beschreiben. Das große Wissen der Wohnkoordinatorin über den Umgang mit älteren Menschen durch berufliche Vorerfahrungen und das Erkennen von Bedürfnissen wird ebenso als positiv bewertet wie die sozialarbeiterische Ausbildung, die gelebte Empathie und die dennoch notwendige Abgrenzung, damit alles im professionellen Rahmen bleibt.

Gleichzeitig wird angemerkt, dass es ohnehin nicht möglich sei, es jedem recht zu machen (vgl. IP1, Z. 459-466 / IP5, Z. 214-222 / EX1, Z. 316-325). „Ich glaube, sie bemüht sich sehr, sie tut eh, was sie kann, eben aber ich glaube [...] das ist wirklich total schwierig.“ (IP6, Z. 741-744)

Die BewohnerInnen der Eigentumswohnungen trauen sich eine Bewertung der sozialpädagogischen Arbeit eher nicht zu, weil diesbezüglich Erfahrung oder Interesse fehlen. „Ich weiß gar nicht, ob das überhaupt stimmt. [...] Ich habe das Angebot damals gehört und habe mir gleichzeitig gedacht, das brauche ich nicht.“ (IP2, Z. 175-193) Allerdings wird von einer anderen Bewohnerin sehr wohl der Wunsch nach mehr Kontakt geäußert. Ein gezieltes Zugehen auf die Leute außerhalb des Generationenwohnens und eine bessere Informationsverbreitung könnte zu einem interessanten Miteinander und weniger Vorurteilen führen. Gleichzeitig wird aber auch ein gewisses Desinteresse der Wohnkoordination an BewohnerInnen der Eigentumswohnungen und eine Bevorzugung bestimmter, aktiver Gruppen unterstellt. Dennoch wird ein Interesse an gegenseitigem Helfen und Unterstützen sowie an Information über konkreten Hilfebedarf und Bedürfnisse geäußert. (vgl. IP3, Z. 315-327 / EX1, Z. 278-279). Die Tatsache, dass die EigentümerInnen keinen Koordinationsbeitrag für die Wohnkoordination leisten bzw. dies nur auf freiwilliger Basis möglich ist, könnte allerdings der Grund sein, warum das aktive Einbinden dieser durch die Wohnkoordinatorin nicht forciert wird.

Die Erfahrung des Projektes zeigt, dass es nicht ausreichend ist, die Wohnkoordination nur am Anfang einer Projektphase bereitzustellen, sondern dass eine dauerhafte Betreuung sinnvoll ist. Um zu einem gelebten Miteinander zu kommen ist kontinuierliche Arbeit auf sozialpädagogischer Basis notwendig (vgl. EX1, Z. 693-698 / IP5, Z. 214-222).

Zugleich muss aber auch festgestellt werden, dass die Wohnkoordinatorin teilweise an ihre Grenzen stößt und dies auch zu akzeptieren ist. Eine Bewohnerin meint hierzu: „Teilweise kann sie sich dann [...] auf den Kopf stellen und mit den Füßen wackeln, wenn da irgendwo negative Sachen sind, das wird nicht hinhalten.“ (IP4, Z. 666-668) Als eher schwierig werden auch die zeitlichen Ressourcen der Wohnkoordinatorin betrachtet. Eine Bewohnerin kann beobachten, dass die Wohnkoordination nicht über ausreichend Zeit für ihr großes Aufgabengebiet verfügt und dies wird von der Expertin auch bestätigt. Das Organisieren von Veranstaltungen, dokumentarische Aufgaben und die Koordination des Gemeinschaftsraumes nehmen viel Zeit in Anspruch. Der dadurch entstehende Zeitdruck führt auch dazu, dass oftmals Gespräche nicht in der Intensität geführt werden können, in der sie wichtig wären und so gehen möglicherweise wichtige Themen verloren (vgl. IP1, Z. 487-490 / EX1, Z. 259-267).

Aus den Interviews sowie aus dem soziologischen Konzept ergeben sich - abgesehen vom baulichen Rahmen - unserer Meinung nach zwei Hauptschwerpunkte in der „Rosa Zukunft“. Zum einen ist dies die oben vorgestellte konkrete professionelle Begleitung, durch die ein Integrationsgedanke von Jung und Alt durch eine Vielzahl an gesetzten Angeboten formuliert werden kann, zum anderen ist es die Unterstützung und die Initiierung von gegenseitigem Helfen und Selbstermächtigung.⁶

Fakt ist aber, dass die gezielte Förderung von intergenerationellen Lernprozessen nicht zur Aufgabenbeschreibung der Wohnkoordination zählt. Informelles Lernen unter den Generationen findet zwar in der „Rosa Zukunft“

⁶ vgl. Kapitel 7.3 dieser Arbeit

sehr wohl statt, doch ergibt sich dies eher aus Zufallsbegegnungen und durch das Alltagsgeschehen⁷ als mittels Anleitung oder Organisation durch die Wohnkoordinatorin. Betrachtet man allerdings die Wichtigkeit von intergenerationellem Lernen⁸, so sollte sich unserer Ansicht nach das soziologische Konzept um diesen pädagogischen Zusatz erweitern, damit ein noch besserer Austausch zwischen den Generationen mit positiven Lerneffekten erreicht werden kann. Auch hier kann die Wohnkoordination - soweit es ihre Zeitressourcen erlauben - eine wertvolle Stütze sein.

Während die Wohnkoordination auch vom soziologischen Konzept her als Ansprechpartnerin vorgesehen ist, hat sich im Alltag auch der Hausmeister als wichtig für die Gemeinschaft in der „Rosa Zukunft“ erwiesen.

7.2.3 Die hausarbeiterische Unterstützung und ihre Bewertung

Die BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ werden neben der Wohnkoordinatorin auch durch einen Hausmeister unterstützt, der regelmäßig von allen gleichermaßen genutzt wird.

In erster Linie wird der Hausmeister als Notfallkontakt gesehen und er kann auch über eine Notfallnummer angerufen werden. Er ist selbst Bewohner der „Rosa Zukunft“, dadurch schnell erreichbar und er kann in der Regel ebenso schnell eingreifen. Das Vorort-Sein wird von einem Bewohner als weitaus besser empfunden, als wenn ein Hausmeister von außerhalb die anfallende Arbeit verrichten würde.

„Was ich ja auch viel besser finde. [...] Ja, man hat mehr Einblick und man weiß auch was man bewerkstelligen kann, wenn man, wenn man in den Blöcken wohnt oder wenn ich heute eine Firma von Eugendorf bin und was machen muss, das ist ein großer Unterschied.“ (IP1, Z. 440, Z. 443-446)

⁷ vgl. Kapitel 3.3 dieser Arbeit

⁸ vgl. Kapitel 5.3 dieser Arbeit

Als Techniker kümmert er sich unter anderem um Stromausfälle, tropfende Wasserhähne oder nicht funktionierende Lifte. Er ist in technischen Fragen sehr versiert und außerdem gut vernetzt, was vor allem für ältere Menschen äußerst wichtig ist. Diese verfügen teilweise nur über wenige private Kontakte und daher profitieren sie umso mehr von der Stelle des Hausmeisters (vgl. IP4, Z. 802-808 / vgl. IP1, Z. 439-442).

Neben seinem formellen Aufgabengebiet fallen dem Hausmeister auch informelle Aufgaben zu. So ist er etwa Informationsquelle, weil er durch seine Präsenz in der Anlage sehr viel mitbekommt und dadurch auch über personenbezogenes Wissen verfügt.

„Der kriegt wieder viel mit, aber das ist ja wichtig für das Zusammenleben, denke ich mir, ist das ja wichtig, dass man so, ja, den habe ich lange nicht mehr gesehen oder so, dann weiß er auch, weil er hat auf die Post aufgepasst, dass die weggefahren sind.“ (IP4, Z.818-821)

Somit beruhigt der Hausmeister durchaus auch die BewohnerInnen, indem er möglicherweise über NachbarInnen und deren aktuellen Aufenthaltsort Auskunft geben kann.

Der Hausmeister fungiert auch als Puffer bei kleineren Unstimmigkeiten, was bestimmte eskalierende Situationen gar nicht erst entstehen lässt. Somit trägt er wesentlich für ein gutes Miteinander der BewohnerInnen bei.

„Dadurch, dass wir einen Hausmeister haben, der auch viele Dinge einfach so mal ab-, ich glaube, dass das für das Klima, für das Wohnklima, sehr zuträglich ist. [...] Das ist so ein Puffer, dass nichts eskaliert.“ (IP4, Z. 798-799 / IP4, 793-794)

Die Zurverfügungstellung eines Hausmeisters sowie der finanzielle Aufwand im Vergleich zur Sinnhaftigkeit dieser Stelle wurden von den Wohn- und Siedlungsgenossenschaften bereits einmal in Frage gestellt. Diese Infragestellung führte so weit, dass die Person an sich sogar von den zuständigen Wohn- und Siedlungsgenossenschaften gemobbt wurde und zwar derart massiv, dass sie von selbst kündigte (vgl. IP4, Z. 633-638). Da diese

Stelle allerdings für die BewohnerInnen als äußerst wichtig empfunden wurde, haben sie sich solidarisiert und sind gemeinsam für einen Verbleib des Hausmeisters - und zwar nicht nur der Stelle sondern der Person - eingetreten.

„Wir haben zum Beispiel schon Partei ergriffen für unseren Hausmeister, wie sie ihn uns wegnehmen wollten wieder nach einer Zeit. Wir haben schon eine Unterschriftensammlung, gesagt, wir möchten den behalten, den was wir haben. Hat sich dann eh positiv ergeben das Ganze.“ (IP1, Z. 453-455)

Es wurden neue Rahmenbedingungen geschaffen, finanzielle Anpassungen durchgeführt und schließlich erklärte sich der Hausmeister bereit, seine Kündigung zurückzuziehen (vgl. IP4, Z. 642-643). Die finanzielle Belastung durch diese Stelle wird von den BewohnerInnen als gering bewertet, weil der Hausmeister zur Zufriedenheit aller beiträgt (vgl. IP1, Z. 450-452).

Aus den Interviews ergibt sich, dass die BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ die Stelle eines Hausmeisters als essentiell sowohl für die persönliche Bedürfnisbefriedigung als auch für das gemeinschaftliche Zusammenleben erachten - in erster Linie aus rein praktischen Gründen, da er schnell und zuverlässig zur Stelle ist, wenn „alle Stricke reißen“ (IP4, Z. 807), in zweiter Linie aber auch als Ansprechpartner für unterschiedliche Anliegen. Wie wichtig der Hausmeister den BewohnerInnen tatsächlich ist, zeigt die Solidarisierung dieser bei der Frage der Notwendigkeit der Stelle, die eine gemeinschaftlich organisierte Unterschriftensammlung nach sich zog. Dadurch konnten sie ihr Anliegen vorbringen und dies so dringlich, dass die Wohn- und Siedlungsgenossenschaften dieses als ernst ansahen und schließlich auch dementsprechend handelten. Dieses Beispiel zeigt, dass in der „Rosa Zukunft“ das Mitbestimmungsrecht nicht nur auf dem Papier steht sondern auch in der Realität gelebt wird.

7.3 Partizipativer Rahmen

Das soziologische Konzept der „Rosa Zukunft“ wurde bewusst so gestaltet, dass die BewohnerInnen sich aktiv beteiligen und dadurch in ihrer

Selbstständigkeit und Selbstorganisationsfähigkeit gestärkt werden (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 7).

7.3.1 BewohnerInnenbeirat

Dem BewohnerInnenbeirat kommt im Zuge der partizipativen Einbindung ein hoher Stellenwert zu. Das soziologische Konzept beschreibt diesen Beirat als jenen, „der die Belange aller BewohnerInnen vertritt und eine wesentliche strukturelle Einrichtung zur Förderung von Eigeninitiative und nachbarschaftlichen Engagement sein soll.“ (Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 5) Als konkretes Ziel bzw. Angebot im Bereich der Generationenwohnungen wird hier definiert:

„Aktive Einbindung der NutzerInnen durch Gründung eines BewohnerInnenbeirates und Mitsprachemöglichkeit bei bestimmten Ausstattungsmerkmalen oder bei Konflikten. [...] Ein BewohnerInnenbeirat regelt das Zusammenleben und lässt eigene Initiativen und Ideen entstehen.“ (Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 7f)

Eine Expertin skizziert das Zustandekommen des BewohnerInnenbeirates wie folgt: „Es gibt die einzelnen Häuser in der ‘Rosa Zukunft’ und jedes Haus so zu sagen stellt einen bis zwei BewohnerInnenvertreter. Und die gemeinsam bilden den BewohnerInnenbeirat.“ (EX2, Z. 356-358) Alle BewohnerInnen sind dazu eingeladen, ihre VertreterInnen zu wählen. Dies geschieht meist in den Hausversammlungen, die in regelmäßigen Abständen stattfinden. Jede/r kann sich als VertreterIn aufstellen lassen, doch oft überlegt sich die Hausgemeinschaft vorab, wer sie im Beirat vertreten soll. Nach der Wahl finden sich die Delegierten der einzelnen Häuser - pro Haus werden zwei Delegierte namhaft gemacht - zusammen und bilden gemeinsam den BewohnerInnenbeirat, der sich meist monatlich, zumindest aber sechs-wöchentlich trifft. Danach erfolgt eine Rückbindung der Ergebnisse in die einzelnen Häuser, sodass ein Austausch der BewohnerInnen in regelmäßiger Form vonstatten geht. Gewählt werden die jeweiligen VertreterInnen für ein Jahr, aber es besteht die Möglichkeit einer Wiederwahl, die bis jetzt auch genutzt wurde, weil die BewohnerInnen übereinstimmend der Meinung waren,

dass die jeweilige Person für diese Aufgabe besonders gut geeignet ist (vgl. EX2, Z. 356-376).

Der BewohnerInnenbeirat hat keine rechtlichen Befugnisse, aber er vertritt die Anliegen und Wünsche der BewohnerInnen des jeweiligen Stiegenhauses und er fördert die Themen Lernen, Begegnung und Beteiligung. Außerdem tritt er auch als Vermittler ein. Wenn es einer/m BewohnerIn nicht möglich ist, über Anliegen oder Befürchtungen selbst zu sprechen, kann er/sie die Delegierten des Hauses bitten, dies in seinem/ihrem Namen vorzutragen (vgl. EX2, Z. 372-376).

Eine Expertin beschreibt den BewohnerInnenbeirat allerdings in erster Linie als eine Initiative, die „unterstützend wirkt für gemeinsame Aktivitäten wie zum Beispiel das Sommerfest organisieren.“ (EX2, Z. 360-361) Dies wird auch von der zweiten Expertin bestätigt, die beobachtet hat, dass das letzte Sommerfest fast gänzlich in der Selbstorganisation der BewohnerInnen war (vgl. EX1, Z. 348-349).

Der BewohnerInnenbeirat nutzt auch die hausinterne „Rosa Post“ zur Informationsweitergabe. Hier werden die Hauptthemen der letzten Sitzungen in Kurzform bekanntgegeben, mit dem Hinweis, dass das gesamte Protokoll im orangen Mitteilungskasten beim Büro der Wohnkoordination zu finden ist. Auf diese Art und Weise sucht er in Eigenregie auch BewohnerInnen, die bei der Umsetzung einzelner Aktivitäten mithelfen wollen und informiert über Anliegen, die die gesamte Hausanlage oder einzelne Teile betreffen (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2016, S. 1).

Aus diesen Angaben lässt sich erkennen, dass dem BewohnerInnenbeirat große Wichtigkeit im Sinne von Vernetzung, Vermittlung und Organisation zukommt. Er unterstützt die BewohnerInnen in ihrer Ideenfindung und hilft bei der Umsetzung. Durch den BewohnerInnenbeirat haben sich Festivitäten wie etwa das Sommerfest, bei denen sich die Generationen treffen, bereits etabliert und konnten in die Selbstverwaltung übergeben werden. Zusätzlich zur

Interessenvertretung ist er Anlaufstelle bei Personen, die sich selbst nicht äußern können oder wollen und tritt so für deren Wünsche und Bedürfnisse ein.

Soweit von außen durch die Interviews ersichtlich ist, wurde die Konzeptforderung nach Installierung eines BewohnerInnenbeirats erfüllt und dieser nimmt seine Aufgaben ernst. Er wird als Alltagsentlastung gesehen und kann zwischen den einzelnen BewohnerInnen und anderen Stellen gut vermitteln. Dieser Teil der partizipativen Gestaltung in der „Rosa Zukunft“ kann also als gelingend bewertet werden.

7.3.2 Förderung der Sozialen Teilhabe

„Für die Diakonie geht es natürlich auch darum, das Wohlbefinden, die Lebensqualität von Menschen zu unterstützen auch im Alter. Die haben immer mit sozialer Teilhabe, mit Autonomie und mit zur Verfügung stellen von Diensten bei Bedarf zu tun, meines Erachtens. Und das sind so Leitsätze, die man sicher verfolgt, also Selbstbestimmung, Autonomie, soziale Teilhabe und Unterstützung.“ (EX2, Z. 325-329)

Im soziologischen Konzept wird die Wohnkoordinatorin in Bezug auf die soziale Teilhabe als „Kraft im Hintergrund“ bezeichnet. Durch ihre Unterstützung sollen die größtmögliche Selbstständigkeit und Eigeninitiative der BewohnerInnen gefördert und bestehende Kompetenzen erhalten und gestützt werden. Ziel ist es, den sozialen Zusammenhalt, die Generationensolidarität sowie gelebte Nachbarschaft zu stärken. Die intergenerative Durchmischung der BewohnerInnen ist gezielt beabsichtigt, da so nicht nur die Teilhabe sondern auch die soziale Integration von Menschen in unterschiedlichen Lebensphasen ermöglicht wird (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 6f).

Eine Expertin beschreibt die Wichtigkeit der sozialen Teilhabe wie folgt:

„Davon lebt es. [...] Man gibt Anstöße, das ist klar, aber de facto geht es darum, das wahrzunehmen und das zu vernetzen und strukturell zu verankern, was die Menschen, die hier leben, bringen.“ (EX2, Z. 180-183)

Aufgabe der Wohnkoordination ist es, möglichst viele niederschwellige Begegnungsmöglichkeiten herzustellen, die Interessen der BewohnerInnen

wahrzunehmen und sie bei der Selbstorganisation zu unterstützen. Das Ziel der Wohnkoordinatorin ist eines, das in der sozialpädagogischen Landschaft weit verbreitet ist, nämlich sich mehr und mehr zurückzuziehen, während im gleichen Zug die BewohnerInnen mehr und mehr an Eigenständigkeit gewinnen. Dennoch kann es durchaus einmal einen „inszenierten Zufall“ benötigen, damit sich die BewohnerInnen verstärkt einbringen. Trotzdem geht es darum, nicht zu viel vorzugeben, sondern hellhörig dafür zu sein, was die Menschen einbringen und so partizipative Teilhabe zu ermöglichen. Inhaltlich sind die BewohnerInnen dazu aufgerufen, vorzugeben, was ihnen wichtig ist (vgl. EX1, Z. 68-71 / EX2, Z. 167-177).

Dass der partizipative Gedanke ein wichtiger Aspekt für das Gelingen von Generationenwohnprojekten ist, wurde im theoretischen Teil dieser Forschungsarbeit gut dargelegt.⁹ Dieser Gedanke ist ohne Zweifel auch in der „Rosa Zukunft“ vorhanden, allerdings ist der Prozess vom Gedanken bis hin zum tatsächlichen Gelingen unserer Ansicht nach noch nicht abgeschlossen. Obwohl schon bei der Vergabe der Wohnungen der Wunsch nach Partizipation und freiwilligem Mitgestalten formuliert wurde, haben die Interviews ergeben, dass sich immer dieselben Leute engagieren. Dies mag einerseits daran liegen, dass die „Rosa Zukunft“ noch ein relativ junges Projekt ist und die BewohnerInnen die Eingewöhnungsphase noch nicht abgeschlossen haben, andererseits liegt aber auch die Vermutung nahe, dass die Wohnkoordination mit den organisatorischen Aufgaben derart eingedeckt ist, dass ihr die Zeit, die für eine gezielte Förderung von Partizipation notwendig wäre, schlichtweg fehlt.¹⁰

Die Motivierung zu sozialem Engagement und sozialer Teilhabe ist unserer Meinung nach ein wichtiges Ziel von Mehrgenerationenhäusern. Aus unserer Sicht ist soziale Teilhabe am Wohnprojekt „Rosa Zukunft“ für beide Seiten notwendig, einerseits für den Menschen ganz persönlich, andererseits aber auch für die gesamte Wohngemeinschaft. Ausgeschlossene Menschen können ihre Bedürfnisse oft nicht erfüllen und ohne eine Teilhabe von vielen

⁹ vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit

¹⁰ vgl. Kapitel 7.2.2.1 dieser Arbeit

individuellen Persönlichkeiten kann die Gemeinschaft keine allgemeinen Ziele entwickeln und in die Realität umsetzen. Mithilfe von sozialer Teilhabe lassen sich unterschiedliche Interessen ausbalancieren und es entstehen Werte, die allgemeine Gültigkeit haben. Wir denken, dass soziale Teilhabe nur mit Hilfe von zwei wichtigen Komponenten möglich ist. Zum einen ist dies der/die BewohnerIn, der/die sich aktiv beteiligen will und zum anderen ist es das Vorhandensein einer Gemeinschaft, also von mehreren anderen Menschen. Allerdings darf die Teilhabe nicht unter Zwang stattfinden, denn dies würde das Entwicklungspotenzial hemmen und ebenso die Bereitschaft, sich einzubringen, woraus sich ergibt, dass die Wohnkoordinatorin bei ihren Aktivierungsversuchen, Partizipation in der „Rosa Zukunft“ verstärkt umzusetzen, mit Fingerspitzengefühl vorgehen muss. Doch wir sind uns sicher, dass sich der Aufwand lohnt.

Soziale Teilhabe fördert die Fähigkeiten eines jeden Einzelnen, was einen positiven Nutzen für die Gemeinschaft nach sich ziehen könnte. Obwohl Individualität wichtig ist, ist es unserer Meinung nach auch zentral, sich eingliedern zu können. Anerkennung anderen Menschen gegenüber, Empathie und soziales Denken sind ebenso notwendig wie persönliche Entfaltung, dies in Kombination bildet für uns das Grundgerüst der sozialen Teilhabe.

7.4 Resümee

Kurz zusammengefasst kann für das gesamte Kapitel gesagt werden, dass die baulichen, professionellen und partizipativen Rahmenbedingungen in der „Rosa Zukunft“ unserer Ansicht nach eine gute Ausgangsbasis für ein gelingendes Generationenwohnen bieten. Ein professionell ausgearbeiteter Rahmen, der die Bedürfnisse der Einzelnen anerkennt und diesen auch entgegenkommt, ist der Grundbaustein für ein wertschätzendes, nachbarschaftliches Miteinander. Die vorgefundenen Rahmenbedingungen würden auch ein verstärktes intergenerationelles Lernen nicht nur zulassen, sondern auch konkret ermöglichen und begünstigen. Hierzu wäre aber wohl eine Umstrukturierung der Prioritätensetzung in der Wohnkoordination notwendig, die derzeit allerdings durch den zu hohen bürokratischen Aufwand und den noch nicht abgeschlossenen Selbstermächtigungsprozess nicht möglich scheint. Auch

muss beachtet werden, dass intergenerationelles Lernen im Konzept der „Rosa Zukunft“ per se gar nicht als Ziel formuliert wurde und ihm somit von Grund auf schon nicht die Wichtigkeit gegeben wurde, die es unserer Ansicht nach verdient hätte.

Doch selbst wenn das soziologische Konzept diesbezüglich angepasst werden würde, so wird das intergenerationelle Miteinander und Lernen sowie die Bereitschaft zur sozialen Teilhabe dennoch in erster Linie von den persönlichen Möglichkeiten und Motiven der BewohnerInnen bestimmt werden und diese werden im folgenden Kapitel näher beleuchtet.

8. Persönliche Aspekte der BewohnerInnen

Susanna Probst

In diesem Kapitel wird der Fokus auf die persönlichen Aspekte der BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ gelegt. Im Mittelpunkt stehen ihre persönlichen Motive und ihre Erwartungen aber auch ihre Zweifel und Bedenken im Zusammenhang mit ihrer Entscheidung, in die „Rosa Zukunft“ zu ziehen. Die Vorstellungen, die jeweiligen Ressourcen und das Engagement der MieterInnen und EigentümerInnen werden näher beleuchtet, um darauf einzugehen, welche dieser Aspekte die BewohnerInnen eines solchen Wohnprojektes im Speziellen ausmachen oder kennzeichnen und wie sie in Folge das intergenerationelle Miteinander mitbestimmen und beeinflussen. Dabei werden Aussagen der BewohnerInnen mit Inhalten des soziologischen Konzeptes der „Rosa Zukunft“ in Zusammenhang gebracht, verglichen, gedeutet und interpretiert. Wenn wir in diesem Kontext nach einem Miteinander der Generationen fragen, dann sind damit alle Kontakte, Gespräche, gemeinsamen Aktivitäten, gegenseitigen Unterstützungsleistungen und Lernprozesse zwischen den Generationen gemeint, aber noch allgemeiner auch das gemeinsame Nebeneinanderleben verschiedener Generationen in der „Rosa Zukunft“.

8.1 Einzugsmotivationen

Aus den Interviews mit den BewohnerInnen und den ExpertInnen ergab sich eine Fülle von Motiven für einen Einzug in das Generationenwohnprojekt. Noch bevor sich die BewohnerInnen im Detail speziell mit den konzeptionellen, architektonischen oder technologischen Besonderheiten der Rosa Zukunft als mögliche Aspekte für einen Einzug in genau diese Wohnanlage befassten, waren unterschiedliche persönliche Motive vorrangig, die eine Auseinandersetzung mit einem nötigen oder gewünschten Umzug überhaupt erst erforderlich machten. Für einen Bewohner stand beispielsweise nach Ende eines Arbeitslebens gleichzeitig auch das Ende des vertrauten Wohnraumes mit dem vorgeschriebenen Auszug aus der Dienstwohnung an (vgl. IP1, Z. 42-44

und 76-77). „Ja, na und wir natürlich unbedingt eine Wohnung gebraucht auch haben.“ (IP1, Z. 64) Aus der Aussage geht hervor, dass mit dem Ende der Berufstätigkeit auch neuer Wohnraum dringend erforderlich wurde.

Zu Anfang steht daher die Frage nach den grundsätzlichen Umzugsmotiven. Dabei werden die unterschiedlichen Beweggründe der MieterInnen und EigentümerInnen erfasst, die sie dazu bewegten, überhaupt erst auf Wohnraumsuche zu gehen. In weiterer Folge werden die Motive der BewohnerInnen, die dann konkret für einen Einzug in die „Rosa Zukunft“, eine Wohnanlage mit intergenerationellem Schwerpunkt, sprechen, näher ausgeführt.

8.1.1 Umzugsmotive

Bei der jüngeren Generation ergab sich in den Interviews in erster Linie der Wunsch bzw. die Notwendigkeit eines Umzuges aufgrund des Bedürfnisses nach mehr Platz und mehr Wohnraum für sich und auch für die Kinder. „Ich glaube meine Motivation war der Platzmangel in meiner vorigen Wohnung. Das war einfach viel zu eng und es war einfach höchste Zeit irgendwie umzuziehen.“ (IP2, Z. 46-48) Für diese Generation besteht, wie es auch aus einem Forschungsbericht der Universität Bielefeld hervorgeht, bei sicherer finanziellen Situation und/oder Familienerweiterung¹¹ das Bedürfnis nach größerem Wohnraum (vgl. IP2, Z.46-48 / IP3, Z. 57-59). Das zeigt sich auch in dieser Aussage einer Eigentümerin, die mit Blick in die Zukunft bereits nach größerem Wohnraum suchte. „Und wir haben halt dann doch das Reihenhaus, weil wir eben auf etwas Größeres, eben für die Zukunft halt auch schon geschaut, dass wir etwas Größeres [...]“ (IP3, Z. 57-59)

Wie bei der jüngeren Generation tat sich auch bei der älteren in den Interviews der Bedarf nach neuem Wohnraum auf. Der Bedarf nahm bei dieser Altersgruppe jedoch durch eine anstehende Pensionierung an Dringlichkeit zu. „Und ich hab eine Dienstwohnung gehabt, vorher, und die muss man natürlich dann räumen, [wenn man in Pension geht, ja].“ (IP6, Z. 50-52) Der äußere

¹¹ vgl. Kapitel 1.2.5 dieser Arbeit

Faktor Pensionierung bringt somit für Menschen der älteren Generation mehrere Veränderungen mit sich. Neben dem Übergang von der Erwerbstätigkeit in den Ruhestand erfolgt unter diesen Bedingungen auch ein Übertritt aus dem möglicherweise preiswerten, oft jahrelangen und gewohnten Zuhause in neue eigene vier Wände (vgl. IP1, Z. 42-44 / IP1, Z. 64-65 / IP6, Z. 50-52). „Ja, um ganz ehrlich zu sein, ich habe 31 Jahre in einer Dienstwohnung gewohnt, oder das Glück gehabt in einer günstigen Dienstwohnung wohnen zu können und bin dann auf Wohnungssuche gegangen.“ (IP1, Z. 42-44)

Besitzt man ein eigenes großes Haus mit Garten, so bringt das neben persönlichen Annehmlichkeiten auch eine Vielzahl an Aufgaben und Verpflichtungen mit sich. Ein weiteres Motiv, das bisherige Zuhause zu verlassen und sich nach einem neuen Haus oder einer neuen Wohnung umzusehen, waren für die ältere Generation die nicht mehr bewältigbaren Aufgaben rund um Haus und Garten (vgl. EX1, Z. 118-120). Ein Aspekt der sich aus folgender ExpertInnenaussage heraus kristallisiert: „Ja und sie können auch alles nicht mehr so bewältigen. Ich habe auch einige Damen und Herren hier, die sagen sie haben ihr Haus verkauft, weil sie mit Schneeräumen und Gartenpflege und so weiter, das war ihnen zu schwer.“ (EX1, Z. 118-120)

Auch wenn Menschen im Pensionsalter viel Wert auf Beständigkeit und Stabilität legen und Veränderungen der eigenen Wohnsituation im Vergleich zur jüngeren Generation in den Hintergrund rücken¹², so zeigen die Interviews, dass es unterschiedliche Gründe für diese Altersgruppe unumgänglich machen, sich mit der eigenen Wohnsituation zu befassen und diese schlussendlich auch zu verändern.

Die Aussagen der BewohnerInnen ergaben bezogen auf die Beweggründe, die einen Umzug erforderlich machen, keinerlei Gemeinsamkeiten zwischen der jüngeren und der älteren Generation. Sehr wohl aber zeigten sich diese unter den Befragten der jeweiligen Altersgruppe. So stehen die Motive Platzmangel und der Wunsch nach mehr Wohnraum für die jüngere Generation sowie Wohnungsverlust durch Pensionierung und nicht mehr bewältigbare Aufgaben rund um Haus und Garten für die ältere Generation jeweils im Vordergrund.

¹² vgl. Kapitel 1.2.5 dieser Arbeit

Resultierend daraus ergaben sich der Bedarf nach neuem Wohnraum und somit auch die Notwendigkeit, sich auf Wohnraumsuche zu begeben. Welche Motive die Menschen in weiterer Folge genau in die Wohnanlage an der Rosa-Hofmann-Straße führten, wird im nächsten Kapitel erläutert.

8.1.2 Motive für die „Rosa Zukunft“

Entsprechend der heterogenen Gruppe der BewohnerInnen in der „Rosa Zukunft“ zeigen sich in den Interviews auch vielfältige Motive, die für einen Einzug in diese neue Wohnanlage ausschlaggebend waren. Diese lassen sich in die vier Aspekte, Lage, Architektur, Kosten und Inhalt splitten und werden folgend genauer betrachtet.

8.1.2.1 Lage/Wohngegend

Eine „angenehme Wohngegend“ (IP1, Z. 52), die den Generationen unterschiedliche Vorzüge bringt, war ein wesentliches Motiv für die BewohnerInnen, sich für die „Rosa Zukunft“ als neues Zuhause zu entscheiden. Die „Rosa Zukunft“ befindet sich in Taxham, einem äußeren Stadtteil von Salzburg, „gerade noch in der Stadt und doch am Stadtrand“ (IP2, Z. 56-57), umgeben von unterschiedlichen Einrichtungen wie Schulen, Kirchen etc. (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 3f).

Durch kürzere Wege und ein gut ausgebautes öffentliches Verkehrsnetz wird man mobiler und gleichzeitig unabhängiger von einem eigenen Auto, was in Zukunft, bei möglichem Verlust der Fahrtüchtigkeit, an Relevanz zunehmen wird (vgl. IP4, Z. 15-31). Die bessere Anbindung durch die noch städtische Lage wirkt in zweierlei Hinsicht dem Gefühl von Einsamkeit entgegen. Einerseits ist man, wie bereits erwähnt, selbst mobiler, was die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben außerhalb der eigenen vier Wände fördert und andererseits ist man in diesem Stadtteil auch für Freunde, Bekannte und Familie, die in der Stadt leben, besser erreichbar (vgl. IP4, Z. 15-31 / IP4, Z. 27-31). Eine Bewohnerin der älteren Generation formuliert dazu Folgendes: „Alle anderen Freundinnen sind in der Stadt und ich habe gemerkt, es kommt mich keiner mehr besuchen, weil es jeden schon zu schwierig ist.“ (IP4, Z. 15-27) Neben dem Aspekt, dass sie aufgrund der bisherigen abgelegenen Wohngegend kaum bis gar keinen Besuch mehr erhält, führt diese Bewohnerin

Folgendes weiter aus: „ich muss immer ins Auto steigen, wenn ich irgendwohin wollte, habe ich mir gedacht, wenn ich dann später vielleicht irgendwann nicht mehr Auto fahren kann oder irgendetwas ist, bin ich mutterseelenallein und höre nur die Vögel zwitschern.“ (IP4, Z. 27-31) An dieser Aussage wird sichtbar, dass die abgelegene Wohngegend nicht nur dazu führt, dass sie weniger Besuch erhält, sondern auch dazu, dass sie für die eigene Mobilität auf ein eigenes Auto und die eigene Fahrtüchtigkeit angewiesen ist, die sie im Laufe des Älterwerdens aufgrund möglicher altersbedingter Gebrechen verlieren könnte.

Für die ältere Generation stehen hier die eigene Mobilität und die gesellschaftliche Teilhabe im Vordergrund, aber auch der Gedanke an die Zukunft, die durch zunehmendes Altern von Einschränkungen geprägt sein könnte. Aus den Aussagen lässt sich ein starker Wunsch nach Autonomie ablesen, die man sich auch in Zukunft erhalten möchte.

Für Väter und Mütter der jüngeren Generation spielen bei der Lage des Wohnraumes neben den eigenen Bedürfnissen und Wohnvorstellungen auch entwicklungsfördernde Aspekte und Momente für die eigenen Kinder eine zentrale Rolle (vgl. IP2, Z. 55-60 / IP5, Z. 57-63). Der angrenzende Spielplatz sowie Volks- und Hauptschulen in der nahen Umgebung (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 4), Angebote für Kinder im Gemeinschaftsraum (vgl. IP3, Z. 337-347) gekoppelt mit der oben beschriebenen Mobilität durch das öffentliche Netz, bieten den passenden Rahmen, um Kindern, je nach Alter und Entwicklungsstand, ein sehr selbständiges Aufwachsen zu ermöglichen (vgl. IP2, Z. 57-58).

„Und, also ich habe ein Kind. Und mit Kind in Taxham aufwachen ist eigentlich voll nett. Weil [...] es ist [...] gerade noch in der Stadt und doch am Stadtrand, und aber so, dass Kinder irrsinnig selbständig aufwachsen können. Also mein Kind kann alleine in die Schule gehen, kann alleine am Spielplatz gehen, kann mal, hoffentlich bald einkaufen gehen, so, so Sachen machen.“ (IP2, Z. 55-60)

Wie aus diesem Zitat deutlich wird, ist für ein selbständiges Aufwachsen von Kindern wichtig, dass sich Schulen und Freizeitmöglichkeiten in der nahen Umgebung befinden und für Kinder ohne Begleitung ihrer Eltern erreichbar sind.

Die Selbständigkeit der eigenen Kinder macht auch Eltern unabhängiger von den unzähligen Terminen ihrer Kinder, wodurch sie einerseits flexibler und andererseits, wie es ein Interviewpartner betont, unabhängiger von Unterstützung außerhalb des Familiensystems werden (vgl. IP5, Z. 97-104). Die Selbständigkeit der Kinder verschafft Eltern einerseits mehr Zeit und andererseits auch die Möglichkeit sich die vorhandene Zeit flexibel einzuteilen, weil sie sich nicht nach der Tanzstunde oder dem Klavierunterricht ihrer Kinder richten müssen.

Der Wunsch nach Autonomie der älteren Generation scheint sich besonders im Aspekt der Kinderbetreuung auch bei der jüngeren widerzuspiegeln. Von fremder Hilfe unabhängig zu sein, scheint beiden wichtig zu sein.

8.1.2.2 Architektonische Gegebenheiten

Weitere Beweggründe für einen Einzug in die „Rosa Zukunft“, die aus den Interviews hervorgehen, lassen sich unter baulichen Gegebenheiten zusammenführen und beschreiben. Damit sind unter anderem die besondere Planung von Gemeinschafts- und Ruhebereichen, der Aspekt der Barrierefreiheit und die Möglichkeit der individuellen Gestaltung von Außenbereichen gemeint.

Die Ausgewogenheit zwischen Nähe und Distanz, zwischen privat und Fürsichsein auf der einen Seite und dem Wunsch mit anderen in Kontakt zu treten auf der anderen, war aus Sicht einer Expertin für die BewohnerInnen ein ausgeprägtes Motiv, das für ein Leben in der „Rosa Zukunft“ sprach (vgl. EX2, Z. 320-324).

„Wenn ich Kontakt möchte, kann ich Kontakt haben [...], weil sie ja doch dadurch, dass sie zusammenwohnen [...] Verbindlichkeit alleine durch die bauliche ähm Anordnung hat und gleichzeitig ich unverbindlich sein kann. Und beides schätzen die Generationen sehr und ich glaube das war für die BewohnerInnen auch ein starkes Motiv.“ (EX2, Z. 320-324)

Menschen unserer Kultur benötigen in der heutigen Zeit trotz verstärkter möglicher und gelebter Individualität grundsätzlich beides, Nähe sowie Distanz. Nähe, die durch Kontakt, Gespräche oder Beziehung zu anderen geprägt ist, und Distanz, durch die Möglichkeit, sich zurückziehen zu können, ungestört für

sich und allein sein zu können. Eine ausgewogene Balance dieser beiden Bedürfnisse spielt in vielen Bereichen unseres Lebens eine wesentliche Rolle. Nicht nur in familiären, partnerschaftlichen und freundschaftlichen Gefügen, sondern auch im Berufsalltag und im Bereich Wohnen steht die ausgewogene Befriedigung dieser Bedürfnisse im Vordergrund. Wird diese Balance, beispielsweise durch fehlenden Kontakt und Bindung oder durch das Übertreten der eigenen Grenzen durch andere gestört, können unter anderem Kränkungen, Aggression oder Gewalt die Folge sein. Im Bereich Wohnen kann das Fehlen einer passenden Balance in kleinen Nachbarschaftskonflikten oder größeren Rechtsstreitigkeiten sichtbar werden. Für die BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ wurde auf die Ausgewogenheit von Nähe und Distanz nicht nur inhaltlich/konzeptionell, sondern auch architektonisch Rücksicht genommen. Neben Gemeinschaftsräumen und Gemeinschaftsflächen zur Förderung des Kontaktes und des Miteinanders, wurden baulich auch gezielt Orte der Ruhe und des Rückzuges geschaffen (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 11). Durch den architektonischen und konzeptionellen Rahmen, auf den an anderer Stelle noch eingegangen wird, sind sowohl Nähe als auch Distanz möglich, wodurch sich die BewohnerInnen ihr persönliches Gleichgewicht wählen können.

Neben Gemeinschafts- und Ruheräumen ist Barrierefreiheit ein weiterer wesentlicher Punkt, der von den BewohnerInnen in den Interviews für einen Einzug in dieses intergenerationelle Wohnprojekt genannt wurde. Dieses Motiv wird im soziologischen Konzept im Zusammenhang mit dem Wohnen der älteren Generation als Zielgruppe fokussiert. So wird festgehalten, dass die beiden Angebote „Seniorenrechtliches Wohnen“ und „Eigentum für ältere Personen“ barrierefreie Miet- und Eigentumswohnungen bieten (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 9f). Auch aus den Interviews geht der Aspekt der Barrierefreiheit lediglich als Motiv für die ältere Generation hervor.

„Die alten Herrschaften [...] wollten viele auch barrierefreie Wohneinheiten, das heißt ohne Schwellen, mit Duschen, mit Lift überall wo sie gut entweder dann mit dem Rollator vielleicht für später oder durchaus auch mit dem Rollstuhl rein kommen.“ (EX1, Z. 116-124)

An dieser Stelle ist jedoch einerseits anzumerken, dass nicht konkret nach der Wertigkeit von Barrierefreiheit gefragt wurde, weshalb die Angaben bzw. Nicht-Angaben dazu nicht damit gleichzusetzen sind, dass der jüngeren Generation das Erreichen und Nutzen von Wohnflächen ohne fremde Hilfe und ohne größere Schwierigkeiten unwichtig ist. Eine junge Mutter/ein junger Vater, die/der mit einem Kinderwagen unterwegs ist, wäre bei fehlender Barrierefreiheit in ähnlichem Maße wie ein/e RollatorfahrerIn mit Hindernissen konfrontiert, die die Erreichbarkeit von Zielen erschweren oder die sie/ihn auf fremde Hilfe angewiesen machen. Der Gehweg, Abzweigungen oder Türstöcke sind für beide möglicherweise zu schmal, wodurch sie diese nicht problemlos oder gar nicht nutzen können. Oder sie benötigen Hilfe, um über die Stufen in den Keller oder die Tiefgarage gelangen zu können.

Bei körperlichen Einschränkungen kann eine barrierefreie Wohnung, je nach Bedarf auch in Kombination mit extramuralen Hilfen und Unterstützungsleistungen eine Möglichkeiten bieten, weiterhin im gewohnten Umfeld wohnen zu können. Das bedeuten einen möglichen Pflegeheimaufenthalt aufschieben zu können, was wiederum dem Bedürfnis nach Beständigkeit der älteren Generation entspricht.

Andererseits ist auch festzuhalten, dass es nicht Teil der Interviews war, welche Bereiche und Wege konkret barrierefrei bzw. nicht barrierefrei gebaut wurden, weshalb an dieser Stelle nur die Ausführungen im Konzept dazu herangezogen werden konnten.

In dieser Kategorie kristallisieren sich aus den Aussagen der InterviewpartnerInnen eigene kleine Außenanlagen als drittes architektonisches Einzugsmotiv heraus. Der Wunsch nach einem eigenen kleinen Garten beeinflusste mitunter auch die Entscheidungsfindung deutlich.

„Und dann habe ich mir eigentlich gedacht ich möchte wieder zurück in die Stadt ziehen, [...] und habe aber dann ähm, die Wohnung entdeckt und dann habe ich mir gedacht, so ja, eine kleine Wohnung mit einem kleinen Garten, das kann ich mir eigentlich dann doch wieder vorstellen.“
(IP2, Z. 51-55)

Ein eigener kleiner Außenbereich erweitert die eigene Wohnung, bietet mehr Raum und einen persönlichen, abgegrenzten Bereich im Freien, in der Natur, in dem unter anderem Kinder spielen können, in dem Gemüse und Blumen gepflanzt und geerntet werden können und man für sich sein kann. Betrachtet man in diesem Kontext die Maslowsche Bedürfnispyramide (vgl. Ekert / Ekert 2010, S. 154f) stehen hinter dem Wunsch, einen eigenen Garten zu wollen, mehrere Bedürfnisse. So können hier einerseits physiologische Grundbedürfnisse, wie frische Luft und Bewegung genannt werden sowie andererseits auch das Bedürfnisse nach Selbstverwirklichung, ausgehend davon, sich durch einen eigenen Garten etwas zu schaffen und diesen noch gestalten zu können.

Zusammenfassend ist in Bezug auf die hier beschriebenen baulichen Motive, vordergründig nicht eine moderne Architektur, die durch kühle, technisch wirkende Baukörper oder gefärbten Sichtbeton und überdimensionale Glasflächen besticht, für den Einzug in das neue Zuhause ausschlaggebend, sondern eine zweckmäßige, an den Lebensbedingungen, Bedürfnissen und Wünschen der Menschen orientierte Bauweise. Das bedeutet erstens, dass die Wohnbedürfnisse zukünftiger BewohnerInnen bei allem Spar- und Profitdruck seitens der Bauträger und Genossenschaften, aber auch seitens Fördergeber und politischen Entscheidungsträger nicht zu vernachlässigen sind. Zweitens wird dadurch die Forderung unterstrichen, dass die erwähnten Wohnbedürfnisse der Generationen in der architektonischen Gestaltung von Generationenwohnprojekten berücksichtigt werden müssen, da es sich dabei um Faktoren handelt, die wesentlich zum Gelingen eines gemeinsamen Wohnens der Generationen beitragen¹³. Versucht man nun, um einzelnen Auswirkungen des demografischen Wandels¹⁴, wie beispielsweise veränderten Familienformen und daraus resultierenden verringerten Begegnungsmöglichkeiten zwischen den Generationen, entgegenzuwirken, verstärkt auf Generationenwohnprojekte zu setzen, ist es nicht ausreichend, den Generationen einfach gemeinsame Wohnanlagen zur Verfügung zu stellen.

¹³ vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit

¹⁴ vgl. Kapitel 1.2 dieser Arbeit

Der Wohnraum muss viel mehr auch entsprechend der unterschiedlichen Bedürfnisse der BewohnerInnen gestaltet werden, um ein Gelingen überhaupt möglich zu machen.

8.1.2.3 Kosten

Neben allen Wünschen und Bedürfnissen widmen wir uns jetzt noch den finanziellen Vorstellungen und Möglichkeiten eines jeden/einer jeden Einzelnen, die von den Befragten als Einzugsmotiv für die „Rosa Zukunft“ genannt wurden und die letztendlich Entscheidungen in die eine oder andere Richtung lenken können (vgl. IP5, Z. 37-38 / IP3, Z. 74-76).

Eine Eigentümerin formuliert das konkret so:

„Dass das eines für unsere Möglichkeiten und dass es sich ausgegangen ist alles zusammen von der finanziellen, Finanzierung, dann haben wir gesagt, ja, dann nehmen wir das da.“ (IP3, Z. 74-76)

Den individuellen finanziellen Vorstellungen und Möglichkeiten der einzelnen BewohnerInnen wird in der „Rosa Zukunft“ durch „129 großteils geförderte Miet- und Eigentumswohnungen“ (Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 4) und der Variante Mietkauf (vgl. IP6, Z. 64) Rechnung getragen. Für den einen/die eine steht im Vordergrund, dass der Wunsch nach einem Eigenheim mit den möglichen Finanzierungsmitteln gestemmt werden kann und für den anderen/die andere eine leistbare Wohnung zu mieten (vgl. IP5, Z. 37-38 / IP3, Z. 74-76). „Ein ganz normales Wohnprojekt, wo geförderte Wohnungen angeboten worden sind, für die wir uns beworben haben.“ (IP5, Z. 37-38) Dieser Bewohner ging im Vorfeld davon aus, dass es sich um ein ganz normales Wohnprojekt handelt. Daraus geht klar hervor, dass nicht die Aspekte eines generationsübergreifenden Miteinanders im Vordergrund standen sondern die aufzubringenden finanziellen Mittel. Der Bewohner bewarb sich für eine geförderte Wohnung, für die als Voraussetzung eine bestimmte Einkommensgrenze gilt (vgl. IP5, Z. 405-408). Unter anderem durch finanzielle Bedingungen rücken inhaltliche Aspekte eines Wohnprojektes bei der akuten Wohnraumsuche in den Hintergrund. Das spiegelt sich auch in den Erzählungen der BewohnerInnen wieder, die häufig angaben, dass die konzeptionelle Ausrichtung des Projektes in erster Linie einmal nebensächlich

war. „Wir haben also nicht definitiv danach gesucht.“ (IP5, Z. 42) Erst im Laufe des weiteren Prozesses, der Verkaufsverhandlungen oder des Bewerbungsverfahrens haben die BewohnerInnen, durch Informationen seitens der Wohnbaugenossenschaften oder des Diakoniewerkes Salzburg von den inhaltlichen Schwerpunkten der „Rosa Zukunft“ erfahren (vgl. IP2, Z. 61-66 / IP5, Z. 37-40).

Die Kosten sind in jedem Fall ein Faktor, über den unter anderem das Bedürfnis nach größerem Wohnraum gegenüber dem Bedürfnis nach einem Leben mitten in der Stadt abgewogen wird oder umgekehrt. Verglichen mit dem Wohnungsmarkt in anderen österreichischen und deutschen Städten zählt der in Salzburg gemeinsam mit dem in Innsbruck zu den teuersten Märkten für Miet- und Eigentumswohnungen (vgl. Himmelbauer 2015).

Bildlich gesprochen sind die finanziellen Vorstellungen und Möglichkeiten der „Deckel zum Topf“. Im „Topf“ befinden sich die individuellen Wohnvorstellungen und Bedürfnisse. Der „Topf“ steht auf der Herdplatte, die je nach Temperaturstufe für die Dringlichkeit des Wohnraumbedarfs steht. Herausforderung für jeden Einzelnen/jede Einzelne in dieser Situation ist es, den Inhalt weder zum Anbrennen noch zum Überkochen zu bringen.

Der finanzielle Aspekt ist ein Umstand, der Menschen mit wenigen Ausnahmen die Befriedigung aller Wünsche und Bedürfnissen erschwert oder sie daran hindert und der Kompromisse unumgänglich macht.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Lage der „Rosa Zukunft“, die vorhandenen baulichen Bedingungen und die anfallenden Miet- oder Kaufkosten, wie beschrieben wesentliche Motive für die BewohnerInnen darstellen. Diese drei Elemente des Generationenwohnprojektes spiegeln jedoch nur einen Teil dessen wieder, was die „Rosa Zukunft“ bietet. Ein Aspekt, beziehungsweise ein Ziel, wenn nicht das zentralste, bei der Realisierung dieses Wohnprojektes war, dass geförderte Mietwohnungen und Eigentumswohnungen entstehen sowie eine Durchmischung der Generationen stattfindet, mit dem Ziel, das nachbarschaftliche Miteinander zu fördern¹⁵. Ob die Tatsache, dass sich das soziologische Konzept bei den Motiven der BewohnerInnen für einen Um- und

¹⁵ vgl. 5.1 dieser Arbeit

Einzug in die „Rosa Zukunft“ lediglich nachrangig zeigte, auch auf weitere Vorstellungen, Zweifel, Sichtweisen und das persönliche Engagement der Bewohnerinnen Auswirkungen hat, wird erst in den folgenden (Unter-)kapiteln festzustellen sein.

8.2 Vorstellungen und Erwartungen der BewohnerInnen

Unsere Vorstellungen voneinander, die Bilder, die wir uns von unserem Gegenüber machen, prägen unseren Umgang miteinander, sie fließen in die Erwartungen ein, die wir aneinander haben. Die Vorstellungen, die die Generationen, die in der „Rosa Zukunft“ zusammenleben, voneinander haben, beeinflussen aus unserer Sicht ihr tägliches Miteinander. In den Interviews machten wir uns auf die Suche nach den jeweiligen Bildern, die die Jüngeren von den Älteren haben und umgekehrt. Daneben erfragten wir auch mögliche Zweifel und Erwartungen vor dem Einzug und was den BewohnerInnen im Miteinander wichtig ist.

8.2.1 Zweifel und Erwartungen vor dem Einzug

Die MieterInnen und EigentümerInnen berichteten durchwegs, mit einer einzigen Ausnahme, auf die wir nachfolgend näher eingehen wollen, dass sie keinerlei Sorgen, Ängste oder Zweifel gegenüber den konzeptionellen Bedingungen in der „Rosa Zukunft“ hatten.

Eine Mieterin hatte vorab die Befürchtung, sie könnte aufgrund ihrer Ausbildung und ihrer beruflichen Erfahrungen automatisch zu spezifischen Unterstützungsleistungen eingeteilt werden (vgl. IP6, Z. 232-243). Daneben bestand bei dieser Dame noch die Angst, dass Druck ausgeübt werden könnte, um anderen zu helfen (vgl. IP6, Z. 247-253). „Habe ich ein bisschen Ängste gehabt, also dass man da vielleicht, dass ich, dass da Druck ausgeübt wird, [...] von [...] dem Umfeld.“ (IP6, Z. 247-249) Ihre Sorgen waren beeinflusst durch ihre bisherigen beruflichen und privaten Erfahrungen, die sich in der „Rosa Zukunft“ aber nicht bestätigten (vgl. IP6, Z. 247-253). Neben diesen Befürchtungen bezogen auf inhaltliche Schwerpunkte des Konzeptes, hatte die Mieterin auch die Sorge, dass es durch die unterschiedlichen Wohnangebote in Kombination mit drei verschiedenen Wohngenossenschaften und daraus

resultierender divergierender Kommunikationswege, Schwierigkeiten bei der Lösung von organisatorischen Problemen geben könnte (vgl. IP 6, Z. 67-76). Inwieweit sich diese Vorannahme in der Realität bestätigt, darauf wird in Kapitel 9 genauer eingegangen.

Für die anderen befragten MieterInnen und EigentümerInnen waren Zweifel vor dem Einzug überhaupt nicht vorhanden (vgl. IP2, Z. 158-161) oder nicht nötig (vgl. IP5, Z. 72). Sie berichteten von keinerlei großartigen oder von durchwegs positiven Erwartungen gegenüber dem Konzept vor dem Einzug (vgl. IP2, Z. 158-161 / IP1, Z. 56-60). Eine offene Grundhaltung gegenüber dem, was kommen und sich entwickeln wird war vorrangig (vgl. IP 4, Z. 82-86 / IP5, Z. 57-63).

Die konkreten Erwartungen der BewohnerInnen an das Leben in der „Rosa Zukunft“ waren genährt durch Informationen seitens der Diakonie und der Wohngenossenschaften (vgl. IP2, Z. 174-175) und bezogen sich durchwegs auf die inhaltlichen Zielsetzungen des Konzeptes. Ein Leben in der Gemeinschaft und Kontakte mit der eigenen und mit anderen Generationen sowie gegenseitiges Unterstützen waren für die MieterInnen bereits vor dem Einzug Teil ihrer Erwartungen und Wünsche an ein Leben in der „Rosa Zukunft“ (vgl. EX2, Z. 307-314). Das deckt sich mit dem Konzept, in dem das (Er)leben von Generationenbeziehungen und Möglichkeiten zu sozialen Kontakten als Ziele formuliert sind. Die Kontakte und Beziehungen untereinander sollen sich je nach Wohnangebot¹⁶ in ihrer Intensität unterscheiden, vom Generationenwohnen über das seniorengerechte Wohnen bis hin zum Eigentum in abnehmendem Ausmaß (vgl. Diakoniewerk 2013a, S. 7ff).

Die gezielte altersmäßige Durchmischung wird vor als auch nach dem Einzug sowohl von der älteren Generation als auch von der jüngeren Generation als gut bewertet. Ein Bewohner beschreibt es als etwas, das so sein soll. Das Gegenteil davon, nämlich die Trennung von Jung und Alt wird abgelehnt (vgl. IP1, Z. 87-90 / IP3, Z. 76-81).

¹⁶ vgl. Kapitel 5.1 dieser Arbeit

Einsamkeit wurde bereits im Zusammenhang mit der Lage der „Rosa Zukunft“ thematisiert und ist für die ältere Generation auch ein vorrangiger Aspekt, der für ein Leben in der Gemeinschaft wichtig ist. Eine Expertin beschreibt an dieser Stelle, was die BewohnerInnen ihr gegenüber ansprechen. „Wir wollen ja nicht einsam und alleine sein sondern wir möchten auch die Möglichkeit haben äh in eine Gemeinschaft rein zu gehen und das bestimmen wir [...] gemeinsam sein und nicht einsam sein.“ (EX1, Z. 447-449) Besonders wenn man durch Krankheit oder andere Gebrechen eingeschränkt ist und an einem Leben außerhalb der Wohnanlage nicht mehr teilnehmen kann oder will, wirken Kontakte durch nachbarschaftliche Gemeinschaft lindernd gegen Einsamkeit. Kritisch betrachtet, kann diese Gemeinschaft in der Wohnanlage theoretisch im Zusammenhang mit der Begleitung und Betreuung der Wohnkoordinatorin¹⁷ und den Angeboten im Gemeinschaftsraum auch zu einer automatischen Verringerung der Außenkontakte führen und exkludierend wirken - unter dem Schlagwort „Ghettoisierung“ findet dieser Aspekt noch im kommenden Kapitel Erwähnung. Auf der anderen Seite bietet die Gemeinschaft durch den Rahmen der Wohnanlage auch Kontakte, die außerhalb möglicherweise schwerer geknüpft werden könnten. „Ich hab selber keine Kinder, dass ich dann auch Kontakt mit den Kindern hab.“ (IP6, Z. 116-117)

Retrospektiv berichten die InterviewpartnerInnen beinahe ausschließlich über positive Erwartungen, die sie vor dem Einzug bezogen auf das (intergenerative) Zusammenleben und die Betreuung durch die Wohnkoordinatorin hatten. Vorrangig wurden an dieser Stelle Hilfeleistungen, wie sich gegenseitig beim Einkauf oder bei der Kinderbetreuung unterstützen oder wenn jemand auf Urlaub fährt, für ihn/sie nach dem Rechten sehen, genannt (vgl. IP4, Z. 43-45 / IP2, Z. 180-181). Neben diesen nachbarschaftlichen Hilfen wurde auch professionelle Hilfestellung thematisiert, die von der Wohnkoordinatorin im Bedarfsfall geleistet oder organisiert werden kann. „Man kann sich so quasi so die Wohnkoordination dazu mieten. Und, wenn man dann älter wird könnte man zum Beispiel so, so Sachen abgeben, wie die kümmern sich dann darum, dass ein Frisörtermin zu Hause stattfinden kann oder da geht wer einkaufen.“ (IP2, Z.

¹⁷ vgl. Kapitel 7.2.2 dieser Arbeit

175-178) Die professionelle als auch die nachbarschaftliche Unterstützung werden von den BewohnerInnen als Sicherheitsfaktor wahrgenommen, auch wenn sie diese aktuell (noch) nicht beanspruchen, gibt es Sicherheit, zu wissen, dass eine Wohnkoordinatorin da ist, an die man sich wenden kann und von der man bei Bedarf Unterstützung erhält (vgl. EX1, Z. 450-455). Eine Expertin gibt in diesem Zusammenhang die Aussagen der BewohnerInnen, die ihr gegenüber geäußert wurden folgend wieder: „Auch die Sicherheit zu haben in einem betreubaren Wohnen, dass man auf Gegenseitigkeit schaut und dass eine Wohnkoordi.“ (EX1, Z. 446-452) Durch den Aspekt der Hilfeleistungen wurde die „Rosa Zukunft“ gegenüber anderen Wohnanlagen auch als besonders eingestuft (vgl. IP2, Z. 547-558). Sicherheit durch Hilfen in Kombination mit den weiteren Rahmenbedingungen (Barrierefreiheit etc.) in der „Rosa Zukunft“ sind, wie bereits angeführt, eine Möglichkeit, eine Unterbringung im Pflegeheim zu verzögern, indem Aufgaben, die man alleine nicht mehr bewältigt, abgegeben werden können (vgl. IP2, Z. 210-212). Dies ist ein Faktor, den nicht nur ausschließlich die ältere Generation schätzt, sondern der auch bei der jüngeren Generation mit Blick auf die Zukunft Anklang findet (vgl. IP2, Z. 558-560). „Vor allem, dann später einmal, wenn man vor der Entscheidung steht, ob man ins Altersheim geht oder daheim wohnen kann und aber zusätzlich aber halt mehr Hilfe braucht.“ (IP2, Z. 558-561) Im Konzept wird festgehalten, dass im Bedarfsfall extramurale Hilfen durch die Wohnkoordinatorin erhoben und organisiert werden (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 7). Das ermöglicht einerseits einen längeren Verbleib in den eigenen vier Wänden und bietet der älteren Generation andererseits das gewünschte Maß an „Sicherheit im Hintergrund“ (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 2).

Abgegrenzt von der älteren Generation ergibt sich bei jungen Familien aus den Interviews, bezogen auf die konzeptionelle Ausrichtung der Wohnanlage, wie bereits im Zusammenhang mit den Umzugsmotiven¹⁸ ersichtlich wurde, dass entwicklungsfördernde Elemente für die eigenen Kinder eine wesentliche Rolle

¹⁸ vgl. Kapitel 8.1 dieser Arbeit

spielen. „Weil wir ja zwei Kinder haben und irgendwo auch ein gewisses soziales Denken für die Kinder wichtig ist.“ (IP5, Z. 61-62)

Das gemeinsame Leben unterschiedlicher Generationen in der „Rosa Zukunft“ wurde von den MieterInnen und EigentümerInnen mit positiven Erwartungen assoziiert (vgl. IP1, Z. 258-259). Eine Eigentümerin beschreibt ihre Vorstellungen dazu mit folgenden Worten: „Also, wenn dann habe ich mir gedacht, dass das eigentlich voll klass ist, [...] also weil man ja eigentlich nur davon profitieren kann. Und man geht ja auch davon aus, [...] wenn alle Menschen, die da wohnen sich entschieden haben dass sie da wohnen wollen, dass das ja dann eher ein nettes Miteinander wird als ein schwieriges.“ (IP2, Z. 161-166) Diese Bewohnerin spricht hier ganz klar einen Punkt an, der ein zentrales Kennzeichen von Generationenwohnprojekten ist¹⁹, den auch das Diakoniewerk Salzburg in der Zielgruppendefinition konzeptionell fest hält: „Jüngere und ältere Personen, die ganz bewusst in ein gemeinschaftliches, generationenübergreifendes Wohnprojekt ziehen möchten.“ (Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 8)

Zusammengefasst waren die Erwartungen der Bewohnerinnen gegenüber dem generationsübergreifenden Zusammenleben und dem Konzept der „Rosa Zukunft“ überwiegend positiv und Zweifel und Bedenken kaum vorhanden. Dieser Umstand kann aus einer Kombination aus guter Vorbereitung im Auswahlverfahren durch die Bauträger und die Wohnkoordinatorin begründet liegen und in engem Zusammenhang mit beruflichen und familiären Erfahrungen der BewohnerInnen und ihren Vorerfahrungen als MieterInnen gesehen werden.

Laut Konzept wird im Auswahlverfahren darauf geachtet, dass die BewerberInnen bewusst in einem generationsübergreifenden Projekt leben wollen (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 8). Dass sich diese konzeptionelle Grundaussage auch in der Realität umsetzen ließ, wird durch die Expertinnenaussage gestützt, worauf Menschen, die im Zuge des Aufnahmeverfahrens zu viele Sorgen oder Ablehnungen gegenüber anderen

¹⁹ vgl. Kapitel 4.1 dieser Arbeit

oder deren Eigenheiten zeigten, abgelehnt wurden. „Eine Dame hat im Auswahlgespräch zu mir gesagt, ja sie möchte aber jetzt ganz gerne lieber oben wohnen, weil sie braucht ihre Ruhe und sie will, mit Kinderkrach hat sie keine Freude, dann habe ich gesagt tut mir leid dann sind sie hier sicherlich falsch es ist kein Sanatorium es ist ein Generationenwohnen.“ (EX1, Z. 138-141) Neben dem Aspekt, dass vorhandene Zweifel ernst genommen wurden und einer bewussten Entscheidungshaltung der MieterInnen für ein Leben in der „Rosa Zukunft“ wurde auch noch darauf geachtet, „dass die Leute so ein bisschen zusammenpassen, damit das Projekt auch wirklich fliegt.“ (IP4, Z. 35-36) Wert gelegt wurde auch darauf, dass sich die BewerberInnen von ihrer Persönlichkeit her in der „Rosa Zukunft“ wohl fühlen und sich auch andere mit ihnen wohl fühlen können (vgl. EX1, Z. 433-434).

Betrachtet man nun die positiven Erwartungen der InterviewpartnerInnen in Kombination mit dem Bewerbungsverfahren, so kann gedeutet werden, dass die gezielte Auswahl, wie im Konzept formuliert, tatsächlich stattgefunden hat. Dadurch bedingt werden auch in unseren Interviews kaum Zweifel oder Bedenken artikuliert, sondern durchwegs positive, gewinnbringende Aspekte eines Lebens in der „Rosa Zukunft“ in den Mittelpunkt gestellt.

Obwohl nicht direkt danach gefragt wurde, kristallisierte sich im Verlauf der Interviews bei drei von sechs BewohnerInnen heraus, dass sie beruflich im Sozial- und Gesundheitsbereich mit unterschiedlichen Altersgruppen arbeiten oder gearbeitet haben (vgl. IP2, Z. 5 / IP5 Z. 48-52 / IP6, Z. 231-232). Begegnungen mit den VertreterInnen anderer Generationen war für diese Befragten keine Problemstellung, sondern eher das Gegenteil, eine bereichernde, gewollte Erfahrung. „Ja, also die jüngere Generation, das war so mein Berufsalltag, der Kontakt mit jungen Eltern, also das ist mir ganz was Vertrautes.“ (IP6, Z. 231-232) Zwei weitere BewohnerInnen interagier(t)en in einem anderen Kontext, als Tanzlehrerin oder in der Zusatzfunktion als Hausmeister, mit Menschen unterschiedlichen Alters (vgl. IP1, Z. 68-70 / IP3, Z. 579-580). Neben intergenerativen beruflichen Erfahrungen wurde auch von Erfahrungen aus dem familiären Kontext berichtet, die die eigene Einstellungen und Haltungen gegenüber den unterschiedlichen Generationen und dem

Miteinander prägen (IP1, Z. 57-58 / IP2, Z.101-112). „Und vor dem habe ich mich sowieso nicht gefürchtet, nachdem wir auch unsere Enkelkinder oft haben.“ (IP1, Z. 57-58)

Die BewohnerInnen berichten weiter von durchwegs positiven intergenerativen Erlebnissen und Kontakten im familiären und beruflichen Kontext, als auch über Wissen und Routinen, die sich daraus ergeben (vgl. IP5, Z. 48-52). In diesem Kontext bedingen positive Erlebnisse und Erfahrungen die positiven Erwartungen der BewohnerInnen – nach der Formel: „Plus und Plus ergibt Plus“.Wobei an dieser Stelle noch fest zu halten ist, dass die BewohnerInnen sowohl in unseren Interviews als auch in einer weiteren Befragung angaben, dass sich ihre Erwartungen an das Wohnen in der „Rosa Zukunft“ erfüllt haben, dass das Konzept aus ihrer Sicht funktioniert und sie zufrieden sind (vgl. EX2, Z. 337-349 / IP4, Z. 47-49 / IP5, Z. 105-110). Eine einzige Bewohnerin stellt sich die Frage, ob die Unterstützungsleistungen, über die im Vorfeld informiert wurde und die sie sich auch für ein solches Projekt vorstellt, im Alltag auch gelebt werden (vgl. IP2, Z. 512-513 und Z. 564). Wobei die Eigentümerin gleichzeitig auch ganz offen festhält, dass es durchaus möglich sei, dass diese Hilfestellungen stattfinden und sie es, weil sie nicht im Block Generationenwohnen wohnt, nicht mit(er)lebt und ihr diesbezüglich die Informationen fehlen (vgl. IP2, Z. 514-515). An dieser Stelle wird einerseits die tragende Rolle der Wohnkoordinatorin sichtbar und zugleich auch, dass ihre Aktivitäten kein fixes, sondern ein zusätzlich erwerbbares Angebot für die EigentümerInnen darstellen. Andererseits sieht man daran auch die konzeptionelle Abstufung nach Wohnangebot bezogen auf das Interagieren miteinander. Obwohl eine Vernetzung zwischen den MieterInnen und EigentümerInnen laut Konzept gewünscht ist und unterstützt wird (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 10), scheint diese nicht oder nur bedingt statt zu finden. Betrachtet man die Anzahl der Wohneinheiten (129), kombiniert mit den Aufgaben der Wohnkoordinatorin und ihren zeitlichen Ressourcen²⁰, wird verständlich und nachvollziehbar, dass das von ihr alleine nicht zu leisten ist. Neben professioneller Begleitung erfordert gegenseitiges Vernetzen auch

²⁰ vgl Kapitel 7.2.2 dieser Arbeit

Interesse aneinander, gegenseitiges Engagement und das Aktiv-Werden der BewohnerInnen.

Die oben erwähnten beruflichen und familiären Kontakte und Erfahrungen mit Menschen unterschiedlichen Alters bilden in diesem Zusammenhang Aspekte, die sich auf Grundhaltungen und Vorstellungen der BewohnerInnen gegenüber den intergenerativen Aspekten der Wohnanlage auswirken. Diese werden in den nächsten beiden Abschnitten genauer ausgeführt und beleuchtet.

An dieser Stelle möchten wir uns aber, ehe wir uns weiter mit den Inhalten der Interviews beschäftigen, kurz einer kritischen Betrachtung des Auswahlverfahrens widmen. Gestützt auf die fördernden Aspekte von Generationenwohnprojekten erscheint ein Bewerbungsverfahren zur gezielten Auswahl der MieterInnen unserer Ansicht nach sinnvoll, wobei mangels gestellter Fragen unklar bleibt, weshalb ausschließlich die MieterInnen dieser Vorauswahl unterzogen wurden. Bei kritischer Betrachtung der unterschiedlichen Schwerpunkte des Auswahlverfahrens ergibt sich aus unserer Sicht doch ein sehr elitärer Charakter. Die persönliche Ausstattung und Haltung, die ein/e BewohnerIn mitbringen muss, um Teil dieses Projektes werden zu können, trifft nur auf eine eingeschränkte Personengruppe zu. Menschen, die aufgrund ihrer physischen oder psychischen Konstitution die gewünschten Persönlichkeitsmerkmale (noch) nicht erfüllen können, werden dadurch automatisch exkludiert. Stellt man nun das Gelingen an zweite Stelle und das gegenseitige voneinander Lernen und den möglichen Benefit für jeden Einzelnen/jede Einzelne daraus in den Vordergrund, hätten vielleicht auch jene eine Chance, die nicht diesen hohen Anforderungen entsprechen, was sich nicht zwingend negativ auf den Erfolg des Projektes auswirken müsste. Dieser Aspekt könnte nämlich auch Möglichkeiten bieten und neue Blickwinkel eröffnen. Das würde zwar zusätzliche sozialpädagogische/sozialarbeiterische Ressourcen erforderlich machen, sich aber eher mit einem humanistischen Menschenbild und der Forderung nach Inklusion decken. Es ist uns bewusst, dass der Schwerpunkt der „Rosa Zukunft“ im intergenerationellen Charakter

begründet liegt, wir wollten den Aspekt der Inklusion aus sozialpädagogischer Sicht im Jahr 2016 dennoch nicht ausklammern.

8.2.2 Kennzeichen in der Haltung der BewohnerInnen

Aus den Interviews lassen sich einige zentrale Punkte herausfiltern, die den BewohnerInnen im Miteinander und Zusammenleben wichtig sind, auf die sie persönlich Wert legen und die sie als positiv erachten. Die Merkmale in der Haltung der BewohnerInnen, die durch die Aussagen vermittelt werden, zeichnen sich durch Toleranz und reflexive Kompetenz aus. Auffallend ist die offene, anderen Menschen zugewandte Grundhaltung der Interviewten.

Wichtig scheinen den BewohnerInnen ähnliche Komponenten zu sein, die im Kern für das gelingende Zusammenleben und Miteinander ausschlaggebend sind. Genannt werden hier unter anderem ein gegenseitiges Miteinanderauskommen und ein angenehmes Zusammensein und Zusammenleben (vgl. IP1, Z. 151-155), eine gute Nachbarschaft und dass man aufeinander Acht gibt (vgl. IP1, Z. 862-871). Ein Bewohner formuliert hierzu treffend: „Wenn ich meine Nachbarin äh zwei Tage am Abend kein Licht sehe, dann muss ich hellhörig werden, [...]. Ganz wurscht ob der jetzt jung oder alt ist.“ (IP1, Z. 867-871) Eine solche Form der Verantwortungsübernahme füreinander ringt schon Bewunderung ab und ist nicht selbstverständlich. Vertrauen, Rücksichtnahme, Akzeptanz, Kommunikation, Abgrenzung und einander zu helfen, kristallisieren sich hier als Kennzeichen der Haltung(en) der BewohnerInnen heraus, die für die BewohnerInnen ein zufriedenes Miteinandersein in der „Rosa Zukunft“ möglich machen.

Unterschiedliche Verhaltensweisen der Generationen, über die man sich bereits im Vorfeld bewusst sein sollte, können durch adäquate Kommunikation angesprochen und mit den eigenen Bedürfnissen unter einen Hut gebracht werden (vgl. IP3, Z. 391-401), Kompromisse können eingegangen werden. So beschreibt eine Bewohnerin, dass man, wenn man in der „Rosa Zukunft“ lebt, annehmen muss, dass auch Kinder hier sind, „die einen Wirbel machen [...] die sollen ja auch ihren Wirbel machen [...] dass man was sagen kann [...] ein bisschen den Lärmpegel runter oder könnt's ein bisschen weiter rüber gehen

[...] man kann alles auf freundliche und nette Art und Weise sagen.“ (IP3, Z. 393-397)

Die Aspekte des Helfens und einander Unterstützen nehmen bei den BewohnerInnen, wie bereits bei den Erwartungen ersichtlich wurde, einen hohen Stellenwert ein (vgl. IP2, Z. 540-541 / IP6, Z. 691-692). Eine Eigentümerin bringt diese Haltung folgend auf den Punkt: „Ahm, ja helfen ist grundsätzlich voll wichtig.“ (IP2, Z. 646-547) Wobei in diesem Zusammenhang, wie auch später bei den Vorstellungen über die jüngere Generation ausgeführt wird, sowohl die persönliche Ausstattung als auch die zeitlichen Ressourcen des/der Einzelnen nicht unberücksichtigt bleiben (vgl. IP1, Z. 190-193). Ein Bewohner hält dazu fest: „Gegenseitig ein bisschen um sich kümmern. Sofern man in der Lage ist dazu und die Zeit aufbringen kann.“ (IP1, Z. 191-192) An dieser Stelle wird erneut ein hohes Maß an Verständnis für die unterschiedlichen Biografien und Lebensumstände sichtbar aber auch, dass der/die Einzelne für sich wahrgenommen wird.

Nachbarschaftliche Hilfe und Kontakte treffen auch auf individuelle Grenzen, die artikuliert werden müssen, falls sie nicht eingehalten werden. Es braucht Abgrenzung, die bei einer Bewohnerin an folgender Stelle sichtbar wird: „Ich will angerufen werden, wenn es was gibt und ich will nicht, dass wer dauernd vor der Türe steht und und klingelt und so.“ (IP6, Z. 800-802) Neben der Gemeinschaft müssen auch der Einzelne und seine individuellen Bedürfnisse wichtig sein. Seine eigenen Grenzen klar zu artikulieren, ist auch eine Form, um für die nötige Distanz zu sorgen. Die Balance zwischen Nähe und Distanz²¹ erfordert auch Eigenverantwortung, sie kann also nicht alleine durch Konzepte und bauliche Bedingungen geregelt werden. Kann diese Ausgewogenheit aber hergestellt werden, stellt dieser Faktor, neben den anderen hier schon erwähnten Punkten einen wesentlichen Beitrag zum Wohlbefinden der BewohnerInnen und zum Gelingen²² von Generationenwohnprojekten dar.

²¹ vgl. Kapitel 8.2.2 dieser Arbeit

²² vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit

Vertrauen zueinander und gegenseitige Rücksichtnahme werden von einer Bewohnerin als Werte angeführt, die für das Miteinander wichtig sind (vgl. IP6, Z. 692-693), weil „sonst funktioniert das auch nicht.“ (IP6, Z. 693) Funktionieren steht hier als Synonym für das Gelingen eines solchen Projektes.

Neben der Bereitschaft zu Partizipation und freiwilligem Engagement, auf die an einer anderen Stelle dieser Arbeit eingegangen wird, tragen die oben angeführten kennzeichnenden Aspekte der Haltung(en) dazu bei, dass sich Interaktionen in der sozialen Gruppe²³ verstärken.

„Natürlich [...] , wie in jeder Wohngemeinschaft gibt es auch Leute die was vielleicht nicht so viel zu tun haben möchte mit dir, [...] auch die Form muss man vertragen, wenn einer nicht so aufschlüssig ist und nicht so gerne mit dem Nachbarn ratscht, [...] Das kann man nicht ändern, man kann ja nicht jeden in seine Norm zwingen, die was man selber gerne hätte.“ (IP1, Z.144-151) Die Aussage dieses Bewohners ist durch Akzeptanz und Verständnis für andere geprägt, weiteren Werten, die in der „Rosa Zukunft“ deutlich wahrnehmbar vertreten werden. Sie zeigt aber auch, dass das Bedürfnis und der Wunsch nach Kontakt unterschiedlich sind und zentrale Haltungen auch auf den passenden Nährboden treffen müssen, um Interaktionen zu intensivieren. Wesentlicher ist aber, dass diese Tatsachen akzeptiert werden und bei allem Wunsch nach einem Miteinander der Generationen weiterhin Verständnis für Individualität aufgebracht wird.

Ob die hier angeführten persönlichen Haltungen und Grundwerte, die sich aus den Interviews ergeben haben und sich durchwegs auch mit der Arbeit zugrunde liegenden Literatur decken, tatsächlich auch zu einem Gelingen in der „Rosa Zukunft“ beitragen bzw. welche möglichen Konflikte trotz allem entstehen können, wird an anderer Stelle in dieser Arbeit behandelt²⁴.

²³ vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit

²⁴ vgl. Kapitel 9.4 dieser Arbeit

8.2.3 Vorstellungen über die jüngere bzw. ältere Generation

Die Vorstellungen, die Menschen voneinander haben, prägen auch ihren Umgang miteinander, aber welche Vorstellungen dies am Beispiel der BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ ganz konkret sind, konnte in den Interviews erfragt werden. Was nun die Jungen über die Älteren denken und welche Vorstellungen die ältere Generation mit der jüngeren Generation verknüpft, soll in diesem Kapitel dargestellt werden.

8.2.3.1 Vorstellungen der älteren Generation über die jüngere Generation

„Weil im Großen und Ganzen, muss man schon berücksichtigen, [...] dass die Menschheit [...], sich [...] unabhängig gemacht hat, auch Generationen.“ (IP1, Z. 503-505) Diese zentrale Aussage eines Mieters kann bezogen auf den stetigen Wandel in einer dynamischen Gesellschaft gedeutet werden, der neben Freiheiten auch Veränderungen²⁵ für junge Familien mit sich bringt. Diese sieht eine Bewohnerin als „ein gesellschaftliches Problem.“ (IP6, Z. 637-638) Die Veränderungen durch gesellschaftliche Entwicklungen zeigen sich beispielsweise darin, dass die Belastungen einer jungen Mutter im Vergleich zu den Belastungen eines älteren Menschen wesentlich höher sind (vgl. IP6, Z. 632-638). Die Anforderungen mit denen sich eine junge Mutter konfrontiert sieht, werden von den InterviewpartnerInnen nicht als Einzelfall, sondern als ein gesamtgesellschaftliches Problem verstanden. Neben Belastungen spricht die ältere Generation auch von vielfältigen Herausforderungen, mit denen VertreterInnen der jüngeren Generation konfrontiert sind. Diese werden von den Älteren mit jenen der Zeit verglichen, in der sie selbst jung waren. Daraus ergeben sich aus Sicht der älteren Generation durchaus Nachteile für die jüngere Generation (vgl. IP1, Z. 201-203 / IP6, Z. 632-63), die ein Bewohner so formuliert: „Ich habe so oft zu meiner Frau gesagt, wir haben so viel Glück gehabt.“ (IP1, Z. 202-203) Konkreter werden die Herausforderungen in den Aufgaben der Jungen für Familie und Beruf gesehen. Junge sind mit dem „Leben eingedeckt.“ (EX1, Z. 76) Beide Elternteile müssen arbeiten, versorgen die Kinder und ihr Leben wird durch diese Belastungen mit Stress assoziiert

²⁵ vgl. Kapitel 1.2.4 dieser Arbeit

(vgl. EX1, Z. 76-78 / IP1, Z. 505-508). Was zur der Ableitung führt, dass sie ein starkes Bedürfnis nach Ruhe haben. Der stressige Familien- und Berufsalltag, ist „so geprägt, dass selbst Familien in der Freizeit einmal ihre Ruhe haben wollen.“ (IP1, Z. 507-508) Ruhe wird als Ausgleich zur schnelllebigen Zeit für die „Generation X“ und die „Generation Y“ gesehen. Weiter wird beobachtet, dass die Vermittlung von Werten gegenüber Bildung im Allgemeinen in der heutigen Zeit bei jungen Eltern an Priorität einbüßt hat (vgl. IP6, Z. 503-509).

Aus den Interviews ergeben sich Unabhängigkeit, Belastungen, Herausforderungen, Stress, Ruhebedürfnis, veränderte Werte und Bildung als Schlagworte für die jüngere Generation. Diese Aspekte werden im Vergleich zwischen früher und heute betrachtet und mit veränderten Lebensbedingungen²⁶ assoziiert. Die Schlagworte stehen miteinander im Zusammenhang und werden von der älteren Generation nicht abgelöst vom Kontext (Modernisierung, Globalisierung, Pluralisierung etc.) betrachtet. Das kann dahingehend gedeutet werden, dass die älteren InterviewpartnerInnen reflektiert und gut informiert hinter die Phänomene schauen und deren Ursachen multifaktoriell verorten können. Auffallend ist, dass Veränderungen durch den Wandel der Zeit und der Gesellschaft, mit einer Ausnahme, ausschließlich mit negativen Auswirkungen für die jüngere Generation in Verbindung gebracht werden. Das erzeugt ein eher negativ gefärbtes Bild über das Leben der jüngeren Generation, was weitere Fragen aufwirft. Benötigt die jüngere Generation aufgrund der hohen Herausforderungen durch die Mehrfachbelastungen mehr Hilfe als die ältere Generation? Wird dieser Bedarf in der „Rosa Zukunft“ wahrgenommen und aufgegriffen? Auf diese Fragen soll im Folgenden eingegangen werden, bzw. fließt sie auch in Kapitel 9.2.3 ein.

Neben der Vorstellung einer jungen überlasteten Generation lassen sich noch weitere Eigenschaften aus den Interviews filtern, die der jüngeren Generation zugeschrieben werden. Diese Zuschreibungen werden nicht in einem weiten Kontext betrachtet, sondern sind auf einzelne Situationen und Erfahrungen zurückzuführen. „Wie [...] junge Leute, im Verhältnis zu mir, so zugenäht und so kleinkariert sein“ (IP4, Z. 195-196) können, ist das Resümee einer älteren

²⁶ vgl. Kapitel 1.2.4 dieser Arbeit

Bewohnerin, aus einer beschriebenen Alltagserfahrung mit der jüngeren Generation in der „Rosa Zukunft“. Diese Eigenschaften lösen bei der Bewohnerin einerseits Verwunderung aus und werden andererseits mit ihr selbst, als Vertreterin der älteren Generation, verglichen. Das lässt vermuten, dass solche Attribute eher der älteren Generation als der jüngeren Generation zugeordnet werden. Was darauf schließen lässt, dass mit der jüngeren Generation mehr Offenheit und Weitsicht assoziiert wird. Eine Weitsicht, die bei den älteren InterviewpartnerInnen, durch ihre globale und kontextuelle Betrachtung der jüngeren Generation, hervorsteht und an dieser Stelle als Eigenschaft der älteren Generation gedeutet werden kann.

8.2.3.2 Vorstellungen der jüngeren Generation über die ältere Generation

Eine junge Interviewpartnerin unterteilt die ältere Generation in die „jungen Alten“ und die „alten Alten“²⁷, indem sie ihre eigene Eltern- und Großelterngeneration getrennt voneinander betrachtet (vgl. IP2, Z. 100 und Z. 107) und anhand ihrer Lebensweisen beschreibt. Die „jungen Alten“ beschreibt sie folgend: „Mitte 50 [...] da sind die Kinder außer Haus, arbeiten allweil noch, [...] reisen halt recht viel und recht gern und sind viel unterwegs. [...] stehen kurz vor der Pension, freuen sich darauf auf ihr Recht. (...) Zufriedenes Leben.“ (IP2, Z. 102-107) Sie zeichnet ein positives Bild der „jungen Alten“, indem sie sie als reiselustig, unternehmungsfreudig, zufrieden und am Übergang in den „Unruhestand“ beschreibt. Besonders interessant ist der Aspekt, dass die Pension als ein Recht der Generation 50+ hervorgehoben wird. Ein Recht, das in zweierlei Hinsicht gedeutet werden kann. Ein wohlfahrtstaatliches Recht und/oder ein Recht, das man sich aufgrund der bisher erbrachten Leistung verdient hat. Es bleibt jedoch offen, ob das auch in Zukunft, wenn die Auswirkungen des gescheiterten Generationenvertrages spürbarer werden, als Recht der zukünftigen „jungen Alten“ betrachtet wird, wenn das eigene Pensionsantrittsalter nach hinten rückt und nicht dieselben staatlichen Ressourcen zur Verfügung stehen bzw. genutzt werden können, wie noch in der Vergangenheit.

²⁷ vgl. Kapitel 1.2.3 dieser Arbeit

Der Aspekt, dass die Kinder „außer Haus“ sind, in Kombination mit der Unternehmungsfreudigkeit lässt darauf schließen, dass die „jungen Alten“ freier sind. Freier von Verantwortung gegenüber den eigenen Kindern, was ihnen einerseits erlaubt, sich stärker an den eigenen Bedürfnissen und Wünschen zu orientieren und andererseits zeitliche Ressourcen verschafft, die zuvor in die Kinderbetreuung floss.

Neben den genannten Attributen wird auch eine positive Haltung gegenüber dieser Altersgruppe in den Formulierungen spürbar. Das lässt, bei allen Belastungen und Herausforderungen, die der jungen Generation zugeschrieben werden, auf das Alter hoffen. Ein weiterer Bonus dieser Generation besteht in ihrer Rolle gegenüber den Enkelkindern, die mehr Milde in der Erziehung zulässt als man sie selbst in der Rolle als Eltern leben konnte. So beschreibt ein Interviewpartner dazu: „Die dürfen dann alle Sachen, die sie als Eltern streng verboten haben, dürfen sie dann als Großeltern den Enkelkindern erlauben.“ (IP5, Z. 628-630)

Die Altersgruppe der „alten Alten“ wird einerseits als nicht mehr erwerbstätig beschrieben und verfügt zudem über reichlich zeitliche Ressourcen, die sie auch für ihre Enkel und Urenkel aufwendet. Andererseits sind sie bereits gebrechlicher und benötigen je nach körperlicher Verfassung, Hilfe und Unterstützung in unterschiedlicher Intensität. Sie befinden sich an der Schwelle zwischen Zuhause-Wohnen und Leben im Altersheim (vgl. IP2, Z. 107-125). Die vorhandenen zeitlichen Ressourcen werden im Vergleich zu den „jungen Alten“ nicht für Reisen etc. aufgewendet, im Gegenteil, diese Altersgruppe geht zwar „brav spazieren“ (IP2, Z. 110), aber „reist nimmer so viel“ (IP2, Z. 110-111). Aus der Formulierung geht die Gleichzeitigkeit mehrerer Generationen hervor. Ein Phänomen, das es den „alten Alten“ durch die gestiegene Lebenserwartung möglich macht, ihre Kinder, Enkelkinder und Urenkelkinder zu erleben. Mit dieser Altersgruppe werden aber auch veraltete und längst überholte Erziehungsmethoden verbunden. Ein Interviewpartner beschreibt sie als die, die „noch an dieser handfesten Art und Weise festhalten um für Ruhe zu sorgen.“ (IP5, Z. 631-632) Diese Aussage ist bei aller Ablehnung von Gewalt in der Erziehung im Zusammenhang mit dem gesetzlichen Gewaltverbot in der Familie, das erst 1989 eingeführt wurde, und einer Weiterentwicklung der

Gesellschaft und der Stellung der Kinder zu betrachten. Das zeigt, dass auch die „alten Alten“ Kinder ihrer Zeit sind. Andererseits hebt sich aus dieser Passage das „noch“ hervor. Das deutet darauf hin, dass sich VertreterInnen der Generation 70+ trotz gesellschaftlicher Veränderungen von diesem Erziehungsansatz nicht lösen konnten und diesen weiterhin als das Mittel der Wahl betrachten.

Zusammengefasst ergibt das Bild, das sich durch die Vorstellungen der jungen Generation über die „alten Alten“ malen lässt, kaum noch Spuren von Vitalität und fällt, ausgenommen der aufgewandten Zeit für die Enkelkinder, weniger positiv aus und grenzt sich klar vom Bild der „jungen Alten“ ab.

In anderen Interviewpassagen, die auf die ältere Generation bezogen formuliert wurden, konnte keine klare Abgrenzung zwischen „jungen Alten“ und „alten Alten“ erfolgen bzw. herausgefiltert werden. Allgemein wird hier der älteren Generation mehr Spezialwissen, aber dafür weniger vielfältiges Wissen zugeschrieben als der jüngeren Generation. Ältere haben sich fachlich spezifiziert, weil sie dies aufgrund der Anforderungen ihrer Zeit mussten (vgl. IP3, Z. 590-597). Weiters wird dieser Generation ein starkes Ruhebedürfnis zugeordnet, dass sie im Kontext der „Rosa Zukunft“ nicht gut ausleben können. Dies, so meinen Jüngere, sei ein Aspekt, den die älteren Menschen vor dem Einzug in die „Rosa Zukunft“ hätten bedenken müssen, da es sich ja um ein generationsübergreifendes Wohnprojekt handelt (vgl. IP3, Z. 384-388). Außerdem berichtet eine Eigentümerin aus ihren Erfahrungen im beruflichen Alltag mit SeniorInnen und hält fest, „dass ganz oft auch ältere Leute auch nicht fragen um Hilfe, weil sie das Gefühl haben, nein, das können sie sowieso nie zurückgeben.“ (IP3, Z. 616-617) Das „Zurückgeben“ wird einerseits als ein Aufwiegen von gegenseitiger Hilfe verstanden, bei dem das, was selbst gegeben werden könnte, als geringer eingestuft wird als das, was vom Anderen erhalten wird. Andererseits wird darunter auch ein „Zurückgeben“ im Sinne von finanzieller Bezahlung verstanden, wofür die Mittel nicht wirklich vorhanden sind (vgl. IP3, Z. 616-621). Das führt dazu, dass nicht um Hilfe gebeten wird bzw. die eigenen Kinder herangezogen werden, da ihnen in der Vergangenheit bereits Vieles gegeben wurde (vgl. IP3, Z. 626-630). Daraus lässt sich ableiten, dass

alles stets in der Waage sein und ein ausgewogenes Geben und Nehmen stattfinden muss, wodurch stetige Gerechtigkeit zu herrschen hat. Ein Blickwinkel, der individuelle Möglichkeiten aufgrund des Alters oder physischer und psychischer Verfasstheit außer Acht lässt. Weiter gesponnen führt das bei kinderlosen Beziehungen oder „Multilokalen Mehrgenerationenfamilien“, die zu den zunehmenden Lebensformen zählen²⁸, zu einem Ausbleiben möglicher und wahrscheinlich nötiger Hilfen. Bei unterschiedlichen Lebensrhythmen und geringen Berührungspunkten im Alltag unter anderem bedingt durch demografische Veränderungen werden Vernetzung und Austausch zwischen den Generationen außerhalb von Familie, durch VermittlerInnen und MediatorInnen wie zum Beispiel eine WohnkoordinatorIn²⁹ immer zentraler.

Die Bilder, die in den Interviews entstanden, könnten unterschiedlicher nicht sein. Überspitzt betrachtet wird ein Lebensverlauf von gehetzten Jungfamilien über vor Tatendrang strotzenden (angehenden) PensionistInnen bis hin zu gebrechlichen Ruheständlern sichtbar. Im Kern spiegeln die Aussagen auch einen unterschiedlichen Bedarf an Hilfen der jeweiligen Generationen wider. Der Hilfebedarf wird bei der jungen Generation am stärksten wahrgenommen, ein Ergebnis, das sich auch im Forschungsprojekt zur „Generationensolidarität in Österreich 2005“ zeigte³⁰. Im nachfolgenden Kapitel wird unter anderem zu dem hier theoretisch, aus den Generationenbildern wahrgenommenen Hilfebedarf der tatsächlich artikulierten Bedarf bzw. die tatsächlich in Anspruch genommenen Hilfeleistungen der Generationen thematisiert. Die Vorstellungen über die junge bzw. die ältere Generation werden im Kontext der jeweiligen Lebenswelt und Lebensumstände betrachtet. Wie bereits bei den Erwartungen und Zweifel in diesem Kapitel festgehalten, ist auch dieser Punkt im Zusammenhang mit den beruflichen und familiären Erfahrungen der Bewohnerinnen zu betrachten. Auf Basis dieser Erfahrungen entstehen Vorstellungen über das Leben von Generationen sowie Attribute und Eigenheiten, die der jeweiligen Generation zugeschrieben werden. In Bezug auf

²⁸ vgl. Kapitel 1.2.4 dieser Arbeit

²⁹ vgl. Kapitel 7.2.2 dieser Arbeit

³⁰ vgl. Kapitel 2.3 dieser Arbeit

die Ausgestaltung von Generationenbeziehungen und ein positives Solidaritätsklima³¹ erscheinen Generationenerfahrungen sowie Vorstellungen über die andere Generation im Kontext ihrer Lebenswelt und Lebensumstände als zentrale Aspekte.

8.3 Freiwilliges Engagement

Ein weiterer Aspekt, der im Zusammenhang mit dem Gelingen von Generationenwohnprojekten in der Theorie genannt wird, ist die Bereitschaft zu freiwilligem Engagement. Freiwilliges Engagement bringt für die Allgemeinheit und für die Person, die sich engagiert, Vorteile³². Es besteht ein Nutzen auf beiden Seiten, was auch aus den Interviews hervorgeht. Die Gemeinschaft erfreut sich beispielsweise an selbstgebackenen Keksen bei der Weihnachtsfeier und der Weihnachtsbäckerin verleiht es ein gutes Gefühl, dass die Kekse den anderen BewohnerInnen schmecken (vgl. EX1, Z. 475-482), wodurch sie sich möglicherweise wertgeschätzt und gebraucht fühlt.

Im soziologischen Konzept wird festgehalten, dass es von allen MieterInnen des Generationenwohnens gewünscht ist, sich in die Gemeinschaft einzubringen oder eingebunden zu sein (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 7). Dieses konzeptionelle Ziel bezieht sich klar auf die MieterInnen des Wohnangebotes Generationenwohnen. Für das Seniorengerechte Wohnen wird diesbezüglich davon ausgegangen, dass soziale Kontakte in loserer Form „und nicht mit der aktiven Einbringung in ein Generationen-Projekt verbunden“ (ebd. S. 9) stattfinden. Bei der Beschreibung der Angebote für junge als auch ältere EigentümerInnen in der „Rosa Zukunft“ findet das freiwillige Engagement keine dezidierte Erwähnung (vgl. ebd. S. 10). Je nach Wohnangebot variiert auch hier wieder die Intensität der Ziele, in diesem Fall bezogen auf das gewünschte Engagement und in diesem Kontext werden ausschließlich die MieterInnen des Generationenwohnens berücksichtigt.

³¹ vgl. Kapitel 2.3 dieser Arbeit

³² vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit

Bei der Auswahl potenzieller MieterInnen durch die Wohnkoordinatorin wird, wie bereits beschrieben, darauf geachtet ob diese sich in den intergenerationellen Kontext einbringen wollen (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 8).

Die Wohnkoordinatorin hat in den Interviews geklärt, inwieweit sich die BewerberInnen einbringen wollen würden und ob sie sich bereits einmal ehrenamtlich engagiert haben (vgl. EX1, Z. 425-429). „Da waren eigentlich viele die gesagt haben ich habe schon dieses oder jenes getan.“ (EX1, Z. 429-430) Vor dem Einzug in die „Rosa Zukunft“ war die Tendenz, sich in die Gemeinschaft einzubringen, laut einer Expertin, die sich auf die Darstellungen der angehenden MieterInnen im Auswahlverfahren bezieht, stark ausgeprägt (vgl. EX1, Z. 437-443). Würde sich im Laufe der Zeit zeigen, so die Expertin weiter, dass die BewohnerInnen ihren anfänglichen Berichten über ihr soziales Engagement nicht gerecht werden, würde die Wohnkoordinatorin auf die BewohnerInnen zu gehen. In einem reflektierenden Gespräch würde sie die Hintergründe der Veränderung und mögliche Vorteile, die sich aus dem persönlichen Engagement ergeben könnten, besprechen. Konsequenzen im Sinne eines Auszuges sind aber nicht vorgesehen (vgl. EX1, Z. 418-426). Aufgrund der Wohnungsnot wird teilweise angenommen, dass MieterInnen im Vorfeld angaben, sich in der Gemeinschaft zu engagieren, um eine Wohnung zu bekommen (vgl. IP6, Z. 322-324). Bezogen auf diesen Kontext formuliert eine BewohnerIn aber auch treffend, „dass man Leute nicht zwangsverpflichten kann, [...] weil entweder wollen die Leute selbst aktiv werden und [...] mitmachen aber [...] ich kann nicht wen zur Nachbarschaftshilfe verpflichten.“ (IP6, Z. 325-328) Der freiwillige Aspekt des Engagements wird in dieser Aussage hervorgehoben. Sich für andere und/oder für die Gemeinschaft zu engagieren ist ein weiteres Kennzeichen der Haltung von BewohnerInnen in Generationenwohnprojekten, das, wie eingangs erwähnt, zum Gelingen solcher Projekte beiträgt³³. Dabei handelt es sich um eine Haltung, die man freiwillig verinnerlicht hat und die nicht von außen aufgezwungen wird. Diese Haltung alleine zu haben, bedeutet aber noch nicht, dass man sich im nächsten Schritt tatsächlich einbringt. Inwieweit freiwilliges Engagement gelebt und auch von

³³ vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit

anderen als solches wahrgenommen wird und was daraus entstehen kann, wird in weiterer Folge dargestellt.

8.3.1 Sichtbares Engagement in der „Rosa Zukunft“

Aus den Interviews ergibt sich, dass die MieterInnen und MietkäuferInnen im Gegensatz zu den EigentümerInnen als aktiver wahrgenommen werden, nämlich als diejenigen, die sich mehr in die Gemeinschaft einbringen und auch häufiger an Veranstaltungen in der „Rosa Zukunft“ teilnehmen (vgl. IP6, Z. 127-131). Eine Bewohnerin des Generationenwohnens beobachtet, dass „prozentuell gesehen, [...] die Mieter und Mietkäufer am aktivsten“ (IP6, Z. 127-128) sind. In diesem Zusammenhang hebt sie auch hervor, dass sie und andere MieterInnen vor dem Einzug davon ausgegangen sind, dass sich die EigentümerInnen vordergründig wegen des Konzeptes und weil sie sich „beteiligen wollen“ (IP6, Z. 149) für ein Leben in der „Rosa Zukunft“ entschieden haben. Diese Vorstellung entspricht kombiniert mit den Beobachtungen, die in gemacht wurden, nicht der Realität dieser BewohnerInnen (vgl. IP6, Z. 145-150). Hier ergibt sich eine Diskrepanz zwischen Vorannahmen und IST-Stand. Daran werden einerseits die bereits beschriebenen Abstufungen des Konzeptes für die unterschiedlichen Wohnangebote erneut sichtbar. Andererseits spiegeln die Beobachtungen der BewohnerInnen die konzeptionellen Vorgaben wieder, die das Sich-Einbringen lediglich für MieterInnen dezidiert vorsieht.

„Weil ich glaub, dass die am besten vorbereitet waren, weil die ja das Auswahlverfahren durchlaufen haben und auch wirklich nur genommen worden sind, wenn es, wahrscheinlich wenn die das bei dem Auswahlverfahren das Gefühl gehabt haben, die wollen sich auch engagieren und das haben die Eigentümer ja nicht tun müssen.“ (IP6, Z. 131-135)

Diese Bewohnerin spricht an, dass das Auswahlverfahren, wie auch im Konzept vorgesehen, ausschließlich die MieterInnen des Generationenwohnens und des Seniorengerechten Wohnens durchlaufen (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 6ff). Daraus ist abzuleiten, dass die MieterInnen durch die Vorinformationen und Fragestellungen in den Bewerbungsinterviews im Gegensatz zu den EigentümerInnen, genauer über die konzeptionellen Inhalte der „Rosa Zukunft“

Bescheid wussten. Es ist jedoch nicht anzunehmen, dass ein Mehr an konzeptionellen Informationen für die EigentümerInnen zu markanten Veränderungen geführt hätte. Das sehen wir darin begründet, dass sich der inhaltliche Rahmen für die EigentümerInnen in diesem Zusammenhang dadurch nicht verändert hätte. Inwieweit die MieterInnen über diese abgestuften Inhalte informiert wurden, kann aus den Interviews nicht entnommen werden, da nicht dezidiert danach gefragt wurde. Daher kann lediglich gemutmaßt werden, dass ein Mehr an Informationen über den konzeptionellen Rahmen der EigentümerInnen für die MieterInnen in der „Rosa Zukunft“ möglicherweise Veränderungen in der Betrachtung der EigentümerInnen mit sich gebracht hätte.

Die Erfahrungen und Beobachtungen der InterviewpartnerInnen, die in der „Rosa Zukunft“ gesammelt werden konnten, bilden in den Interviews auch ab, dass das Engagement der BewohnerInnen prinzipiell unterschiedlich ist (vgl. EX1, Z. 468-475). „Man merkt ja, dass Leute auch Mieter, überhaupt überhaupt nie präsent sind.“ (IP6, Z. 321-322) Aus dieser Aussage wird deutlich, dass sich die Differenz des gelebten Engagements nicht ausschließlich auf MieterInnen und EigentümerInnen bezieht, sondern auf die BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ allgemein. Diesen Unterschied beschreibt eine weitere Interviewpartnerin folgend:

Hier „hat man alle verschiedenen Arten von Leuten halt drin, die offenen und die, die glaub ich, auch gar nicht unbedingt alle da an dem Leben teilhaben wollen, obwohl sie sich in so ein Projekt eingemietet haben, sage ich jetzt einmal so. [...] das muss man eh für sich selber entscheiden, inwieweit man es dann wirklich nutzt.“ (IP3, Z. 91-95)

In dieser Aussage wird durch das „Selber Entscheiden“ erneut der Aspekt der Freiwilligkeit hervorgehoben und dass die Individualität der einzelnen Menschen in der Beurteilung sehr wohl mitberücksichtigt wird. Aus ExpertInnensicht bedarf es bei manchen Menschen eine längere Projektlaufzeit als zwei Jahre, um sich einbringen zu können und bei anderen führen veränderte Lebensumstände durch beispielsweise Krankheit zu weniger Beteiligung (vgl. EX1, Z. 390-395).

Aus der Fragestellung, inwieweit sich die InterviewpartnerInnen selbst einbringen, lassen sich zwei Gruppen mit divergierenden gelebten Haltungen zusammenfassen. Einerseits gibt es BewohnerInnen, die sich bereits aktiv im Bereich Unterstützungs- und Hilfeleistungen engagieren (vgl. IP5, Z. 89-93 / IP1, Z. 844-848) oder sich durch die Organisation und/oder Betreuung von Veranstaltungen oder Aktivitäten einbringen (vgl. IP6, Z. 197-200 / IP4, Z. 94). Andererseits treten diejenigen hervor, die sich noch nicht aktiv einbringen, sich aber vorstellen könnten, Einkäufe für andere mit zu erledigen, wenn jemand darum bittet oder wenn es die eigenen Umstände zeitlich zulassen (vgl. IP2, Z. 529-531 / IP3, Z. 587). Bei Veränderung der eigenen Lebensumstände könnten sich diese BewohnerInnen auch vorstellen, sich durch das Anbieten von Kursen einzubringen oder bei gemeinschaftlichen Workshops mitzuwirken (vgl. IP3, Z. 564-568 / IP2, Z. 289-295 und Z. 510). Es scheint so zu sein, dass sich die zweite Gruppe von ihrer Haltung her ein Einbringen gut vorstellen kann, dass es aber noch äußerer Umstände bedarf, um die Motivation in ein aktives Handeln zu verwandeln. Diese BewohnerInnen wären wahrscheinlich teilweise durch ein offenes fragendes Zugehen durch andere BewohnerInnen und/oder die Wohnkoordination zu Engagement oder Teilnahme an Veranstaltungen zu aktivieren.

Die Aussagen dieser sechs BewohnerInnen zu ihrem eigenen freiwilligen Engagement machen deutlich, dass sich die Menschen in der „Rosa Zukunft“ unterschiedlich in das Projekt einbringen: die einen mehr, die anderen weniger und wieder andere (noch) gar nicht. Ein Punkt, den diese Aussagen deutlich widerspiegeln, ist die beschriebene konzeptionelle „Trennung“ zwischen MieterInnen und EigentümerInnen. Bei denen, die sich (noch) nicht einbringen, handelt es sich um Eigentümerinnen (vgl. IP2, Z. 515 / IP3, Z. 108-109), für die es, wie bereits beschrieben, konzeptionell nicht vorgesehen ist, dass sie sich engagieren. Die anderen vier InterviewpartnerInnen sind MieterInnen.

Aus welchem Grund die erwähnten inhaltlichen Unterschiede zwischen MieterInnen und EigentümerInnen im Konzept festgeschrieben wurden, können wir an dieser Stelle nur vermuten. Dieser Aspekt ergab sich im Laufe unserer Forschung als doch nicht unwesentliches Nebenprodukt, nach dem wir nicht konkret gefragt hatten. Anzunehmen ist, dass es einerseits in der Größe der

Wohnanlage begründet liegt, die 129 Wohneinheiten umfasst. Andererseits könnte es auch mit der Finanzierung³⁴ der Wohnkoordinatorin zusammenhängen, lediglich ein verpflichtender pauschaler monatlicher Fixbetrag für MieterInnen möglich, nicht aber für EigentümerInnen, außer sie fordern dieses Angebot freiwillig an. Natürlich ist es auch möglich, dass diese Abgrenzung auch deshalb erfolgte, um auf unterschiedliche Bedürfnisse der BewohnerInnen in diesem Zusammenhang Rücksicht zu nehmen.

Was sich bezogen auf unsere InterviewpartnerInnen nicht in dieser Klarheit wie der Differenz zwischen MieterInnen und EigentümerInnen abgezeichnet hat, ist ein Unterschied der Beteiligung zwischen der jungen und der älteren Generation. Unter den aktiven BewohnerInnen befinden sich drei, die der älteren Generation angehören und einer, der zu der Altersgruppe der jüngeren Generation zählt. Die EigentümerInnen sind beide VertreterInnen der jüngeren Generation. Einflussnehmend auf das Maß des Engagements dürfte nicht so sehr der Altersaspekt der BewohnerInnen sein, sondern die damit verbundenen biografischen Besonderheiten, die sich auf die Zeitressourcen auswirken, wie beispielsweise die Kinderbetreuungsaufgaben zeitgleich zur vollen Berufstätigkeit oder auch die Pflege eines/einer Angehörigen. Zeitliche Rahmenbedingungen werden aber noch folgend näher betrachtet.

Sich engagieren zu können, sich einbringen und mitwirken zu können, erfordert neben persönlichem Engagement auch einen fruchtbaren Boden, der geprägt ist durch fördernde professionelle Rahmenbedingungen und einem partizipativen Ansatz³⁵. Eine Bewohnerin umschreibt in diesem Zusammenhang die Aufgabe der Wohnkoordinatorin treffend nach dem Montessori-Grundsatz „Hilf mir es selbst zu tun“ (vgl. IP6, Z. 752-754). Durch ein ausgewogenes Zusammenspiel zwischen förderlichen Rahmenbedingungen und freiwilligem Engagement, ergeben sich in der „Rosa Zukunft“ vielfältige gemeinschaftliche Prozesse. Neben Kursen, Vorträgen und Festen (vgl. IP4, Z. 313-314 / IP4, Z. 212-216 / IP2, Z. 322-323), die von BewohnerInnen initiiert, organisiert und/oder angeboten werden, ergeben sich auch unterschiedliche

³⁴ vgl. Kapitel 5.2 und 9.4.3 dieser Arbeit

³⁵ vgl. Kapitel 7 dieser Arbeit

(generationsübergreifende) nachbarschaftliche Hilfs- und Unterstützungsleistungen (vgl. IP6, Z. 275-278 / IP1, Z. 844-848). Auf beides wird in Kapitel 9 noch genauer eingegangen.

8.3.2 Persönliche Ressourcen beeinflussen soziales Engagement

Persönliche Lebensumstände beeinflussen die vorhandenen Ressourcen von Individuen, die sich wiederum auf das freiwillige Engagement, das Einbringen, Mitwirken und die Teilnahme in/an der Gemeinschaft auswirken, so der Tenor der InterviewpartnerInnen. Das ist eine Erklärung dafür, dass das Engagement von BewohnerInnen unterschiedlich gelebt und wahrgenommen wird.

Durchgängig wird von den BewohnerInnen der Faktor Zeit bzw. Zeitmangel oder Zeitdruck genannt, der auf das Engagement, die Eigeninitiative oder auf die Teilnahme an Angeboten wirkt, die wiederum das Miteinander beeinflussen. Ein Bewohner der älteren Generation („junge Alte“) hält dazu fest: „Ich habe so oft nicht so unbedingt die Zeit, das ich alles ab beanspruchen oder mich um alles kümmern kann, was vielleicht kümmernswert wäre, nicht.“ (IP1, Z. 885-887) Dieser Bewohner bringt sich bereits ein und sieht Bedarf an zusätzlichem Engagement, wozu ihm aber aufgrund persönlicher Verpflichtungen in der Familie und Hobbys außerhalb der „Rosa Zukunft“ die zeitlichen Ressourcen fehlen.

Eingeschränkt werden zeitliche Ressourcen durch unterschiedliche Aspekte. „Das ist immer ein Zeitfaktor, ich sage, ich habe gerne Kontakt mit den Leuten, die da wohnen, klar, aber an erster Stelle stehen meine Kinder. Punkt.“ (IP5, Z. 647-649) Mit dieser Aussage bringt dieser Vertreter der jüngeren Generation zum Ausdruck, was in erster Linie wichtig ist – seine Kinder. Eine Expertin berichtet dazu, dass „die jüngere Generation, wenn sie ein zwei Kinder haben [...] am Abend nicht mehr viel Platz oder am Wochenende für vielleicht hier gemeinsam einen Kurs zu organisieren.“ (EX1, Z. 69-71) Daraus lässt sich ableiten, dass die vielfältigen Aufgaben rund um die Kindererziehung auch die Abende und Wochenenden der Eltern beanspruchen und kaum mehr Zeit übrig bleibt, um beispielsweise Kurse im Gemeinschaftsraum anzubieten. Eine junge Bewohnerin erwähnt dazu, dass die Zeiten, zu denen ihr Kind zu Bett gebracht

werden muss und weitere persönliche Verpflichtungen zeitlich mit den Terminen der Angebote und Kurse in der „Rosa Zukunft“ kollidieren (vgl. IP2, Z. 284-287). Nicht nur die Initiative, selbst Kurse zu organisieren, auch die Teilnahme an Angeboten überhaupt wird u.a. durch den familiären Alltag eingeschränkt oder verhindert, wodurch aber die junge Generation in den Interviews nicht per se unglücklich wirkt.

Bezogen auf eine Erweiterung des Miteinanders in jeglicher Form formuliert diese junge Bewohnerin: „Das ist einfach auch meine momentane, [...] Art zu leben, dass, dass eben, dass hätte nur ganz wenig Platz, irgendwo rein gequetscht.“ (IP2, Z. 509-511) Aus dieser Aussage wird ersichtlich, dass es sich bei den persönlichen Lebensumständen um einen dynamischen Faktor handelt. Ein Faktor, der sich parallel zu den beruflichen, familiären und ausbildungsrelevanten Aufgabengebieten und Herausforderungen verändert (vgl. IP3, Z. 685-688 / IP2, Z. 284-287 / IP5, Z. 647-649). Für viele junge Familien ist es nötig, dass beide Elternteile arbeiten (vgl. EX1, Z. 77). „Salzburg ist ein teures Pflaster, wenn ich jetzt hier zwei Kinder habe, beide Elternteile müssen fast arbeiten gehen, ähm dann bleibt eben wenig Ressourcen für die Außenwelt.“ (EX1, Z. 568-570) Die alltäglichen Aufgaben rund um Kinder und Familie, aber auch die Zeit, die man sich bewusst mit ihnen nehmen möchte und das neben der Tatsache, dass beide Elternteile arbeiten müssen, um sich ein Leben in dieser Lage leisten zu können (vgl. EX1, Z. 568-570 / IP5, Z. 647-649), führen zu zeitlichem Druck und erfordern in der Alltagsbewältigung ein hohes Maß an Kraft (vgl. IP6, Z. 558-560). Daraus ergibt sich auch mit dem Ansatz sich einbringen zu wollen, die Tatsache, dass es neben der Zeit auch an Energie fehlt, um sich zusätzlich noch beispielsweise um eine ältere Nachbarin zu kümmern (vgl. IP6, Z. 634-637).

Die bereits beschriebenen Attribute Belastungen, Herausforderungen, Stress etc., die der jungen Generation zugeschrieben werden³⁶, kristallisieren sich in der Wahrnehmung der InterviewpartnerInnen als Auslöser für die knappen persönlichen Ressourcen junger Familien und Paare heraus. Die ältere Generation („junge Alte“) wird als aktiver wahrgenommen und als diejenige

³⁶ vgl. Kapitel 8.3.3 dieser Arbeit

beschrieben, die durch die Pension mehr zeitliche Ressourcen hat im Gegensatz zu jungen, berufstätigen Familien oder gar alleinerziehenden Müttern (vgl. IP6, Z. 290-998). Das deckt sich auch mit dem Bild, das grundlegend über die ältere Generation bzw. die „jungen Alten“ gezeichnet wird. Bei den „alten Alten“ steht die Wahrnehmung ihres persönlichen Engagements auch deutlich in engem Zusammenhang mit den Zuschreibungen die dieser Altersgruppe gemacht werden. Dass sich „alte Alte“ aufgrund ihres Alters nicht mehr einbringen wollen oder können, wird beispielsweise mit körperlichen Gebrechen und anderen Bedürfnisse in Verbindung gebracht und so schlüssig erklärt (vgl. IP1, Z. 343-360).

Bei beiden Generationen wird sichtbar, dass sie Prioritäten setzen müssen. Eigene Kinder, diverse persönliche Verpflichtungen, Hobbys oder die Erfüllung individueller gesundheitlicher/sozialer Bedürfnisse sind den BewohnerInnen wichtig, wodurch aus unserer Sicht auch die nötige Abgrenzung erfolgt, um sich nicht noch zusätzlich im persönlichen Engagement für das Generationenwohnprojekt zu verausgaben.

Vorrangig werden in den Interviews quer durch alle Altersgruppen dennoch die Lebensumstände und die knappen persönlichen Ressourcen insbesondere der jüngeren Generation in der „Rosa Zukunft“ thematisiert, was darauf schließen lässt, dass ein Wissen um die Lebensumstände anderer Menschen Verständnis-bildend wirkt.

Aufgrund der notwendigen Ressourcen, die die Alltagsbewältigung junger Familien bindet, entsteht, begleitet durch die Wohnkoordinatorin, beispielsweise ein angepasster individueller Rahmen für Angebote, die von den BewohnerInnen organisiert werden. Durch das zwischenzeitliche Pausieren oder die Aufgabenverteilung für Angebote auf mehrere Personen, soll zusätzlichen Belastungen entgegengewirkt werden (vgl. EX1, Z. 541-565), wodurch mehr soziale Teilhabe möglich wird. Die Wohnkoordinatorin versucht beispielsweise auch durch die Etablierung von Lernnachmittagen für Kinder durch externe PartnerInnen, junge Familien in ihren Lebenswelten abzuholen und zu entlasten (vgl. EX1, Z. 570-576).

Daneben versucht sie auch die Interessen der jungen Generation zu erfahren um sie besser integrieren zu können, macht aber die Erfahrung, dass sie mit „Leben eingedeckt“ (EX1, Z. 74) sind (vgl. EX1, Z. 74-75).

8.4 Resümee

Die Ergebnisse zeigen, dass die konzeptionelle Ausrichtung des Generationenwohnprojektes „Rosa Zukunft“ bezogen auf Motive, die zu einem Um- und Einzug in die „Rosa Zukunft“ führen, für MieterInnen und EigentümerInnen in erster Linie nachrangig ist. Im Vordergrund stehen an dieser Stelle individuelle, zwischen den Generationen doch deutlich divergierende Wohnbedürfnisse, die neuen Wohnraum erforderlich machen. In diesem Zusammenhang ergibt sich der Faktor Kosten als ein wesentlicher Punkt, der unter Umständen Kompromisse erfordert oder an der Befriedigung von persönlichen Bedürfnissen und Wünschen hindert. Trotz einer nicht erstrangigen Auseinandersetzung der BewohnerInnen mit dem soziologischen Konzept ergaben sich vorab kaum Zweifel oder Bedenken gegenüber den generationsübergreifenden Inhalten der „Rosa Zukunft“. Die Haltung der BewohnerInnen zeichnet sich bezogen auf das Miteinander beispielsweise durch Verständnis füreinander, durch eine Haltung der Rücksichtnahme, Akzeptanz und des Vertrauens zueinander aus. Das persönliche Engagement wird je nach Altersgruppe oder Wohnangebot unterschiedlich wahrgenommen und gelebt, wobei bei jenen, die sich (noch) nicht aktiv engagieren, die prinzipielle Bereitschaft besteht, sich bei Bedarf und Veränderung der eigenen Lebensumstände einzubringen. Diese Lebensumstände erwiesen sich als wesentlicher Aspekt, der sich auf die persönlichen Ressourcen der BewohnerInnen auswirkt und das soziale Engagement beeinflusst.

Trotz aller fördernden Elemente für das gemeinsame Leben unterschiedlicher Generationen zeigten sich auch Widersprüchlichkeiten, die sich zwischen MieterInnen und EigentümerInnen auftun. Diese, so unsere Hypothese, liegen im konzeptionellen Rahmen begründet, der die EigentümerInnen nur am Rande mitberücksichtigt. Es ergibt sich ein theoretischer und praktisch wahrgenommener Unterschied zwischen BewohnerInnen im Eigentum und jenen in Miete. Persönliche Aspekte der BewohnerInnen, die zum Gelingen

eines solchen Projektes beitragen, werden bereits im Konzept ausschließlich auf die MieterInnen bezogen, was so auch in der Praxis wahrgenommen wird und auf das Miteinander wirkt.

Aus den Ergebnissen ist weiters abzuleiten, dass das soziologische Konzept der „Rosa Zukunft“ tatsächlich in der Praxis Umsetzung findet. Faktoren wie die Haltung der BewohnerInnen und ihr persönliches Engagement werden durch die BewohnerInnen und ihre Vorerfahrungen sowie durch die gezielte Vorauswahl der MieterInnen durch die Wohnkoordinatorin nicht nur theoretisch festgehalten, sondern auch praktisch gelebt. Die persönlichen Merkmale, die MieterInnen und EigentümerInnen mitbringen, in Kombination mit den professionell gestalteten Rahmenbedingungen vor Ort, ergeben eine gelingende Basis für das Miteinander der Generationen. Ob dieses Miteinander auch intergenerationelle Lernprozesse impliziert, bleibt an dieser Stelle noch offen. Eine solide, das Lernen begünstigende Grundbasis dafür scheint aus unserer Sicht jedoch durchwegs vorhanden zu sein. Fraglich ist, ob diese Basis ausreicht oder andere Aspekte mitgedacht und berücksichtigt werden müssen, um auch intergenerationelle Lernprozesse gelingen lassen zu können. Aus unserer Sicht ist auch der Faktor Zeit ein wesentlicher, trotz verhältnismäßig kurzer Projektlaufzeit scheint sich bereits vieles entwickelt zu haben. Auch im Bereich des intergenerationellen Lernens zeigen sich Ansätze. Es wird sich in den nächsten Jahren in der „Rosa Zukunft“ noch mehr entfalten, so schätzen wir das vorhandene Potenzial ein und davon sind wir überzeugt.

In welcher Form nun das Miteinander in der „Rosa Zukunft“ sichtbar wird und welche Effekte sich daraus für die BewohnerInnen der unterschiedlichen Altersgruppen ergeben und welchen Einfluss die erwähnten Diskrepanzen nehmen, wird im nachfolgenden Kapitel genauer betrachtet.

9. Effekte und Auswirkungen

Petra Hatzer

In diesem Abschnitt unserer Arbeit geht es um Effekte und Auswirkungen, die sich aus dem intergenerationellen Fokus des Konzeptes der „Rosa Zukunft“ auf die BewohnerInnen ergeben.

So treffen unterschiedliche Generationen zum einen im Rahmen von Angeboten im Gemeinschaftsraum aufeinander, begegnen sich bei zufälligen, alltäglichen Kontakten oder entwickeln gemeinsame Unterstützungs- und Hilfsnetzwerke. Neben der Beschreibung von Konfliktfeldern soll deutlich werden, welcher „Benefit“ für die BewohnerInnen aus dem Miteinander gewonnen wird.

9.1 Alltagskontakte zwischen den BewohnerInnen

Neben der Möglichkeit der Begegnung der BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ bei Angeboten und Aktivitäten im Gemeinschaftsraum, können sich zwischen den BewohnerInnen und unterschiedlichen Generationen zufällige Begegnungen und Austausch im Alltag ergeben. Diese Kontakte haben in den Aussagen der Befragten großen Raum eingenommen und werden offensichtlich als bedeutsam erlebt. In unseren Befragungen ging es darum, in welchen Situationen diese Begegnungen entstehen, wie sie sich gestalten und welchen Stellenwert sie für die BewohnerInnen haben. Die Ergebnisse dazu werden im folgenden Kapitel erläutert.

9.1.1 Gelegenheiten und Anlässe

Wie im Zusammenhang mit informellen Begegnungsräumen in der „Rosa Zukunft“ schon beschrieben³⁷, ist die Möglichkeit zu zufälligen Kontakten insbesondere zwischen unterschiedlichen Generationen und der dadurch entstehende „Dorfcharakter“ von den Baugenossenschaften bewusst geplant und beabsichtigt gewesen. Die Aussagen der befragten BewohnerInnen zeigen, dass dieses Konzept erfolgreich umgesetzt werden konnte und zufällige

³⁷ vgl. Kapitel 7.1.2 dieser Arbeit

Aufeinandertreffen in den Außenanlagen zu Kontakten führen (vgl. IP2, Z. 574-575 / IP4, Z. 423-425 und Z. 434-438 / IP5, Z. 315-322). Ein Bewohner berichtet, wie bereichernd er solche Begegnungen erlebt und thematisiert sein Interesse am Leben anderer:

„Wir haben da noch ein paar Familien herinnen, wo ich mich richtig freue, wenn ich sie treffe und, wo man sich ein bisschen austauscht. Sei es nur bei der Liftfahrt oder sei es in der Tiefgarage, oder. Wo man nicht einmal genau weiß was derjenige arbeitet, weil soweit kennt man sich wieder nicht, das ich sage, ähm, ungefähr vielleicht ja, von ein paar weiß ich schon was sie arbeiten und wo sie arbeiten und was machen und ob sie einen Schichtdienst haben.“ (IP1, Z. 751-759)

Das gegenseitige Grüßen wie in der beschriebenen Situation wird als selbstverständlich angesehen, auch wenn nicht immer zurückgegrüßt werde. Das Grüßen in der Tiefgarage hat - insbesondere Frauen gegenüber - für den zitierten Bewohner eine große Bedeutung, da dadurch an diesem doch als eher ungemütlich geltenden Ort seiner Ansicht nach Vertrauen geschaffen werde (vgl. IP1, Z. 606-619).

Als ein konkretes Beispiel für die Möglichkeit zu Kontakt mit anderen BewohnerInnen und Generationen wird der Spielplatz genannt. Hier kommen zum einen Kinder miteinander ins Spiel, zum anderen ergeben sich Gespräche zwischen den betreuenden Erwachsenen (vgl. IP1, Z. 99-100). Der Spielplatz stellt für ältere BewohnerInnen eine Möglichkeit dar, um mit Kindern in Kontakt zu bleiben und so einer befürchteten „Ghettoisierung“ im Alter zu entgehen (vgl. IP4, Z. 116-121). Auch die übrigen Außenanlagen bieten den BewohnerInnen eine Reihe von Begegnungsmöglichkeiten, so wird zum Beispiel am Gelände der Siedlung das morgendliche Aufeinandertreffen zwischen Kindern, die zur Schule gehen und den Älteren, die ebenso schon früh unterwegs sind, zu ein paar Worten miteinander genutzt und als Bereicherung wahrgenommen (vgl. IP4, Z. 423-425). Für eine Bewohnerin sind intergenerationelle Kontakte derzeit nur im Gartenbereich erlebbar (vgl. IP2, Z. 574-575). Wie die Befragten berichten, ist angedacht, in diesem Bereich „Urban Gardening“ als zusätzliches Angebot zu installieren, um gleiche Interessen von Alt und Jung zu verbinden und den Kontakt noch zu intensivieren, was sehr positiv gesehen wird (vgl. IP6,

Z. 346-350). Aber auch die privaten Gärten bilden offensichtlich immer wieder die Grundlage für den Austausch zwischen BewohnerInnen, auch unterschiedlicher Generationen. So werden Gartentipps gegeben und Geräte gemeinschaftlich genutzt (vgl. IP3, Z. 272-277 und Z. 354-356).

Als weitere Möglichkeit der Begegnung untereinander werden von einem Befragten Bräuche im Jahreskreislauf genannt. Das Anklingeln der Kinder an den Wohnungstüren an „Halloween“ stellte für Ältere eine Situation dar, Kontakt zu Kindern erlebbar zu machen (vgl. IP4, Z. 415-416).

In den Befragungen wird deutlich, dass ähnliche Interessen und Bedürfnisse, aber auch Lebenssituationen und Tagesabläufe die Kontaktmöglichkeiten erhöhen. Als Beispiel kann die Situation des Einzuges genannt werden (vgl. IP1, Z. 701-709). Die BewohnerInnen standen hier gemeinsam vor ähnlichen Herausforderungen, bewegten sich viel außerhalb der Wohnungen und kamen so leicht in Kontakt. In Notlagen, wie dem unbeabsichtigten Aussperren aus der Wohnung, bedeutet die konkrete Unterstützung der Nachbarn oder anderer BewohnerInnen hilfreiche Entlastung (vgl. IP4, Z. 452-457).

Als weiterer Anlass für Kontakt zeigt sich das Bedürfnis der BewohnerInnen nach sozialer Gemeinschaft, das sich durch Interesse und die konkrete Teilhabe an bestimmten Lebensereignissen der anderen ausdrückt. So ist zum Beispiel eine „Willkommenskultur“ mit kleinen Geschenken für Neugeborene entstanden (vgl. EX1, Z. 619-625), zu Hochzeiten wird gratuliert und Begräbnisse von verstorbenen BewohnerInnen werden besucht (vgl. EX1, Z. 627-629). Diese Anlässe stellen insbesondere Gelegenheiten dar, in denen BewohnerInnen unterschiedlicher Generationen aufeinandertreffen.

Im Rahmen der Nachbarschaftskontakte zeigt sich, dass es vor allem zwischen direkten NachbarInnen und jenen innerhalb der eigenen Wohnform (zum Beispiel Generationenwohnen oder Eigentum) zu mehr Kontakt kommt (vgl. IP3, Z. 95-98 / IP5, Z. 126-131). Zumindest jedoch werden BewohnerInnen aus anderen Wohnformen erkannt, so beschreibt es diese Aussage:

„Irgendwo in der Stadt wo niemand seinen Nachbarn kennt, wo auch keiner auf die Idee kommt einmal zu fragen, wo ist der, wenn einer eine

Zeit weg ist, das ist bei uns nicht. Also da fällt schon auf, wenn man jemanden mal eine Zeitlang nicht sieht, man kennt sich, manche kennt man ein bisschen besser, die anderen nicht so gut, das ist, sehr wohl, gibt es Unterschiede, aber man kennt zumindest jeden, der mit einem im Haus wohnt.“ (IP5, Z. 119-124)

Hier wird das Bedürfnis deutlich, Unregelmäßigkeiten oder Abwesenheiten der NachbarInnen wahrnehmen zu wollen und so einer offensichtlich ungewünschten Anonymität entgegenzuwirken.

9.1.2 Faktoren für das Zustandekommen

Wie schon mehrfach beschrieben, zielen die Aufgaben der Wohnkoordinatorin insbesondere im Bereich des Generationenwohnens und des Seniorengerechten Wohnens darauf ab, Kontakte und Prozesse zwischen den Gruppen zu fördern und zu unterstützen (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 5). Welche Aspekte sind nun zusätzlich zu den schon genannten Gelegenheiten ausschlaggebend, um miteinander im Alltag in Kontakt zu kommen?

Von den Befragten wurde als erster, wesentlichster Punkt dafür das Interesse für andere und die Bereitschaft zu Kommunikation ausgemacht. Das bedeutet, dass mit Offenheit aktiv auf andere zugegangen wird: „Einfach indem man zur Tür hinget und läutet, das ist einmal der einfachste Weg, um in Kontakt zu kommen, was natürlich auch gemacht wird.“ (IP5, Z. 116-118) Offenheit impliziert, nicht nur vom anderen etwas erfahren zu wollen, sondern auch Persönliches von sich mitzuteilen. In der folgenden Aussage wird deutlich, dass dieser gegenseitige Austausch in der Wohnanlage auch gelebt wird:

„Ich meine, ich denke mir, man spricht die Leute, die da in der Siedlung wohnen, einfach an, man redet mit ihnen, so machen wir das halt, man sucht einfach den Kontakt, unterhält sich ein bisschen und tauscht ein paar so Gedanken aus, wo man sich sagt, okay, ich erfahre einfach was und ich gebe auch was preis.“ (IP5, Z. 318-322)

Sich im eigenen Haus zumindest beim Namen zu kennen und sich zum Teil auch umeinander zu kümmern, wird als wichtig empfunden (vgl. IP1, Z. 132-136). Zugleich jedoch scheint der zwanglose Charakter der Begegnungen wesentlich zu sein und fördert die Freude am Kontakt (vgl. IP5, Z. 267-268). Die

Begegnungen mit anderen sollen frei von Verpflichtung sein, individuelle Bedürfnisse nach Distanz müssen also trotz Offenheit anderen gegenüber erfüllbar bleiben, was von den BewohnerInnen auch so erlebt wird (vgl. IP1, Z. 129-132 / IP4, Z. 709-712).

Ein weiterer Faktor für den Kontakt zu anderen BewohnerInnen und Generationen sind ausreichende Ressourcen. Die Situation mancher BewohnerInnen (zum Beispiel eigene Familie) bringt es mit sich, dass trotz der Bereitschaft zum Kontakt zu anderen die verfügbare Zeit dafür nicht ausreichend ist (vgl. IP1, Z. 92-99). Zugleich ist der Wunsch nach einem Miteinander - insbesondere von Alt und Jung - im Bereich des Generationenwohnens klar ausgesprochen (vgl. IP1, Z. 477-478 / IP4, Z. 49-51). Wie in den Befragungen deutlich wurde, geht die konkrete Kontaktaufnahme meist von den Älteren aus, diese machen in der Kommunikation aktiv den ersten Schritt, die Jüngeren erleben die Initiative der Älteren als angenehm und erwidern den Kontakt (vgl. IP3, Z. 186-189 / IP4, Z. 423-425).

Eine Befragte benannte die erst kurze Laufzeit des Projektes als wesentlichen, noch einschränkenden Aspekt des gelebten Miteinanders in der „Rosa Zukunft“. Noch könnten keine gültigen Aussagen über die Intensität des Kontaktes untereinander gemacht werden und es werde sicherlich auch in Zukunft nicht möglich sein, alle BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ zu kennen (vgl. IP3, Z. 81-82 und Z. 88-90).

In der Zusammenschau der Befragungen ergibt sich das Bild, dass es von den BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ sehr viel Bereitschaft und Interesse am Kontakt zueinander gibt. Aufgrund der Ergebnisse könnte die Vermutung zutreffen, dass diese Austauschmöglichkeiten aufgrund der kurzen Projektlaufzeit noch nicht voll ausgeschöpft sind. Zudem können individuelle Lebensphasen und daraus resultierende unterschiedliche Tagesabläufe die Räume für Begegnungen allgemein mindern³⁸. Das könnte auch für die alltäglichen intergenerationellen Kontakte zutreffen. Die Voraussetzungen zur

³⁸ vgl. Kapitel 8.3.2 dieser Arbeit

Förderung dieser Kontakte von Seiten der BewohnerInnen im Sinne einer förderlichen inneren Haltung³⁹ und von Seiten des Konzeptes sind jedenfalls gesetzt.

9.2 Nachbarschaftshilfe

Nachbarschaftshilfe kann als erweiterte Form von Kontakt zwischen den BewohnerInnen und Generationen verstanden werden und zeigt sich als gegenseitige Unterstützung, Hilfe und Fürsorge. Wie in der vorliegenden Arbeit schon beschrieben⁴⁰, ist „ein echtes Interesse an intergenerativen Aktivitäten [...] dann auszumachen, wenn die Beteiligten für sich einen Nutzen, einen ‘Benefit’ identifizieren können.“ (Roß / Tries 2014, S. 168) Im Rahmen von Nachbarschaftshilfe ist ein solcher Gewinn für alle Beteiligten denkbar. In welcher Form sich diese gegenseitige Unterstützung in der „Rosa Zukunft“ darstellt, aus welchen Motiven die BewohnerInnen sich gegenseitig helfen und worin der Gewinn daraus gesehen wird, möchten wir im folgenden Abschnitt erläutern.

9.2.1 Organisation von Hilfestellungen

Das soziologische Konzept der „Rosa Zukunft“ sieht in Bezug auf die Aufgaben der Wohnkoordinatorin vor, dass durch sie Informationen über Hilfebedarfe gesammelt und die BewohnerInnen zur möglichen Abdeckung dieser untereinander vernetzt werden (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 5). Ein Instrument, das von der Wohnkoordinatorin dafür angeboten wird, ist die schon erwähnte, für alle zugängliche Anschlagtafel, auf der individuelle Hilfsanfragen und -angebote kommuniziert werden können. Diese niederschwellige Möglichkeit dürfte in der „Rosa Zukunft“ von vielen BewohnerInnen genutzt werden (vgl. IP4, Z. 760-764). Zudem hat sich zwischen den BewohnerInnen ein Hilfsnetzwerk gebildet, in dem über Mundpropaganda kommuniziert wird (vgl. IP4, Z. 741-752). So kann Hilfe schnell und unkompliziert vor Ort „angefordert“ werden. Unsere Befragungen haben die Vielfalt der derzeit

³⁹ vgl. Kapitel 8.2.2 dieser Arbeit

⁴⁰ vgl. Kapitel 4.3 dieser Arbeit

stattfindenden Nachbarschaftshilfe zwischen den BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ deutlich gemacht.

9.2.2 Formen von Hilfe und Unterstützung

Die gegenseitige Unterstützung der BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ betrifft viele Bereiche. Eine in den Befragungen recht oft genannte Form von Hilfe dreht sich um handwerkliche Belange. Alltägliche Handwerkstätigkeiten wie zum Beispiel das Austauschen von Glühbirnen, das Umstellen von Möbeln oder Bohren von Löchern werden von manchen, meist männlichen Bewohnern offensichtlich gerne übernommen (vgl. IP1, Z. 434-439 und Z. 841-844 / IP5, Z. 366-375). Manche BewohnerInnen wiederum haben „Spezialwissen“ und können bei kleineren Problemen mit der Haustechnik unterstützend eingreifen (vgl. IP5, Z. 325-333). Eine Aussage bezeichnet diese Form der handwerklichen Hilfe als Besonderheit für die „Rosa Zukunft“: „Also das denke ich mir ist bei anderen Anlagen nicht gegeben.“ (IP4, Z. 751-752) Ebenso ist die schon öfter genannte Zeit des Einzuges als eine Zeit der gegenseitigen Unterstützung in handwerklichen Angelegenheiten in Erinnerung (vgl. IP1, Z. 643-652), was die BewohnerInnen untereinander ganz besonders verbunden haben dürfte.

Ein anderer, ganz wesentlicher Bereich der gegenseitigen Hilfe stellt die Unterstützung im Krankheitsfall dar. Die Bereitschaft, erkrankte MitbewohnerInnen ins Krankenhaus zu bringen und dort zu besuchen, wird von mehreren Befragten als sehr groß und selbstverständlich bezeichnet (vgl. IP4, Z. 459-462 / IP6, Z. 177-180). Die Versorgung erkrankter BewohnerInnen in der Wohnanlage mit Essen wird im Rahmen der Fürsorge ebenfalls immer wieder füreinander übernommen (vgl. IP6, Z. 173-177). In einem Fall konnte ein älteres Paar krankheitsbedingt nicht an einem Fest in der Anlage teilnehmen, ihm wurde dann kurzerhand einfach das Essen vorbeigebracht (vgl. IP5, Z. 528-534). Benachteiligte BewohnerInnen und Ältere, die aufgrund von eingeschränkter Mobilität oder geringer körperlicher Belastbarkeit nicht schwer tragen können, erfahren zum Beispiel Hilfe beim Transportieren von schweren Einkäufen (vgl. IP5, Z. 371-375).

Neben den schon genannten Hilfsangeboten findet Unterstützung auch in anderen, alltäglichen Situationen statt. Wenn BewohnerInnen verreisen, ist es aufgrund des vorhandenen Vertrauens möglich, Schlüssel in der Nachbarschaft zu hinterlegen oder die Versorgung von Pflanzen während eines Urlaubes zu übergeben (vgl. EX1, Z. 51-56). Unterstützung wird auch in Form der schon genannten, gegenseitigen Aufmerksamkeit gelebt. So fällt es auf, wenn Jalousien einen Tag lang nicht hochgezogen werden oder eine Person länger nicht zu sehen ist. Abwesenheiten werden wahrgenommen und untereinander kommuniziert (vgl. EX1, Z. 58-61). Somit kann schnell deutlich werden, ob jemand Informationen über den Verbleib einer Person hat. Im Bereich der intergenerationellen Hilfe wurde mehrfach die Unterstützung von Müttern bei der Kinderbetreuung genannt. BewohnerInnen übernehmen kurzfristig die Kinder, damit die Mütter einen Arzttermin wahrnehmen oder Einkäufe machen können (vgl. EX1, Z. 82-86 / IP3, Z. 523-525 / IP4, Z. 111-116).

Eine besondere Form im Umgang stellt der gegenseitige Tausch von Leistungen dar und wird als funktionierend erlebt:

„Ja haben wir auch, dass jemand ein 6er Tragerl Mineralwasser einkauft für die Nachbarin, die kein Auto hat also das findet auch statt und als Dankeschön kriegt er dann ein Mittagessen. Also es funktioniert.“ (EX1, Z. 130-132)

So wird Hilfe beim Tragen der Einkäufe mit einer Einladung zum selbstgekochten Essen vergolten, die Übernahme von Kinderbetreuung mit der Hilfe beim Einkaufen (vgl. IP5, Z. 84-89). Ebenso ist für Ältere Unterstützung bei PC-Problemen im Austausch mit Babysitting vorstellbar (vgl. IP6, Z. 668-673). Eine andere Form der Hilfe im Sinne von Austausch erfolgt von Seiten der BewohnerInnen in Richtung der Wohnkoordinatorin. Bei Veranstaltungen im Gemeinschaftsraum oder im Freien wird gemeinsam angepackt und Tische, Sessel und Sonnenschirme werden auf- und abgebaut (vgl. IP1, Z. 434-439). Im Umkehrfall war es möglich, dass BewohnerInnen in Zwangslagen (verspätete Möbellieferung) sich unkompliziert kurzfristig Sessel aus dem Gemeinschaftsraum ausleihen konnten (vgl. IP5, Z. 486-496).

9.2.3 Generationenspezifische Aspekte

Der Grundgedanke von gegenseitiger Unterstützung zwischen Alt und Jung ist im Konzept der „Rosa Zukunft“ als wesentlicher Wert festgehalten (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013b, S. 5f). Ein Bewohner bezeichnet diesen Gedanken als „Plan“, der teilweise seine Umsetzung findet (vgl. IP5, Z. 84-89). BewohnerInnen stellen sich als Leihoma's zur Verfügung, die Jüngeren übernehmen dafür Erledigungen, die für Ältere schwierig sind (vgl. IP5, Z. 84-89). Auch eine andere Aussage belegt, dass das gegenseitige Geben und Nehmen durchaus vorstellbar und eine einleuchtende Überlegung ist, von der alle profitieren können (vgl. IP3, Z. 621-626). Eine andere Befragte bringt hingegen ein, dass sie genau einen Fall kenne, in dem sich Alt und Jung gegenseitig unterstützten, das passiere aber auch nur deshalb, weil diese Tür an Tür wohnten (vgl. IP6, Z. 682-683). Sie berichtet, wenn es zu Hilfe durch andere gekommen sei, sei dies durch BewohnerInnen der eigenen Generation geschehen (vgl. IP6, Z. 599).

Einen interessanten Einblick in die Dynamik von gegenseitiger Unterstützung gewährte uns die Schilderung, dass das Annehmen von Hilfe insbesondere für ältere Menschen oft gar nicht so leicht sei. Sie müssten darin unterstützt werden, den Mut und das Vertrauen zu entwickeln, Wünsche nach Hilfe zu kommunizieren (vgl. IP3, Z. 632-647). Oft hätten Ältere auch das Gefühl, Jüngere mit einer Frage nach Hilfe zu belasten und würden deshalb nicht fragen. „Trauen, das Trauen ist glaub ich, das größte Problem bei so Sachen“ (IP3, Z. 646-647), wie eine Befragte meint. Diese Überlegung wird durch eine andere Aussage einer jüngeren Bewohnerin weitergeführt. Sie betont, dass Hilfeleistungen innerhalb der eigenen Generation um einiges leichter zu organisieren seien, da man sich hier besser absprechen könne, auch weil man von den gleichen Lebensthemen betroffen sei (vgl. IP2, Z. 522-525). Jedenfalls könnte der Gedanke einer möglichen „Rückgabe“ von Hilfe und damit eines Austausches es älteren BewohnerInnen leichter machen, Unterstützung anzunehmen (vgl. IP3, Z. 642-645). Insgesamt entsteht der Eindruck, dass Ältere in der „Rosa Zukunft“ größere Hilfebedarfe als Jüngere haben und diese insgesamt auch kommunizieren, wiewohl es einzelnen schwer fällt.

9.2.4 Faktoren für das Zustandekommen von Nachbarschaftshilfe

Obwohl die Bereitschaft zu Nachbarschaftshilfe in der „Rosa Zukunft“ in den Befragungen sehr deutlich abzulesen war, zeigten sich doch auch Faktoren, die das Interesse an Hilfe (Geben oder Nehmen) auf bestimmte Art und Weise beeinflussen. Zum einen kann die vorhin beschriebene Hemmung genannt werden, Hilfe anzunehmen. Einige Befragte beschreiben, dass es hier ein gewisses Maß an schon bestehender Bekanntschaft miteinander leichter zu machen scheint, um Hilfe zu ersuchen. Einen völlig unbekanntem Nachbarn würde man nicht um etwas bitten (vgl. IP1, Z. 852-856 / IP2, Z. 191-195 / IP3, Z. 510-514). Zudem können die in anderen Zusammenhängen schon genannten unterschiedlichen Tagesabläufe und Lebenssituationen der BewohnerInnen und Generationen gegenseitige Hilfestellungen erschweren, weil Bedürfnisse anderer durch den geringen Kontakt nicht deutlich werden (vgl. IP6, Z. 677-681 und Z. 704-708). Somit spielen die von der Wohnkoordinatorin durch Angebote und Aktivitäten hergestellten Kontaktmöglichkeiten eine wesentliche Rolle, die aufgrund ihrer automatischen Zuständigkeit im Bereich des Generationenwohnens mehr zum Tragen kommen als in den anderen Wohnformen. Damit ergibt sich die Situation, dass die Bereitschaft, andere zu unterstützen, grundsätzlich vorhanden ist, die Hilfsbedürfnisse anderer jedoch entweder zu wenig bekannt sind (vgl. IP3, Z. 411-413) oder aufgrund von ausgeschöpften Ressourcen, zum Beispiel durch die eigene Familie, nicht erfüllt werden können (vgl. IP3, Z. 692-697).

Aber auch ganz gegenteilige Haltungen kommen unter den BewohnerInnen vor. So werden vereinzelt Tendenzen der Abgrenzung und das Signal, dass Hilfe nicht erwünscht ist, wahrgenommen und auch akzeptiert: „Es gibt auch Leute, die das nicht wollen, die das ablehnen, sage ich okay, passt, nächstes Mal frage ich nicht mehr, ist auch in Ordnung, ist für mich kein Problem.“ (IP5, Z. 380-382)

Zusammenfassend kann betont werden, dass die Aussagen der Befragten ganz klar zum Ausdruck bringen, welchen großen Wert gegenseitige Hilfe und Unterstützung darstellen und mit welcher Selbstverständlichkeit diese gelebt werden (vgl. IP1, Z. 662-681 / IP3, Z. 503-510 / IP6, Z. 121-122 / EX1, Z. 539-

543). Je nach Wohnform und Intensität des Kennens entwickeln sich tragfähige Hilfsnetzwerke, die insbesondere im Bereich des Generationenwohnens ausgeprägter sein dürften. Vorsichtig interpretiert könnte jedoch gelten, dass sich auch im Bereich der Nachbarschaftshilfe gleiche Generationen intensiver vernetzen als unterschiedliche und es für die Umsetzung des Konzeptes einer „Dorfvision“ noch viel Entwicklungsraum gibt. Die innere Haltung der befragten BewohnerInnen macht die Bereitschaft dafür jedenfalls deutlich: „Weil wenn ein Mensch auf mich zugeht und ich kann ihm helfen, dann bin ich sicherlich der Letzte, der was sich umdreht und“ (IP1, Z. 193-195) geht.

9.3 Gemeinsame Aktivitäten und Angebote

Im Rahmen unserer Befragungen waren neben den genannten Kontakten auch die in der „Rosa Zukunft“ stattfindenden Angebote und die gemeinsamen Aktivitäten der BewohnerInnen von großem Interesse. Wir wollten erfahren, welche Angebote und Aktivitäten es gibt und von wem die Initiativen dazu ausgehen. Als ganz wesentlich stellte sich für uns auch die Frage, ob und welche Auswirkungen sich aus dem Aufeinandertreffen bei Angeboten und Aktivitäten für die BewohnerInnen ergeben. Die Antworten darauf werden im folgenden Abschnitt dargestellt.

9.3.1 Wohnkoordinatorin und Angebote

Wie schon an anderer Stelle dieser Arbeit ausführlich beschrieben⁴¹, besteht die Aufgabe der Wohnkoordinatorin gemäß dem soziologischen Konzept der „Rosa Zukunft“ unter anderem darin, Prozesse zwischen den Altersgruppen durch entsprechende Interventionen gezielt anzuregen, zu fördern und zu unterstützen. Dadurch soll die Gemeinschaft zwischen den BewohnerInnen gestärkt werden, das gilt insbesondere für das Generationenwohnen in der „Rosa Zukunft“. Beziehungen zwischen den Generationen sollen (er)lebbar sein und die Möglichkeit zu Kontakt und Gemeinschaft bieten (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 7). Um diesem Ziel in einem ersten Schritt näher zu kommen, stellt die Wohnkoordinatorin allen BewohnerInnen die schon genannte Anschlagtafel nicht nur zur Kommunikation von Hilfebedarfen, sondern auch als

⁴¹ vgl. Kapitel 7.2.1 dieser Arbeit

„Infobörse“ für Freizeitinteressen und Aktivitäten zur Verfügung. Dieser Kontaktweg wird intensiv genutzt: „Also da läuft schon eine Kommunikation, also einfach ganz subtil, wenn ich da reinschaue, da weiß ich wieder, aha, da tut sich etwas.“ (IP4, Z. 769-770) Als zusätzliches Informationsmittel steht die zweimonatlich erscheinende Rosa Post den BewohnerInnen zur Verfügung, in der unter anderem alle im Gemeinschaftsraum stattfindenden Veranstaltungen kommuniziert und so alle BewohnerInnen über die ihnen zur Verfügung stehenden Angebote informiert werden.

Der zu Beginn beschriebenen Aufgabe der Wohnkoodinatorin, die BewohnerInnen zu vernetzen, kommt sie zudem durch von ihr organisierte und im Gemeinschaftsraum stattfindende Angebote nach. Diese gezielt gesetzten und auf die Begegnung der Generationen zugeschnittenen Angebote können nach Christopher Gess eine Möglichkeit zur Erhöhung der Begegnungsintensität der Generationen darstellen⁴². Als Beispiele können hier das Erzählcafé, das Abenteuercafé oder auch Vorträge genannt werden. Diese Foren sind dazu gedacht, den Wissens- und Erfahrungsaustausch zwischen den BewohnerInnen und Generationen zu verstärken.

Anlässe des Jahreskreislaufes bieten ebenfalls Themen für gemeinsame Angebote an Alt und Jung, so werden zum Beispiel in der Weihnachtszeit gemeinsam Adventkränze gebunden (vgl. IP4, Z. 302-307). Die Befragten berichten zudem über eine breite Palette an körper- und bewegungsorientierten Angeboten, die für alle BewohnerInnen und Generationen nutzbar sind, wie zum Beispiel Yoga, QiGong, Pilates, Tanzen, Bewegungstraining oder Bauchtanz.

Zusätzlich zu generationenübergreifenden Angeboten ist es im Interesse der Wohnkoodinatorin, durch eine breite Schwerpunktsetzung auch spezifische Themen einzelner Generationen aufzugreifen. So werden beispielsweise mit einer Veranstaltung zum Thema „Sturzprophylaxe“ zu Gesundheits- und Vorsorgethemen Ältere angesprochen, Kinder hingegen können an Ballett teilnehmen. Dieses Angebot wird - wie überhaupt der Großteil - durch eine

⁴² vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit

externe Person durchgeführt und auch die Teilnahme von externen Kindern daran ist möglich (vgl. IP3, Z. 333-337).

Manche Angebote dürften sich trotz der kurzen Zeit, seit der es die „Rosa Zukunft“ gibt, schon etabliert haben, dazu gehören insbesondere Feste und Feiern (vgl. EX1, Z. 336-337). Im Zusammenhang mit Bräuchen und wiederkehrenden Anlässen haben sich zudem vielfältige Kooperationen mit externen Einrichtungen und Vereinen ergeben. So findet zum Beispiel in der Vorweihnachtszeit das Backen gemeinsam mit einem Jugendzentrum statt, zur Weihnachtsveranstaltung ist das Literaturhaus mit einer Lesung präsent und Zither- und Gitarrenspieler umrahmen die Weihnachtsfeier in der „Rosa Zukunft“ (vgl. EX1, Z. 337-348).

Gerade die geselligen Angebote wie Feste dürften von den BewohnerInnen als sehr bereichernd erlebt werden, diese werden auch von Älteren und Jüngeren gemeinsam gerne angenommen (vgl. IP4, Z. 302-307). Das Siedlungsfest bietet die Möglichkeit, zwanglos mit BewohnerInnen aus den anderen Wohnformen in Kontakt zu kommen (vgl. IP5, Z. 703-711).

Neben schon laufenden Angeboten greift die Wohnkoordinatorin aktuelle Trends wie zum Beispiel das „Urban Gardening“ auf. Als ganz wesentlich zeigt sich ebenfalls das Bestreben der Wohnkoordinatorin, Eigeninitiativen der BewohnerInnen zu fördern und zu unterstützen. Diese werden im Folgenden näher beschrieben.

9.3.2 BewohnerInnen und eigeninitiative Angebote und Aktivitäten

Wie im ersten Teil dieser Arbeit erwähnt, können persönliches Engagement und Partizipation im Sinne der Mitgestaltung einen wesentlichen Faktor zur Erhöhung der Lebensqualität darstellen⁴³.

Nach dem Konzept der „Rosa Zukunft“ ist das Umsetzen von eigenen Ideen und Aktivitäten der BewohnerInnen und Generationen eine angestrebte und sehr gewünschte Entwicklung, die durch die Wohnkoordinatorin und die Einrichtung eines BewohnerInnenbeirats unterstützt werden (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 6). Der Gemeinschaftsraum mit seiner sehr guten Infrastruktur kann unkompliziert dafür genutzt werden. BewohnerInnen können

⁴³ vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit

so ihre Fähigkeiten und Stärken für die Gemeinschaft einbringen und das Zusammenleben aktiv mitgestalten.

Die BewohnerInnen scheinen diese Möglichkeiten auch tatkräftig zu nutzen. So berichten die Befragten zum Beispiel vom selbstorganisierten Sommerfest, das durch die (kulinarischen) Beiträge vieler ein sehr gelungenes gemeinschaftliches Ereignis darstellt (vgl. IP4, Z. 71-73) und von Alt und Jung gemeinsam gefeiert wurde, ebenso wie das Faschingsfest. Auch bei Tanzveranstaltungen treffen die unterschiedlichen Generationen der „Rosa Zukunft“ aufeinander (vgl. IP5, Z. 183-187).

Zudem brachten BewohnerInnen ihr Spezialwissen aus unterschiedlichen Bereichen ein. So fanden zum Beispiel Vorträge über Ernährung und Medizin sowie Ausflüge zu bestimmten Themen statt (IP4, Z. 212-223). Die Organisation von Flohmärkten und Tauschbörsen werden von jüngeren BewohnerInnen völlig selbstständig übernommen und finden ebenfalls im Gemeinschaftsraum statt, der dafür angemietet werden kann (vgl. EX1, Z. 399-403). Diese beschriebenen Angebote/Veranstaltungen werden von den Befragten aufgrund des Nutzens für alle als sehr positiv gesehen und können je nach Bedarf immer wieder veranstaltet werden (vgl. IP1, Z. 369-380 / IP5, Z. 283-288 und Z.302-308).

Die Möglichkeit, sich so selbst einbringen und mitgestalten zu können, wird von den BewohnerInnen positiv gewertet und genutzt (vgl. IP1, Z. 369-380 / IP4, Z. 212-223). Welche Erfahrungen sich die BewohnerInnen daraus mitnehmen können, wird im nächsten Schritt dargestellt.

9.3.3 Erfahrungen der BewohnerInnen

„Zum Bauchtanzen wäre ich sonst nie gekommen, zu faul gewesen, vor allen Dingen, das ist das angenehme, dass ich runter fahre, dass ich über, ich brauche mich nicht umziehen, ich brauche gar nichts tun, ich muss da nicht bei Wind und Wetter mit dem Auto einen Parkplatz suchen, wie es halt so ist.“ (IP4, Z. 251-256)

So beschreibt eine Bewohnerin die zentrale Lage des Gemeinschaftsraums als ausschlaggebenden Faktor für ihre Teilnahme am genannten Angebot. Eine notwendige Anfahrt mit dem Auto wird als Hürde für das Kennenlernen neuer

Möglichkeiten gesehen, entsteht jedoch mit dem unmittelbaren Erreichen des Gemeinschaftsraumes erst gar nicht, so werden Zeit und Wege gespart.

Auch von Eltern wird die leichte, nahe Erreichbarkeit und Lage des Gemeinschaftsraumes als Vorteil für die Teilnahme von Kindern an Angeboten genannt. Kinder können dadurch sogar ohne Begleitung selbstständig zu den Angeboten und wieder nach Hause gehen (vgl. IP3, Z. 337-347). Die geringe Entfernung zum Gemeinschaftsraum wurde als „Patschendistanz“ bezeichnet, da manche BewohnerInnen tatsächlich mit Hausschuhen kommen können (vgl. EX1, Z. 100-102).

Als weiterer günstiger Aspekt der internen Angebote und Aktivitäten werden der Zugang dazu und deren Beschaffenheit erlebt. Zum einen stehen Angebote allen BewohnerInnen und Generationen zum Schnuppern offen, zum anderen schildern die Befragten, dass sich auch eventuell zu entrichtende Teilnahmegebühren in Grenzen hielten und für alle erschwinglich seien (vgl. IP4, Z. 231-232 / IP1, Z. 500-502). Als weiterer positiver Faktor wird von den Befragten die Erfahrung genannt, dass insgesamt ausreichend Angebote gemacht werden. Zudem sei der Mix der Angebote ausgeglichen, es gibt gleichermaßen gemeinsame Angebote für Alt und Jung, aber auch Möglichkeiten für einzelne Altersgruppen. Insbesondere die Angebote für Kinder wie Ballett oder das Bilderbuchkino finden immer wieder positive Erwähnung (vgl. IP6, Z. 300-302 / IP2, Z. 288).

Jedoch werden auch Rahmenbedingungen erwähnt, die die Teilnahme an den Angeboten und Aktivitäten schwierig machen. Vor allem jüngere BewohnerInnen berichten, dass ihnen trotz Interesse die Teilnahme an Angeboten aufgrund zeitlicher Ressourcen selten möglich sei⁴⁴. Abendfreizeit wird von den Jüngeren für die Familie und zur Erholung genutzt. Das Angebot von Aktivitäten wird jedoch trotzdem als sehr positiv wahrgenommen und für die Zukunft vorgemerkt (vgl. IP5, Z. 160-167). Im Zusammenhang mit den unterschiedlichen Erwerbssituationen der BewohnerInnen (Berufstätigkeit, Pensionierung) ergeben sich abweichende Tagesabläufe, was dazu führt, dass Angebote an Vor- bzw. Nachmittagen vorwiegend von den Älteren

⁴⁴ vgl. Kapitel 8.3.2 dieser Arbeit

wahrgenommen werden können. Diese kennen sich untereinander dann oft recht gut, was bei Veranstaltungen am Wochenende zu „Grüppchenbildungen“ unter den BewohnerInnen führen kann (vgl. IP1, Z. 639-643).

Manche BewohnerInnen befürchten trotz der sehr positiven Bewertung der Angebote und der Teilnahme daran eine eventuelle „Ghettoisierung“, da es aufgrund der vielen internen Möglichkeiten nicht mehr notwendig erscheine, die Siedlung zu verlassen:

„Ich könnte am Montag das haben und am Dienstag das haben und am Mittwoch das und das heißt, ich komme nicht mehr dazu, dass ich meine Kontakte pflege, also da muss man das schon sehr gut aussuchen, dass ich da nicht wieder in eine Ghettosituation komme, weil es ist ja spannend und interessant, aber ich möchte die anderen Kontakte auch noch haben.“ (IP4, Z. 234-238)

9.3.4 Auswirkungen und Effekte der Angebote und Aktivitäten

Durch die Inanspruchnahme der Angebote und Aktivitäten ergeben sich für die BewohnerInnen und Generationen unterschiedliche Auswirkungen, die von den Befragten ausschließlich als positiv und bereichernd eingeschätzt werden. Die Angebote und Veranstaltungen bieten, unter anderem auch durch ihre Vielfalt, die Möglichkeit, auf einem niederschweligen Weg miteinander in Kontakt kommen zu können: „Also, wenn man da nicht ganz isoliert leben will is dann wäre für jeden was dabei, wo er mitmachen könne.“ (IP1, Z. 340-341) Durch die Bandbreite der Angebote und den „geschützten“ Rahmen der eigenen Wohnanlage kann Neues und Unbekanntes ausprobiert werden.

Durch das Kennenlernen im Gemeinschaftsraum entstehen Kontakte zwischen den BewohnerInnen, die sich durch weitere gemeinsame Aktivitäten intensivieren können: „Ja, sie unternehmen etwas zusammen und es haben sich Freundschaften entwickelt und das kann ich beobachten.“ (vgl. EX1, Z. 46-47) Somit scheinen sich BewohnerInnen zusammenzuschließen und ein Netzwerk zu bilden, in dem zwanglose Kontakte zur gemeinsamen, individuellen Zeitgestaltung entstehen:

„Mit der einen kannst das machen und mit der anderen kannst das machen, aber man findet immer wen, da hat man schon so Kontakte, die

man eben, man sagt, ja man ist offen und ruft man die an und sagt, gehst du mit mir dorthin.“ (IP4, Z. 95-98)

Im Rahmen dieser Netzwerke machen sich BewohnerInnen gegenseitig auf Veranstaltungen außerhalb der „Rosa Zukunft“ aufmerksam und besuchen diese gemeinsam (vgl. IP6, 182-185 / EX1, Z. 35-42). So wird Teilhabe auch am externen Leben gemeinsam erlebt.

Als weitere Auswirkung kann die schon angesprochene Etablierung bestimmter Angebote, insbesondere von Festen und Feiern, angeführt werden (vgl. EX1, Z. 336-348). Diese könnten somit ein fixes Gerüst im Zusammenleben darstellen und die Gemeinschaft dadurch strukturieren und stärken.

Nicht zuletzt ergeben sich aus generationenübergreifenden Begegnungen bei Angeboten im Gemeinschaftsraum bereichernde Erfahrungen für ältere und jüngere BewohnerInnen, die an anderer Stelle ausführlich beschrieben werden⁴⁵.

Insgesamt betrachtet kann gesagt werden, dass sich die Angebote und Aktivitäten in der „Rosa Zukunft“ als sehr vielfältig und gut organisiert darstellen. Sie werden von BewohnerInnen unterschiedlichen Alters angenommen und die Vernetzung zwischen den BewohnerInnen und Generationen wird somit grundsätzlich gefördert. Die Möglichkeit zur Einbringung eigener Initiativen im Gemeinschaftsraum wird von der Wohnkoordinatorin forciert und von den BewohnerInnen engagiert übernommen.

Aus den Befragungen geht jedoch hervor, dass bestimmte BewohnerInnengruppen und Generationen Angebote und Aktivitäten weniger in Anspruch nehmen als andere. Die Gründe dafür wurden von den Befragten deutlich thematisiert: Im Gegensatz zu BewohnerInnen im Ruhestand müssen Berufstätige mit Kindern ihre Zeitressourcen sorgfältiger einteilen. Aus dieser Situation ergibt sich die vorsichtige Schlussfolgerung, dass im Generationenwohnen die Begegnungen zwischen den Generationen nicht in dem Ausmaß stattfinden wie konzeptionell angedacht und gewünscht. Da es

⁴⁵ vgl. Kapitel 10.4 dieser Arbeit

sich hier jedoch um gesamtgesellschaftliche Rahmenbedingungen handelt, scheint die Möglichkeit der Beeinflussung sehr gering.

9.4 Konflikte

In der Wohnanlage der „Rosa Zukunft“ leben sehr viele Menschen und unterschiedliche Generationen auf relativ engem Raum zusammen. Welche Bedeutung das Wohnen in Zusammenhang mit dem positiven Erleben von Nachbarschaft erlangen kann, wurde in dieser Arbeit schon beschrieben⁴⁶. Durch die individuellen Bedürfnisse und Verhaltensweisen der BewohnerInnen entstehen jedoch naturgemäß auch Spannungen und Konflikte, die die Lebens- und Wohnqualität erheblich einschränken können. Sehr häufig dürfte es unserer Wahrnehmung nach in Wohnanlagen zu allgemeinen Bedürfniskonflikten kommen, die Geräusche, Lärm, Gerüche oder Sauberkeit der allgemein genutzten Anlagen betreffen. Rahmenbedingungen, wie zum Beispiel sehr hellhörige Bauweisen, können die Entstehung von Konflikten zudem forcieren.

Neben baulichen Aspekten und unterschiedlichen Bedürfnissen können - insbesondere im Bereich des intergenerationellen Lebens und Wohnens - unterschiedliche Haltungen und Ansichten zu Themen wie Lebensführung oder Werten aufeinander treffen und zu Auseinandersetzungen führen. Welche Spannungen sich aufgrund von äußerem Rahmen und den individuellen Bedürfnissen und Generationen im Zusammenleben in der „Rosa Zukunft“ ergeben und wie die BewohnerInnen damit umgehen, war Teil unserer Befragung. Die Ergebnisse werden im folgenden Abschnitt dargestellt.

9.4.1 Die BewohnerInnen und bauliche/technische Gegebenheiten

Zunächst soll es hier um mögliche Unstimmigkeiten gehen, die im Zusammenhang mit den baulichen Gegebenheiten entstanden sind. Beim Bau der „Rosa Zukunft“ wurden im Rahmen des SMART-GRID-Ansatzes⁴⁷ spezielle Technologielösungen eingesetzt, um neue Maßstäbe im gemeinnützigen Wohnbau zu setzen. Die Wohnanlage wurde für die Umsetzung dieser

⁴⁶ vgl. Kapitel 4.3 dieser Arbeit

⁴⁷ vgl. Kapitel 5.4 dieser Arbeit

Energietechnologien inzwischen schon mehrfach ausgezeichnet. Deren Einsatz im Alltag wird von den BewohnerInnen grundsätzlich sehr positiv wahrgenommen, es dürften jedoch einige technische Schwierigkeiten aufgrund der Aktualität der Technologien auftreten, die nicht vorhersehbar gewesen seien (vgl. IP6, Z. 868-873).

Was in diesem Zusammenhang als irritierend erlebt wird, ist das Bild nach außen:

„Was ein bisschen wirklich so die Leute stört ist, dass das Projekt in der Öffentlichkeit immer so so top präsentiert wird, aber es gibt aber sehr viele Schwierigkeiten aufgrund der technischen Gegebenheiten, die nicht so funktionieren, ja. Und dass das aber immer nur, also dass das sehr unrealistisch dargestellt wird.“ (IP6, Z. 869-873)

Auch seien im Vorfeld Erwartungen geweckt worden, die nun so nicht erfüllt seien, vor allem in Bezug auf niedrige Betriebskosten (vgl. IP6, Z. 875-882). Lob erfährt die Barrierefreiheit aller Wohnungen, der Zugang zu den Liften sei jedoch nicht von allen Wohnungen aus barrierefrei zu bewältigen (vgl. IP6, Z. 602-618). Als weiterer Kritikpunkt wurden die engen Abstände zwischen den Gebäuden bzw. Wohnungen genannt. Somit käme es zu einer Hellhörigkeit, die als problematisch erlebt wird (vgl. IP3, Z. 133-138). Zugleich wurde jedoch auch betont, dass die Abstände der Gebäude und Wohnungen in der „Rosa Zukunft“ im Vergleich zu anderen Wohnanlagen doch großzügiger ausfallen würden und es dadurch zu wenig Problemen komme (vgl. IP3, Z. 140-141 / IP1, Z. 126-129).

9.4.2 Die BewohnerInnen und die Wohnbaugenossenschaften

Die Errichtung der „Rosa Zukunft“ entstand aus einer Kooperation von vier Wohnbaugenossenschaften (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013b, S. 9), die jeweils für die Errichtung einer der vier schon genannten Wohnformen verantwortlich waren. Daraus ergeben sich im laufenden Wohnen unterschiedliche AnsprechpartnerInnen für die BewohnerInnen. Die Wohnbaugenossenschaften reagierten bei Problemen von EigentümerInnen schneller als bei Problemen von MieterInnen, so die Aussage einer Befragten (vgl. IP6, Z. 79-88). Zudem äußerte sich eine Bewohnerin in einer etwas

kryptischen Aussage über mögliche ökonomische und politische Interessen der involvierten Wohnbaugenossenschaften im Zusammenhang mit der Vergabe von Hilfeleistungen für zukünftige pflegebedürftige BewohnerInnen. Bestimmte Wohnbaugenossenschaften würden hier politisch motiviert mit gewissen sozialen Trägerorganisationen kooperieren (vgl. IP4, Z. 612-624). Konkrete Angaben können zu dieser Aussage nicht gemacht werden, da im Rahmen des Interviews von unserer Seite nicht näher darauf eingegangen wurde.

Als Tatsache können abschließend jedenfalls die unterschiedlichen Vorgaben für infrastrukturelle Einrichtungen der Anlage, wie dem Gemeinschaftsraum und der Wohnkoordinatorin, genannt werden, die sich aufgrund der unterschiedlichen Wohnbaugenossenschaften ergeben. Die daraus entstehenden Effekte auf das Zusammenleben werden im Folgenden näher erläutert.

9.4.3 Das Miteinander der BewohnerInnen

In unseren Befragungen zeigten sich mehrere Konfliktfelder, die das Miteinander der BewohnerInnen prägen. Zum einen gibt es unterschiedliche Bedürfnisse und Ansichten zu Themen wie Lärm, Erziehung, zu Wünschen nach Nähe und Distanz oder auch zur Einhaltung der Hausordnung. Zum anderen scheinen die unterschiedlichen Angebotsformen des Wohnens, Eigentum, Mietkauf und Miete (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013b, S. 7) der „Rosa Zukunft“ und deren Auswirkungen zum Teil problematische Themenstellungen zwischen den BewohnerInnen zu ergeben (vgl. EX1, Z. 663-666 / IP1, Z. 466-473). Auf diese möchten wir als Erstes eingehen.

Die individuellen finanziellen Potenziale der BewohnerInnen scheinen sich wesentlich auf das Zusammenleben auszuwirken. Sich entweder einkaufen oder „nur“ einmieten zu können, wird als mögliches Kriterium für gegenseitige Wertschätzung erlebt. So fühlen sich manche MieterInnen von den EigentümerInnen abgewertet (vgl. IP4, Z. 557-562) und Vorurteilen ausgesetzt (vgl. IP4, Z. 576-580). Zudem scheint es den Vorwurf von Seiten der EigentümerInnen zu geben, die Mietwohnungen hätten die „bessere“ Lage als die Eigentumswohnungen und seien im Vergleich zu günstig (vgl. IP4, Z. 538-

550). Außerdem seien die MieterInnen (bzw. im Generationenwohnen) vor Einzug von den entsprechenden Genossenschaften besser informiert worden als die EigentümerInnen, was sich nicht positiv für beide Gruppen ausgewirkt habe (vgl. IP4, Z. 51-61).

Am deutlichsten zeigen sich unserer Meinung nach die unterschiedlichen Sichtweisen der vorgegebenen Rahmenbedingungen für Miete bzw. Eigentum am Beispiel des Gemeinschaftsraumes und der Wohnkoordinatorin. EigentümerInnen finanzieren den Gemeinschaftsraum durch die Errichtungskosten der Wohnungen mit und können diesen - ebenso wie MieterInnen - frei nutzen. In den Befragungen entstand das Bild, dass EigentümerInnen den Gemeinschaftsraum weniger nutzen als die MieterInnen (vgl. IP4, Z. 576-580 / IP3, Z. 197-205). Zudem wird erlebt, dass die Notwendigkeit eines Gemeinschaftsraumes von den EigentümerInnen zum Teil in Frage gestellt wird, da aus der Instandhaltung des Raumes Kosten entstehen, die mit den laufenden Betriebskosten von allen abgedeckt werden müssen (vgl. IP4, Z. 606-608 und Z. 570-574). Dass die Kosten für alle leistbar sind und es unabhängig von der jeweiligen Wohnform in der Verantwortung der einzelnen BewohnerInnen liegt, den Raum auch zu nutzen, sehen manche Befragten jedoch als ebenso klares Argument für den Gemeinschaftsraum (vgl. IP3, Z. 197-205 und Z. 209-213 / EX1, Z. 663-664).

Ebenso wie der Gemeinschaftsraum unterliegt auch das Angebot der Wohnkoordinatorin bestimmten Vorgaben. Von den MieterInnen und MietkäuferInnen kann dieses automatisch in Anspruch genommen werden, da der Beitrag dafür als monatlicher Pauschalbetrag in der Miete enthalten ist (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013b, S. 11). Für EigentümerInnen gibt es die Möglichkeit, das Angebot der Wohnkoordinatorin „zuzukaufen“. Dieser Umstand dürfte zu Diskussionen unter den BewohnerInnen führen: „Das ist halt immer ein Kritikpunkt, auch so, weil es den Eigentümern frei steht, den zu bezahlen und den Mietkäufern und Mietern nicht. Und da, also das ist dann ein bisschen schwierig, weil die sagen, ja, das ist irgendwo dann nicht sehr gerecht.“ (IP6, Z. 139-142) Hintergrund für die unterschiedliche Handhabung des Beitrages

dürften rechtliche Aspekte sein, da EigentümerInnen nicht zur Zahlung des Beitrages verpflichtet werden können, für MieterInnen kann das jedoch im Rahmen des Mietvertrages verbindlich vereinbart werden (vgl. EX1, Z. 668-671).

Neben der Thematik der Gerechtigkeit der Rahmenbedingungen für alle BewohnerInnen bringt das Miteinander noch andere Herausforderungen mit sich. Das Zusammenleben der unterschiedlichen Generationen zeigt, dass insbesondere im Bereich von Ruhe und Lautstärke unterschiedliche Bedürfnislagen aufeinandertreffen. Vor allem das Verhalten von Kindern im Freien wird von Älteren als „Lärm“ gewertet und als störend empfunden, wobei interessant ist, dass die Befragten nur von Dritten geäußerte Erfahrungen kommunizierten (vgl. IP1, Z. 771-781 / IP4, Z. 609-616) und selbst in diesem Zusammenhang kaum eigene Erlebnisse schilderten. Nur eine Bewohnerin hat eine Klage von Älteren in Bezug auf Lautstärke schon unmittelbar selbst erlebt (IP3, Z. 117-127). Einig scheinen sich alle Befragten darin zu sein, dass im Zusammenhang mit unterschiedlichen Bedürfnissen und möglichen daraus entstehenden Spannungen vor allem der adäquaten Kommunikation miteinander die entscheidende Rolle zukommt. Das Anerkennen der gegenseitigen Bedürfnisse und die Bereitschaft zum direkten Ansprechen und Lösen von Problemstellungen thematisiert ein befragter Bewohner so:

„Ich habe das selbst geklärt, ich habe ihr das gesagt, sage ich, es tut mir leid, wir schauen natürlich in der Zeit, wo Mittagszeit ist, dass wir da vielleicht schauen [...] aber wir können das ganze auch so lösen.“ (IP5, Z. 544-551)

Deutlich wird in den Aussagen zu Geräuschen auch, dass das Bedürfnis nach Ruhe kein explizites Bedürfnis der Älteren ist, sondern generationenunabhängig auftritt. Das Thema „Lautstärke und Lärm“ dürfte jedoch von MieterInnen und EigentümerInnen unterschiedlich bewertet werden. Nach der Schilderung eines Befragten versuchten EigentümerInnen, Kinder von ihren Häusern und Gärten durch Aufstellen eines Verbotsschildes „Durchgang verboten“ fernzuhalten. Schmunzelnd berichtete der Befragte weiter, dass es sich bei den Kindern

jedoch um Volksschüler handelte, die noch nicht lesen und sich so auch nicht an das Schild halten konnten (vgl. IP5, Z. 756-768).

Insgesamt scheint jedoch das laute Verhalten von Kindern und Jugendlichen, die der Wohnanlage angehören, trotz Kritik der BewohnerInnen akzeptiert zu sein. Kinder und Jugendliche von außerhalb, die die Kinder der Siedlung besuchen und sich dann auch dort aufhalten, seien insbesondere von den EigentümerInnen nicht gerne gesehen (vgl. IP5, Z. 365-372).

Als weiteres Thema des Miteinanders der BewohnerInnen brachte eine Bewohnerin das Bemühen um die Balance zwischen sozialem Kontakt und Fürsichsein ein. Das Konzept der „Rosa Zukunft“ hat den sozialen Zusammenhalt und die Stärkung der Gemeinschaft bzw. der Generationen als Ziel (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013a, S. 12). Das impliziert den intensiven Kontakt der BewohnerInnen untereinander, dem steht jedoch möglicherweise das individuelle Bedürfnis nach einem bestimmten Maß an Nähe und Distanz⁴⁸ entgegen, das durch entsprechende Abgrenzung gewährleistet werden kann/muss. So stellte eine Bewohnerin Regeln für die Kontaktmöglichkeiten zu ihr und ihrer zeitlichen Verfügbarkeit für andere auf:

„Es gibt dann eben so einsame Menschen, die dann, für die es sehr schwer ist dann, die das selber glaub ich gar nicht wahrnehmen, wenn sie andere vereinnahmen wollen [...] da muss man sich schon abgrenzen.“ (IP6, Z. 791-796)

Als großer Themenbereich im Zusammenleben in der „Rosa Zukunft“ zeigte sich in den Befragungen der Umgang mit Kindern. Mit den Fragen der Kindererziehung kann ein Thema ausgemacht werden, bei dem es generationenspezifisch unterschiedliche Haltungen gibt. Ältere haben selbst meist einen eher autoritären Erziehungsstil erlebt, Kindererziehung heute orientiert sich oft sehr an den Bedürfnissen der Kinder und bietet viele Freiräume. Hier wünscht sich eine Bewohnerin mehr Toleranz und Verständnis gegenüber den Bedürfnissen der Kinder und weniger Strenge und Verbote durch die ältere Generation und kann sich vorstellen, dass Kinder sich durch

⁴⁸ vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit

eine freundliche Aufforderung und Bitte mehr beeindrucken ließen (vgl. IP3, Z. 365-372 und Z. 377-381).

Die Einhaltung von Hausordnung und Regeln dürfte nicht nur Älteren, sondern auch jüngeren BewohnerInnen wichtig sein. So werden das Einhalten der Mülltrennung und saubere Böden insbesondere als ausgesprochene Bedürfnisse von Jüngeren wahrgenommen (vgl. IP3, Z. 158-165 / IP4, Z. 197-199).

Abschließend möchten wir noch darauf hinweisen, dass der Aspekt möglicher Konflikte zwischen der „Rosa Zukunft“ und ihrer Umwelt ebenfalls Thema der Befragungen war, es dazu aber kaum Aussagen gab und somit der Schwerpunkt der Konfliktfelder von den Befragten eher innerhalb des Projektes gesehen wird.

9.4.4 Umgang mit Konflikten

Die Möglichkeiten der Gestaltung des Zusammenlebens durch individuelle Einflussnahme der BewohnerInnen nahmen in den Befragungen großen Raum ein. Es wurde deutlich, dass es von vielen BewohnerInnen großes Interesse daran gibt, das Miteinander mit Rücksichtnahme und Toleranz zu gestalten. Besonders die Situation des Einzuges der BewohnerInnen im Jahr 2013 wurde als verbindende Erfahrung untereinander erlebt, da alle ähnliche Herausforderungen zu bewältigen hatten. Lärm durch Bohren bis spät in die Nacht oder Probleme durch zugeparkte Fahrzeuge am Gelände der „Rosa Zukunft“ wurden von allen toleriert (vgl. IP1, Z. 711-725). Aber auch die Zeit seither wird als wenig konfliktreich beschrieben (vgl. IP2, Z. 80-81 / IP5, Z. 222-226 und Z. 440-442). Entsprechende Kommunikation miteinander als Element zur Konfliktvorbeugung und Bereinigung wird als wesentlicher Faktor für das gute Miteinander gesehen (IP4, Z. 481-483). Eine Befragte beschreibt eine Situation, in der zum einen das Verständnis für das Verhalten von Kindern deutlich wird, zum anderen aber auch die (verständliche) Reaktion der Erwachsenen und die situationsadäquate Bitte an die Kinder nach mehr Ruhe:

„Ja, das übliche halt, wie es halt immer läuft, wenn die Kinder schreien, platzt irgendjemand hinunter und sagt, sie sollen leise sein oder geht

woanders hin spielen, also was halt so ist, oder dass man sagt, muss das unbedingt sein [...] ich meine, so wie es halt im normalen, wo man eben sagt, ja, Kinder suchen sich irgendetwas aus und denken sich, das ist faszinierend und spannend was nicht unbedingt korreliert mit den anderen Einwohnern oder Bewohnern, dann sagt man halt bitte.“ (IP4, Z. 402-415)

Ein weiterer Aspekt, der das Miteinander von Beginn an positiv geprägt haben könnte, scheinen vorbereitende Informationen durch die Baugenossenschaften und die Diakonie Salzburg - speziell das Generationenwohnen betreffend - über mögliche Problemfelder gewesen zu sein. Dadurch dürfte bei den (befragten) BewohnerInnen schon ein entsprechendes Bewusstsein für Toleranz gegenüber anderen Verhaltensweisen entstanden sein. So wird von mehreren Befragten erklärt, dass mit der Entscheidung für das Leben und Wohnen in der „Rosa Zukunft“ klar gewesen sein müsse, dass mit manchen Einschränkungen, wie z. B. in Bezug auf Ruhe, zu rechnen sei (vgl. IP5, Z. 535-539 / IP3, Z. 437-446 / EX2, Z. 139-141 / IP2, Z. 204-207 / IP4, Z. 51-61).

Einen weiteren, unterstützenden Faktor im Umgang mit Konflikten in der „Rosa Zukunft“ bietet der professionelle Rahmen. Sollte es in der „Rosa Zukunft“ zu Konflikten zwischen Generationen kommen, die den BewohnerInnen selbst unlösbar scheinen, steht die Wohnkoordinatorin zur Verfügung und kann regulieren und vermittelnd eingreifen (vgl. Diakoniewerk Salzburg 2013b, S. 13).

„Weil grundsätzlich, wenn es Probleme gibt, kann man sich diese selber lösen, muss man sonst auch, und wenn es Unlösbares ist und solche Dinge sind, hat man immer noch eine Ausweiche über die Wohnkoordinatorin vielleicht zu schauen, ob man irgendwie eine Lösung findet, aber grundsätzlich lösen wir unsere Sachen, die zu lösen sind, selber.“ (IP5, Z. 72-76).

Die Arbeit der Wohnkoordinatorin wird als gelungen erlebt, somit seien die Kosten dafür auch gerechtfertigt und das Hinterfragen dieser nur einmal sehr kurzfristig Thema gewesen (vgl. IP5, Z. 443-446). Ebenso wird die Verwaltung

und Terminplanung des Gemeinschaftsraumes durch die Wohnkoordinatorin als sinnvoll und konfliktvermeidend erlebt, da es ansonsten zu Spaltungen oder Rivalitäten unter den BewohnerInnen kommen könne (vgl. IP4, Z. 600-603). Durch die neutrale Stellung der Wohnkoordinatorin können notwendige Ausgaben, die sich aus der Nutzung des Gemeinschaftsraumes ergeben, zudem leichter argumentiert werden (vgl. IP4, Z. 593-597).

Die Durchmischung der Generationen in der Wohnanlage scheint ebenfalls keine größeren Schwierigkeiten mit sich zu bringen, Spannungen werden eher im engen Zusammenleben von Menschen begründet gesehen (vgl. IP1, Z. 60-61). Ein Bewohner nimmt an, dass es in anderen Wohnanlagen häufiger zu Konflikten unter den BewohnerInnen kommt (vgl. IP1, Z. 126-129). Dieser Eindruck wird durch die Information der Hausverwaltung offensichtlich bestätigt, die kommuniziert, dass es - im Vergleich zu anderen Projekten - in der Wohnanlage insgesamt zu wenig Konflikten und Fluktuation komme, was von einer Befragten als positives Zeichen für das Miteinander und für das Wohlbefinden der BewohnerInnen gewertet wird (vgl. EX1, Z. 501-516).

In der Zusammenschau der Ergebnisse entsteht insgesamt der Eindruck, dass es in der „Rosa Zukunft“ zu den allgemein erwartbaren Spannungen im engen Zusammenleben von Menschen kommt, diese aber keinen allzu großen Raum einnehmen, was zum Beispiel von folgender Aussage unterstrichen wird: „Ich glaube, dass Schwierigkeiten sind halt die normalen Schwierigkeiten, die halt eben entstehen, wenn mehrere Menschen auf, im näheren Umfeld miteinander leben.“ (IP2, Z. 427-429)

Auch zwischen den unterschiedlichen Generationen ergeben sich offensichtlich kaum wesentliche, nachhaltige Konflikte, obwohl Ältere und Jüngere im Rahmen von Angeboten und Begegnungen in den Außenanlagen mehr in Kontakt miteinander kommen dürften, als in Projekten ohne diesen professionellen Rahmen. Als Gründe dafür können auf Basis der Aussagen der Befragten folgende Umstände angenommen werden: Zum einen dürfte sich aufgrund der Informationspolitik der Baugenossenschaft, die das Generationenwohnen errichtet hat sowie durch die Vorarbeit der

Wohnkoordinatorin, schon im Vorfeld ein entsprechendes Bewusstsein und Sensibilität für mögliche Problemfelder entwickelt haben. Zum anderen könnte das Phänomen der „Segregation“⁴⁹ trotz aller Bemühungen um die Begegnung der Generationen eine Rolle spielen. Durch das mehr oder weniger unabhängige Koexistieren nebeneinander und den geringen Kontakt ergeben sich naturgemäß weniger Probleme zwischen den Generationen. Nicht zuletzt könnte auch die vermittelnde und unterstützende Rolle der Wohnkoordinatorin spannungsentschärfend wirken.

Im Gegensatz dazu gab es einen Konfliktbereich, der - für uns überraschend - in den Befragungen großen Raum eingenommen hat und offensichtlich zu massiven und weitreichenden Spannungen im Verhältnis von EigentümerInnen und MieterInnen führt. Die unterschiedlichen Rahmenbedingungen für Wohnkoordinatorin und Gemeinschaftsraum scheinen im Hintergrund permanent als Störfaktoren auf das Zusammenleben aller zu wirken und als Prüfstein für Gerechtigkeit zu fungieren. Ob diese Spannungen lösbar sind, ob die Genossenschaften und /oder die Wohnkoordinatorin hier etwas bewirken können oder sich diese Wogen mit der Zeit glätten werden, kann hier leider nicht beantwortet werden. Es kann aber die Hypothese aufgestellt werden, dass sich möglicherweise die innere Haltung der (befragten) BewohnerInnen auch in diesem Konfliktbereich in Zukunft günstig auswirken könnte. Die eindeutigen und nachdrücklichen Bekenntnisse der Befragten, man könne und wolle durch gegenseitiges Verständnis und die Bereitschaft zur Lösung von Spannungen und Problemen aktiv zum Miteinander beitragen (vgl. IP4, Z. 481-483 / IP5, Z. 72-76) erscheinen nämlich als besondere Ressourcen für das Zusammenleben.

9.5 Zusätzliche allgemeine Ergebnisse

Neben den schon beschriebenen Auswirkungen des intergenerationellen Fokus auf das Zusammenleben der BewohnerInnen zeigen sich noch andere, das Miteinander prägende Effekte. So wird es in diesem Abschnitt zunächst darum gehen, welche Sichtweisen und Einstellungen von den BewohnerInnen grundsätzlich in Bezug auf das Zusammenleben entwickelt wurden und welche

⁴⁹ vgl. Kapitel 2.3 dieser Arbeit

dieses wesentlich beeinflussen. In einem weiteren Schritt wird beleuchtet, welchen konkreten „Benefit“ die Generationen für sich aus dieser spezifischen Wohnform ziehen können.

9.5.1 Sichtweisen und Haltungen der BewohnerInnen

In den Befragungen der BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ zeigte sich sehr deutlich, dass die inneren Haltungen der InterviewpartnerInnen auf das Zusammenleben wirken und es wesentlich prägen. So waren gegenseitiger Respekt und Wertschätzung vielfach genannte Aspekte, die die Basis für ein funktionierendes Miteinander von Alt und Jung darstellen. Ein Bewohner bringt diese Haltung auf den Punkt: „Das heißt, es ist eigentlich eine gegenseitige Akzeptanz, die eigentlich die Hauptgrundlage dafür ist, dass es funktioniert.“ (IP5, Z. 362-363). Eng damit einher geht Toleranz gegenüber anderen, was von den BewohnerInnen in einem sehr hohen Maß gelebt wird. Dadurch gelingt es, ein Klima zu schaffen, in dem die Einzelnen zum einen ihre Bedürfnisse leben können, zum anderen aber auch über die Fähigkeit verfügen, Kompromisse eingehen zu können, falls diese notwendig sind. Als Beispiel wird hier der laut gestellte Fernseher einer schwerhörigen Bewohnerin genannt, was auf den Nachbarn störend wirkte. Im gemeinsamen Gespräch erfolgte mit der Einigung auf die Verwendung eines Kopfhörers die Klärung der Situation (vgl. EX1, Z. 144-148). Auf diese Weise ist es möglich, eigene Bedürfnisse auf freundliche und wertschätzende Weise zu kommunizieren und adäquate Reaktionen bei anderen zu erreichen (vgl. IP5, Z. 349-353 und Z. 358-362). Sensibilität für die Bedürfnisse anderer gelingt also durch den Perspektivenwechsel und ein Einfühlen in den anderen. Dieser Lernschritt ist den BewohnerInnen nach eigener Aussage gelungen: „Zu wissen, okay, der hat es halt gerne zu Mittag leise, na gut, dann weiß der Nachbar unten, dass er in der Mittagszeit halt nicht Rasen mäht.“ (IP5, Z. 343-345)

Dazu müssen eigene Wünsche auch manchmal zurückgestellt werden, was den BewohnerInnen im Generationenwohnen jedoch von Beginn an recht klar gewesen sein dürfte (vgl. EX1, Z. 153-157) und was möglicherweise mit der

schon geschilderten guten Vorinformation vor Einzug⁵⁰ zu tun haben könnte. Eventuell hat damit auch die bei manchen Befragten spürbare Gelassenheit bei Einschränkungen der eigenen Wohnqualität, wie zum Beispiel durch Lärm beim Rasenmähen oder „Laut sein“ von Kindern, zu tun. Ein Bewohner bezeichnete Kindergeschrei sogar als „Zukunftsmusik“ und berichtete, dass das auch niemanden anderen in der Wohnanlage störe. Kinder können sich somit als akzeptiert in ihrer Ganzheit erleben, was auf diese aufgrund ihrer Vorerfahrungen in anderen Wohnanlagen wohl oft überraschend wirkt (vgl. IP5, Z. 726-729 und Z. 736-738).

Wie schon früher erwähnt⁵¹, scheint sich beim Auftreten von Konflikten bei den BewohnerInnen die Vorstellung von „Wir schaffen das“ entwickelt zu haben. Toleranz und Gelassenheit auf der einen Seite und das Vertrauen in konstruktive Kommunikation auf der anderen, stärken das Gefühl der Gemeinschaft von Älteren und Jüngeren. Ein Bewusstsein dafür, dass die Tatsache von unterschiedlichen Ansichten nicht unbedingt bedrohlichen Charakter haben muss, scheint entstanden zu sein. Das Wissen um individuelle Meinungen und die Auseinandersetzung dadurch werden sogar als Möglichkeit gesehen, von anderen zu lernen (vgl. IP5, Z. 341-343). Konflikte als Ausdruck des Hinterfragens und kritischer Sichtweisen werden von ExpertInnenseite als Zeichen dafür gewertet, dass die BewohnerInnen an Gestaltung und Veränderung interessiert sind. Durch das gemeinsame Meistern von herausfordernden Situationen wachsen die Gemeinschaft und die Identifikation mit der Idee der „Rosa Zukunft“ (vgl. EX2, Z. 119-131).

In schwierigeren Situationen unterstützt die Wohnkoordinatorin bei der Konfliktregelung. Viele dieser Gespräche führen auch dazu, dass andere Sichtweisen und Standpunkte gesehen werden können (vgl. EX1, Z. 493-504). Das in den Gesprächen der BewohnerInnen stattfindende Hineindenken in andere und ihre Bedürfnisse und Wünsche ist somit ein wesentlicher Schritt im Verstehen.

⁵⁰ vgl. Kapitel 7.2.1 dieser Arbeit

⁵¹ vgl. Kapitel 9.4 dieser Arbeit

Verständnis für bestimmte Lebenslagen entsteht ebenso durch das Wissen um manche Probleme, die man schon selbst, wenn auch vor längerer Zeit, erlebt hat. So können ältere BewohnerInnen junge Familien mit Kinderthemen gut verstehen, weil auch sie Erfahrungen mit dem Aufwachsen der eigenen Kinder gemacht haben: "Wo zu mir sage, siehst, da haben wir auch einmal durch müssen, das ist halt so [...]." (IP1, Z. 747-748)

In Gesprächen mit anderen BewohnerInnen kann etwas über die Lebensgeschichte des Gegenübers erfahren werden und manche Verhaltensweisen erscheinen - im Gegensatz zu vorher - verständlicher. Damit können Vorurteile, wie zum Beispiel „alte Leute sind alle intolerant, böse, grantig, schimpfen nur“ (IP4, Z. 862-863) abgebaut und Klischees als unzutreffend entlarvt werden (vgl. IP3, Z. 453-458 und Z. 464-468).

9.5.2 Konkreter Gewinn für die ältere Generation

Auf die Frage nach möglichen Bereicherungen durch das gemeinsame Wohnen von Jung und Alt wurden von den befragten BewohnerInnen im Generationenwohnen viele Beispiele genannt. Sehr oft ging es um die praktische Unterstützung durch Jüngere, die einen großen Gewinn im Sinne der Entlastung im Alltag für die Älteren darstellt. Durch diese, oft sehr klein erscheinenden Hilfestellungen durch Jüngere, kann der älteren Generation ein längeres, weitgehend selbständiges Wohnen zu Hause ermöglicht werden (vgl. IP2, Z. 270-273). So sind mittlerweile soziale Unterstützungsnetzwerke zwischen den unterschiedlichen Generationen entstanden (vgl. EX2, Z. 107-113). Auch mögliche, eingeschränkte Mobilität im Alter oder durch Krankheit kann durch ein solches Netzwerk kompensiert werden, da die Siedlung nicht verlassen werden muss, um sich mit anderen Menschen, welcher Generation auch immer, zu treffen (vgl. IP4, Z. 100-104). Somit wird der oft von Älteren gefürchteten sozialen Isolation entgegengewirkt. Aus solchen Begegnungen sind in der „Rosa Zukunft“ zusätzlich Freundschaften zu den schon bestehenden in der „Außenwelt“ entstanden. Lebensereignisse, wie zum Beispiel Geburtstage, werden gemeinsam gefeiert und als Treffen einer „Wahlfamilie“ gesehen (vgl. EX1, Z. 643-647).

Situationen, in denen Ältere Jüngere unterstützen können, bringen für ältere Menschen die wichtige Erfahrung, sich als noch bedeutsam und wichtig für die Gemeinschaft wahrnehmen zu können, „gebraucht“ zu werden. Das Erleben, dass Erzählungen über Ereignisse aus der Vergangenheit oder Erfahrungen aus der eigenen Jugend auf Interesse bei der jüngeren Generation stoßen, ist für viele ältere Menschen eine sinnstiftende Erfahrung.

Eine weitere, wesentliche Bereicherung für die ältere Generation durch den Kontakt mit Jüngeren entsteht durch die Auseinandersetzung mit Neuem und Unbekanntem.

Weiterentwicklungen, wie zum Beispiel im Bereich der elektronischen Medien, können ältere Menschen leichter mitverfolgen, wenn jüngere Generationen zur Verfügung stehen, die im Umgang damit unterstützen. Auf dem Laufenden und geistig fit zu bleiben, scheint vielen älteren Menschen ein großes Bedürfnis zu sein, das dieser Bewohner durch den Kontakt zu Jüngeren als erfüllt sieht:

„Für mich ist es ein wichtiges Faktum, zum Beispiel, dass ich mich mit jungen gut verstehe, dass ich, dass ich hell bin da oben, dass ich mit komme so einigermaßen.“ (IP1, Z. 554-556) Solche Kontakte können in der „Rosa Zukunft“ beispielsweise am Spielplatz geknüpft werden. Die ältere Generation erlebt den natürlichen Umgang der Kinder mit neuen Medien oder neuen Spielgeräten und hat Freude daran, sich diesen von Kindern zeigen zu lassen (vgl. IP4, Z. 150-153).

Durch die Hilfe bei der Nutzung von elektronischen Medien können Kontakte zu Bekannten und Freundschaften außerhalb der „Rosa Zukunft“ leichter aufrechterhalten werden, was als sehr positiv gesehen wird (vgl. IP1, Z. 815-832).

Der intergenerationelle Austausch könnte nach Meinung eines Befragten insgesamt jung halten und sich somit günstig auf die Lebenserwartung auswirken (vgl. IP1, Z. 591-592).

Als weiterer Gewinn wird der gemeinsame Spaß genannt, der bei Angeboten für Alt und Jung im Gemeinschaftsraum als verbindend erlebbar ist (vgl. EX2, Z. 507-508). Er kann als „Türöffner“ für die weitere Annäherung der Generationen dienen.

9.5.3 Konkreter Gewinn für die jüngere Generation

Das generationenübergreifende Zusammenleben bietet nach Meinung der Befragten auch der jüngeren Generation Vorteile. Im herausfordernden Alltag der heutigen Zeit und der Mehrfachbelastung von Eltern sind Auszeiten willkommen. Die auf dem Spielplatz entstehenden Gespräche zwischen Müttern und Älteren werden von einem Befragten als „Erholung“ für die Eltern bezeichnet, da hier neben dem sehr beherrschenden Thema der Kindererziehung auch andere Inhalte Platz finden würden (vgl. IP1, Z. 385-389). Durch die Lage des kleinen Spielplatzes am Gelände der „Rosa Zukunft“ direkt vor dem Gemeinschaftsraum entsteht die Möglichkeit, das Beaufsichtigende der spielenden Kinder mit dem gemeinsamen Kaffeetrinken mit anderen, auch älteren BewohnerInnen, zu verbinden.

Eltern können durch den Austausch mit der älteren Generation neben deren Erfahrung im Umgang mit Kindern auch vom Wissen über andere Lebensbereiche profitieren. Wie eine Befragte schildert, könnte die Weitergabe von erlebten politischen und gesellschaftlichen Ereignissen bewirken, dass Jüngere kritischer denken und Entwicklungen hinterfragen. Durch das so entstehende Hintergrundwissen könnten junge Menschen ihre Problemlösungskompetenz erheblich verbessern. Denn, so die Befragte weiter, es mache doch einen erheblichen Unterschied, ob man sein Wissen nur aus Büchern bezieht oder doch auch aus authentischen, direkten Erfahrungsberichten von Älteren (vgl. IP6, Z. 430-441).

Die Weitergabe von aus Erfahrung gewachsenen Werten als einen wesentlichen Beitrag, den Ältere für Jüngere leisten könnten, sieht auch ein anderer Befragter als sehr wichtig an. Themen wie Rücksichtnahme aufeinander oder die Frage nach wirklich wesentlichen Dingen im Leben wie Zufriedenheit, könnten bei jungen Menschen dazu beitragen, Sinnhaftigkeit zu erfahren und ihren Einfluss auf aktuelle und zukünftige persönliche und gesellschaftliche Konflikte zu erhöhen (vgl. IP1, Z. 889-905).

Obwohl das Zusammenleben der BewohnerInnen in der „Rosa Zukunft“ zum Zeitpunkt der Befragungen erst gute zwei Jahre besteht, zeigt sich in den Aussagen, dass das Zusammenleben als bereichernd erlebt wird und den

BewohnerInnen offensichtlich mehr Vor- als Nachteile bringt. Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die unterschiedlichen Generationen die Auswirkungen und Begleiterscheinungen des gemeinsamen Lebens und Wohnens als sehr positiv sehen. Aufgrund der Ergebnisse der Befragungen kann jedoch vorsichtig angenommen werden, dass das Zusammenleben, zumindest derzeit noch, mehr Vorteile für die ältere Generation bietet als für die jüngere. Hier kann nur eine längere Laufzeit des Projektes zeigen, ob das Zusammenleben und dessen Auswirkungen auch für die jüngere Generation ähnlichen Gewinn bringen und ob die vorhandenen Ressourcen an Erfahrung, Wissen und Unterstützung der Älteren hilfreich und bedeutsam sein können.

9.6 Resümee

Anhand der Ergebnisse unserer Befragungen konnte ein guter Einblick in die Auswirkungen des gemeinsamen Lebens und Wohnens in der „Rosa Zukunft“ gewonnen werden. Wie sich gezeigt hat, stellen die stattfindenden Angebote das gelungene Zusammenwirken von professioneller Begleitung einerseits und dem Engagement der BewohnerInnen und Generationen andererseits dar. Zudem organisieren sich die Menschen untereinander, vernetzen und unterstützen sich, im Bereich des Generationenwohnens offensichtlich noch mehr als in den anderen Wohnformen. Ihre Einstellungen sind geprägt von Werten wie Interesse, Fürsorge und Einsatzbereitschaft für die Gemeinschaft. Respekt und Toleranz beeinflussen das tägliche Miteinander.

Trotzdem ist der Eindruck entstanden, dass das Zusammenleben insgesamt von strukturell vorgegebenen Themen beeinflusst wird, aus denen sich wesentliche Spannungen zwischen den BewohnerInnen der unterschiedlichen Wohnformen ergeben.

Diese Konflikte zeigen somit keinen generationsbezogenen Charakter. Kontakt und Begegnung unterschiedlicher Generationen finden insgesamt gesehen statt, die Intensität könnte noch gesteigert werden, um den Gewinn daraus erlebbarer zu machen. Jedoch finden sich auch hier Voraussetzungen wie zum Beispiel kaum beeinflussbare gesellschaftliche Rahmenbedingungen, die das

Aufeinandertreffen der BewohnerInnen und Generationen erschweren und somit eher den generationen-internen Kontakt fördern.

Die erst kurze Laufzeit der „Rosa Zukunft“ wurde in den Befragungen sehr oft als möglicher, das Zusammenleben mit allen seinen Möglichkeiten noch einschränkender Faktor genannt. So könnte hier die Hypothese aufgestellt werden, dass intensiverer Kontakt zwischen den BewohnerInnen und Generationen in Zukunft und das Zusammenwachsen dieser dazu beitragen werden, nachteilige Rahmenbedingungen zu kompensieren. Ob sich trotz des kurzen Miteinanders der BewohnerInnen aus der schon beschriebenen gegenseitigen Hilfe und Unterstützung zudem intergenerationelle Lernprozesse entwickeln und welche Rahmenbedingungen dafür wesentlich sind, ist Inhalt des nächsten Abschnitts.

10. Intergenerationelles Lernen innerhalb der „Rosa Zukunft“

Barbara Giustiniani

Dieses Kapitel der Masterarbeit befasst sich mit der Fragen, wie intergenerationelle Lernprozesse innerhalb der „Rosa Zukunft“ gestaltet sind und welche Faktoren diese Prozesse begünstigen oder behindern können. Aus diesem Grund soll auf die von den BewohnerInnen und ExpertInnen wahrgenommene Realität in der „Rosa Zukunft“ Bezug genommen werden.

Weiters werden Angebote aus dem Projekt herausgegriffen, in denen intergenerationelles Lernen potenziell stattfinden kann und mittels theoretischem Hintergrund analysiert. Abschließend wird versucht eine Empfehlung auszusprechen, wie intergenerationelles Lernen gezielter in das Projekt integriert werden kann und dazu einige methodische Vorschläge vorgestellt.

10.1 Kontexte intergenerationellen Lernens

Um feststellen zu können, welche intergenerationellen Lernprozesse innerhalb der „Rosa Zukunft“ stattfinden, war es notwendig mit den BewohnerInnen allgemein in den Austausch darüber zu treten, in welchen Settings sie diese Prozesse bereits beobachten konnten.

Den BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“ sind intergenerationelle Lernprozesse in unterschiedlichen Kontexten bekannt. Als erster und vielleicht natürlichster Kontext ist die Familie zu nennen. Eine Bewohnerin der jungen Generation beschreibt, dass sie sowohl ihre eigenen Eltern, als auch ihre Großeltern als wichtige Anlaufstelle sieht. Die Elterngeneration eher bezogen auf Rat und Unterstützung in Lebenssituationen, die neu und unbekannt sind, die Großelterngeneration eher in Fragen nach historischen Beziehungen durch Erzählungen, wie es früher einmal war. Umgekehrt bietet sie selbst den älteren Generationen ihrer Familie Unterstützung an, wenn es um „moderne“ Themen wie Computer und Internet geht (vgl. IP2, Z. 445-463).

Hier zeigt sich, dass im familiären Kontext die Lernprozesse sowohl von der älteren zur jüngeren Generation ablaufen können, aber auch umgekehrt. Es geht dabei vorrangig um Themengebiete, in denen jemand über mehr Wissen oder Erfahrungen verfügt, die dann an die andere Generation weiter gegeben werden können.

Ein anderer bekannter Kontext in dem intergenerationelles Lernen potenziell stattfinden kann, ist das berufliche Setting. Hier beschreibt ein Bewohner, dass er in seiner Arbeit von den jungen KollegInnen lernen konnte, vor allem was handwerkliche Fähigkeiten betraf (vgl. IP1, Z. 735-737). Eine Bewohnerin, die als Tanzlehrerin arbeitet, wiederum beobachtet das intergenerationelle Lernen nicht direkt auf MitarbeiterInnenebene, sondern bei den Personen, mit denen sie arbeitet. Sie beschreibt:

„Ich sehe das jetzt bei unseren Seniorenkursen. Da kommen oft (Situationen)⁵², da brauchst nur ein bestimmtes Lied spielen und dann fangen sie zum Erzählen an. [...] Das war wie ich den kennengelernt habe oder wie wir dort in der Tanzschule oder da mal Rock´n Roll getanzt haben.“ (IP3, Z. 569-573)

Hier zeigt sich, dass im beruflichen Kontext das Lernen zwischen den Generationen ebenfalls in beiden Altersrichtungen abläuft, wenn ältere KollegInnen junge anlernen, oder umgekehrt die jungen KollegInnen neue Methoden einbringen. Neben der MitarbeiterInnenebene können diese Lernprozesse aber auch im Arbeitsfeld selbst inbegriffen sein. Vor allem dort, wo direkt mit unterschiedlichen Generationen gearbeitet wird, die an ihren Erfahrungen und Erlebnissen teilhaben lassen.

Als letzter und für diese Arbeit interessantester Kontext ist die „Rosa Zukunft“ selbst zu nennen. Eine Expertin beschreibt, dass es für intergenerationelle Lernprozesse Begegnungsräume der Generationen braucht, damit Austausch und Lernen überhaupt stattfinden können. Durch die Gestaltung des Projektes ergeben sich hier mehrere Ebenen. Vorweg zu nennen ist das Generationenwohnen selbst, denn hier ging es ja gezielt um die Durchmischung

⁵² Anmerkung der Verfasserinnen

und das Zusammentreffen der Generationen. Zusätzlich dazu bieten das enge Zusammenleben mit den NachbarInnen hausintern aber auch der Gemeinschaftsraum, als geplanter Begegnungsraum der BewohnerInnen, Möglichkeiten zusammenzukommen und in Interaktion miteinander zu treten (vgl. EX2, Z. 11-16). Eine BewohnerIn schildert als Beispiel das Zusammentreffen bei einer BewohnerInnenversammlung, wo ihre Tochter feststellte, dass es auch BewohnerInnen mit Rollstuhl in der „Rosa Zukunft“ gibt und diese, wenn der Lift nicht funktioniert, nicht aus ihren Wohnungen hinunter können. Die Schlussfolgerung daraus war dann, dass es schon sehr wichtig wäre, dass der immer wieder defekte Lift schnellstmöglich repariert wird, damit sich alle BewohnerInnen wieder uneingeschränkt bewegen können. Dieses Beispiel zeigt, dass alleine durch das Zusammentreffen der Generationen vieles nebenbei gelernt werden kann und es oftmals um Kleinigkeiten geht, die einen Lernprozess auslösen können (vgl. IP2, Z. 372-378).

Allgemein ist zu sagen, dass die „Rosa Zukunft“ als Projekt so gestaltet ist, dass die Generationen zusammenkommen und dadurch auch intergenerationelles Lernen potenziell möglich ist, wenn das gewünscht wird bzw. die BewohnerInnen sich darauf einlassen wollen. Es bietet sich also die Möglichkeit ein neues Lernfeld nutzen zu können, allerdings handelt es sich dabei aber weniger um einen „natürlichen“ Automatismus, wie das innerhalb der Familie oder dem beruflichen Kontext der Fall sein kann. Deshalb braucht es viel mehr Anstoß von außen oder auch Eigeninitiative der BewohnerInnen, damit solche Lernprozesse möglich werden.

10.2 Förderliche Faktoren für intergenerationelles Lernen

10.2.1 Gesprächsbasis und Themen

Als erster Bereich der fördernden Faktoren ist die Gesprächsbasis zu nennen, denn im Rahmen der Interviews hat sich gezeigt, dass es einige Punkte gibt, die helfen können, ein konstruktives Miteinander zu leben.

Damit BewohnerInnen aktiv in den Austausch miteinander gehen können und wollen, bedarf es der Möglichkeit, sich gegenseitig zuerst einmal kennen zu

lernen. Denn das Zusammentreffen und das gegenseitige Erleben sind daran gekoppelt, dass Gespräche und Austausch zwischen den BewohnerInnen stattfinden (vgl. IP2, Z. 477-482 und Z. 349-358).

Eine BewohnerIn meint: „Wenn ich mit jemandem, weiß ich nicht, Probleme, schöne Sachen oder was auch immer reden kann, dann ist das schon mal die halbe Miete. Und alles andere ergibt sich dann.“ (IP5, Z. 515-519)

Aufbauend auf einem gewissen Bekanntheitsgrad zwischen den BewohnerInnen und einer soliden Gesprächsbasis wird es dann erst möglich, unterschiedliche Meinungen zu diskutieren oder auch Konflikte auszutragen. Denn wenn Unterschiede der BewohnerInnen aufeinander treffen, finden Austausch und Auseinandersetzung statt, wodurch sich Lernmöglichkeiten und neue Sichtweisen ergeben können. Gerade wenn Themen persönlich berühren oder schwieriger zu besprechen sind, finden nachhaltige Lernprozesse statt, da die jeweilige persönliche Priorität den Prozess prägt (vgl. EX2, Z.67-75).

Neben dem Kennenlernen und dem Bilden einer Gesprächsbasis, kommt aber auch den gemeinsamen Themen eine große Bedeutung zu. Gemeinsame Interessen führen dazu, dass BewohnerInnen leichter zusammen kommen können. Es bieten sich die Möglichkeiten des Erfahrungsaustausches und des gezielten Fragestellens, wodurch ein voneinander Lernen möglich wird (vgl. IP3, Z. 356-362). Bezogen auf mögliche Themen äußert sich eine Bewohnerin: „Ich glaube, jeder hat Erfahrungen, die er weitergeben kann, weil jeder hat seine Stärken auf seinem Spezialgebiet oder halt einfach auch sein Interessensgebiet.“ (IP3, Z.583-585)

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass erst wenn die Gesprächsbasis ein gewisses „Level“ erreicht hat, das über oberflächlichen Small Talk hinausgeht, die Möglichkeit intergenerationeller Lernprozesse besteht. Neben der jeweiligen persönlichen Wichtigkeit für die BewohnerInnen, kommt auch den Themen an sich große Bedeutung zu, denn sie erleichtern es den unterschiedlichen Generationen Anknüpfungspunkte zu finden und bilden die Grundlage für weitere Gespräche.

10.2.2 Gestaltung von Begegnungsräumen

Ein weiterer großer Bereich, der auf die Qualität des Miteinanders der Generationen Einfluss hat, ist die Gestaltung von Begegnungsräumen und wie Kontaktmöglichkeiten beschaffen sind.

Damit die BewohnerInnen miteinander in Kontakt treten können und dadurch in weiterer Folge eine Basis für intergenerationelles Lernen geschaffen werden kann, braucht es Begegnungszonen, wo man sich treffen kann. In der „Rosa Zukunft“ bieten sowohl der formell geplante Gemeinschaftsraum, als auch weitere informelle Plätze, wie zum Beispiel die Wege oder die Tiefgarage Raum, um sich zu treffen und in den Austausch zu gehen (vgl. EX2, Z. 28-36).

Die Expertin ergänzt die örtlichen Treffpunkte noch um eine weitere Komponente:

„Ich denke mir das wissen wir auch aus der Gemeinwesenarbeit [...], dass die Schaffung von sogenannten Gelegenheitsstrukturen Qualität schafft. Ich gehe nicht hin zu einer Beratungsstelle oder einem Begegnungszentrum [...] wenn ich mich anmelden muss, wenn ich mich verpflichten muss da jetzt zehn oder überhaupt das ganze Jahr dabei zu bleiben. Mache ich schon wenn mir das Thema an sich schon ganz wichtig ist, aber wenn ich zum Beispiel gerade am Weg bin und ich nehme das Beispiel Müll und ich treffe jemanden oder stolpere in den Gemeinschaftsraum hinein, weil da gerade ein Kaffeenachmittag oder eine Bastelrunde [...] ist, dann werde ich da eher dazu finden. Und ich glaube das sind ganz wesentliche Voraussetzungen, Orte, Räume, niederschwellige Angebote zu setzen, damit die Generationen überhaupt zusammen kommen.“ (EX2, Z.36-49)

Diese Aussage zeigt deutlich, dass es neben den Orten zum Austausch selbst auch darauf ankommt, wie diese „Räume“ oder Angebote gestaltet sind. Muss man sich anmelden oder sich zu etwas verpflichten, ohne noch zu wissen, ob man das Angebot weiterhin in Anspruch nehmen möchte, oder kann man unkompliziert dazu stoßen und sich zuerst einmal ein Bild machen. Hier kommt der Niederschwelligkeit eine ganz große Bedeutung zu, denn sie erleichtert den Einstieg in ein Miteinander der Generationen.

Eine Bewohnerin beschreibt in diesem Zusammenhang, dass sie nur wenige Leute aus ihrem Haus kennen gelernt hat und sich kleine, einfache Angebote wünschen würde, die es ihr ermöglichen, mit den anderen BewohnerInnen in Kontakt treten zu können. Sie könnte sich vorstellen, bei handwerklichen Workshops mehr mit anderen in Kontakt zu kommen und die NachbarInnen besser kennen zu lernen (vgl. IP2, Z. 477-482). Ein Bewohner der älteren Generation beschreibt es auch von der einladenden Seite: „Es ist nicht so einfach. Du kannst nicht einfach zum nächsten Block hingehen und anläuten und sagen ‘He da wäre heute etwas, möchtest nicht runter kommen?’ Nein das muss sich einfach ergeben und meistens ergibt es sich, wenn es zwanglos herunter geht.“ (IP1, Z. 310-314)

Neben den Begegnungszonen und der Niederschwelligkeit hat auch die Art des Angebotes Einfluss darauf, ob jemand wieder an einem Angebot teilnehmen möchte bzw. wieder in den Austausch mit den anderen Generationen geht. Ein Interviewpartner beschreibt: „Gesellschaftlich soll es halt sein und lustig.“ (IP1, Z. 583-584)

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich eine förderliche Gestaltung der Begegnungsräume auf drei Ebenen beziehen kann. Als erste Ebene Orte, an denen es möglich ist, zusammenzutreffen und in den Austausch zu gehen. Das können sowohl geplante Begegnungsräume sein, aber auch informell entstandene. Die zweite Ebene bildet die Art und Weise, wie man zum Angebot kommt. Es hat sich gezeigt, dass niederschwellige Angebote ohne Anmeldung oder Verpflichtungen gute Türöffner sein können, um sich gegenseitig kennen zu lernen und daraus ein regelmäßiges Miteinander wachsen zu lassen. Als letzte Ebene ist die Unterhaltsamkeit zu nennen, denn nur wenn die Angebote oder Treffen Spaß machen und die BewohnerInnen für sich selbst etwas davon mitnehmen können, werden sie sich wieder darauf einlassen.

10.2.3 Persönliche Einstellung und Werte

Neben der Beschaffenheit der Angebote und einer stabilen Gesprächsbasis zwischen den BewohnerInnen, braucht es aber auch gewisse Einstellungen oder Haltungen, um sich auf das Miteinander und den Austausch einlassen zu

können. Hierbei handelt es sich um sehr persönliche Eigenschaften, die die BewohnerInnen mitbringen oder sich wünschen, damit intergenerationelles Lernen einfacher ablaufen kann.

Als wohl wichtigste Basis für den intergenerationellen Austausch ist das Interesse an den anderen Generationen und ein wertschätzender Umgang miteinander zu nennen. Zusätzlich hilfreich sind auch Offenheit und Neugierde für das, was die andere Generation mitbringt, denn alle BewohnerInnen haben ihre eigenen Lebensgeschichten und Erfahrungen gemacht und können diese aktiv in den Austausch einbringen (vgl. EX2, Z. 393-395 und Z.383-390). Eine Bewohnerin ergänzt:

„Da ist eine gewisse Bereitschaft da, sich aufeinander einzulassen. Dass nicht jeder rausgeht bei der Türe und sagt, der andere ist mir wurscht. [...] Ein gewisses Interesse am anderen, dass man eben sagt, ja, oder dass ich interessiert bin wer wohnt da mit mir, ich meine man muss ja nicht deswegen mit jedem gleich Freund sein, aber, dass ich sage, dass ich daran interessiert bin.“ (IP4, Z. 496-501)

Auch die Bereitschaft der BewohnerInnen diese spezielle Wohnform mitzutragen, kann den intergenerationellen Austausch fördern. Denn wenn statt pessimistischem Schimpfen über zum Beispiel die „lauten“ Kinder, eine positive Auseinandersetzung zwischen den Generationen stattfindet, können alle Beteiligten daraus Neues lernen (vgl. IP4, Z. 506-509).

Wie in allen zwischenmenschlichen Beziehungen ist es wichtig, dass diese von gegenseitigem Respekt geprägt sind, in diesem ganz speziellen Fall nicht nur den Personen selbst gegenüber, sondern auch den jeweiligen Lebensformen. Denn jede Generation hat ihre Besonderheiten und Eigenheiten, die es im Zusammenleben als große Einheit zu respektieren gilt. Hier bietet sich allerdings auch ein großes Lernfeld, denn durch die Unterschiede und der Auseinandersetzung mit diesen, können ein neues Verständnis und andere Sichtweisen generiert werden (vgl. EX2, Z. 398-412 / IP1, Z. 549-554).

Fasst man die wichtigsten Eigenschaften in Bezug auf die Einstellung zusammen, so lassen sich Offenheit und Interesse den anderen Generationen

gegenüber als wichtigste Eigenschaften hervorheben. Die Bereitschaft sich auf die Verschiedenartigkeit der Generationen einlassen zu können und sich mit diesen aktiv auseinander zu setzen, kann dazu führen, dass intergenerationelle Lernprozesse möglich werden.

Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass es einige Faktoren gibt, die das intergenerationelle Lernen in der „Rosa Zukunft“ fördern können. Sie beziehen sich sowohl auf eine organisatorische Ebene, was das zur Verfügung stellen von Begegnungsräumen und die Angebotsgestaltung anbelangt, aber auch auf eine persönliche Ebene. Hier kommt es darauf an, mit welcher Grundhaltung die BewohnerInnen aufeinander zugehen, auf das aktive Bilden einer Gesprächsbasis zueinander und den Austausch zwischen den Generationen, was Erfahrungen und auch Meinungen betrifft.

10.3 Hinderliche Faktoren für intergenerationelles Lernen

Neben den förderlichen Faktoren für das intergenerationelle Lernen konnten aus den Interviews mit den BewohnerInnen und auch ExpertInnen auch hinderliche Faktoren herausgearbeitet werden. In einem groben Überblick beziehen sich diese auf die Zeit bzw. Prioritätensetzung, die Angebotsgestaltung, die Kontaktstruktur zwischen den BewohnerInnen und deren persönliche Einstellung im Bezug auf das Miteinander Leben und Lernen.

10.3.1 Zeit, Prioritäten und Projektdauer

Als einer der hinderlichen Faktoren ist die Zeit zu nennen, denn damit intergenerationelle Austauschprozesse stattfinden können, braucht es Raum und Zeit zur Begegnung der Generationen. Bezogen auf die Zeit unterscheiden sich die Generationen durch ihre möglichen Ressourcen, aber auch durch ihre persönlichen Prioritätensetzung⁵³. Daraus ergeben sich unterschiedliche Möglichkeiten zum Austausch.

Als erstes möchten wir auf die zeitlichen Ressourcen der BewohnerInnen eingehen, hier wird deutlich, dass es klare Unterschiede zwischen der

⁵³ vgl. Kapitel 8.3.2 dieser Arbeit

berufstätigen, jungen Generation und den meist schon pensionierten, älteren BewohnerInnen gibt. Bezogen auf die jüngere Generation zeigt sich, dass deren Lebenswelt davon geprägt ist berufstätig zu sein. Die langen Arbeitszeiten und die immer intensiver werdenden Anforderungen belasten die Jungen zunehmend. Hinzu kommen dann meist noch die Verpflichtungen der Kinderbetreuung und Erziehung, weshalb der Alltag immer schwieriger zu bewältigen wird und kaum Zeit für andere Dinge übrig bleibt (vgl. IP6, Z. 443-448). Eine Expertin beschreibt:

„Ja also ich erlebe die jungen Damen und Herren, die Kinder im kleinen Alter haben, eigentlich immer nur gehetzt. Ja weil sie Kinder in den Kindergarten bringen, dann selber zur Arbeit, dann irgendwie einkaufen, kochen, dann ja es ist wenig Zeit, ich glaube auch wenig Zeit für die Familien.“ (EX1, Z. 594-597)

Im Vergleich dazu können sich die BewohnerInnen der älteren Generation ihre Zeit meist frei über den Tag hinweg einteilen, weshalb es ihnen leichter fällt, an den Angeboten der „Rosa Zukunft“ teilzunehmen. Zusätzlich können ältere BewohnerInnen die Verpflichtungen, die sie eingehen, meist freier wählen, als das bei den jungen, berufstätigen BewohnerInnen der Fall ist.

Neben der zeitlichen Komponente ergeben sich, wie bereits in einem vorherigen Kapitel beschrieben, durch unterschiedliche Lebensprioritäten auch unterschiedliche Möglichkeiten, die Veranstaltungen zu besuchen. Ein Vertreter der jungen Generation beschreibt:

„Bei uns ist es halt leider des Öfteren so, dass wir nicht können, weil einfach wir beide beruflich ziemlich eingespannt sind und deswegen die Zeit ein wenig eng ist und dann, wenn ich Zeit habe, meine Kinder sagen [...] nein sie wollen nicht, sie wollen lieber Radfahren gehen, dann gehe ich nicht her und sage, da ist heute Erzählcafé.“ (IP5, Z. 716-718)

Vor diesem Hintergrund ist recht einfach zu erklären, warum bei vielen Veranstaltungen der „Rosa Zukunft“ meist nur BewohnerInnen der älteren Generation anzutreffen sind, denn oftmals kommen die Jungen gerade erst von der Arbeit oder sind noch dort (vgl. IP4, Z. 272-276). Daraus resultiert in

weiterer Folge, dass es durch den Mangel an Durchmischung der Generationen weniger zu intergenerationellem Austausch kommt.

Im Vergleich zu den Berufstätigen der jungen Generation, zeigt sich aber, dass von der jüngeren Generation vor allem Familien mit kleinen Kindern, die aufgrund der Betreuung zuhause sind, mehr Möglichkeiten zum Austausch in der „Rosa Zukunft“ haben, da sie mehr Zeit in der Anlage verbringen und somit leichter in Kontakt treten können (vgl. IP3, Z. 675-683).

Als weiterer Punkt die Zeit betreffend ist die Projektdauer zu nennen, denn das Projekt wurde erst im Dezember 2013 eröffnet, woraus sich eine noch recht kurze Zeit des Zusammenlebens der BewohnerInnen ergibt. Das bedeutet, dass die BewohnerInnen noch nicht zu einer richtigen Gemeinschaft zusammenwachsen konnten, denn anfangs sind die BewohnerInnen mit sich selbst und dem Einrichten ihrer Wohnungen beschäftigt. Es steht zuerst das eigene Ankommen im Vordergrund, bevor man nach Außen in den Kontakt zu den NachbarInnen geht. (vgl. IP4, Z. 774-779).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass den zeitlichen Ressourcen aber auch dem Setzen von Prioritäten eine große Bedeutung zukommt, denn wenn keine Zeit zur Verfügung steht oder sie sich nicht genommen wird, findet auch kein Miteinander der Generationen und in weiterer Folge auch keine Möglichkeit für intergenerationelles Lernen statt. Hervorzuheben ist, dass vor allem durch die Berufstätigkeit und das familiäre Leben, die junge Generation andere Prioritäten setzen muss, als es die ältere Generation tun kann, weshalb sie auch seltener an den Veranstaltungen teilnehmen kann.

10.3.2 Angebotsgestaltung

Neben der zeitlichen Komponente kann es auch durch die Gestaltung der Angebote zu Hindernissen für den intergenerationellen Austausch kommen. Meist beziehen sich diese auf die terminliche oder inhaltliche Gestaltung der Veranstaltungen.

Auf der terminlichen Ebene ist zu vermerken, dass abhängig davon, wann die Veranstaltungen angesetzt sind, entweder eher die ältere Generation oder die jüngere Generation teilnimmt. So ist es nicht verwunderlich, dass die älteren BewohnerInnen eher vormittags und nachmittags teilnehmen, während die jungen BewohnerInnen meist nur Veranstaltungen am Abend nach der Arbeit besuchen können (vgl. IP3, Z. 245-254). Diese Tatsache erklärt auch, warum die Generationen bei den Veranstaltungen eher unter sich bleiben und es zu weniger intergenerationellen Austausch kommt.

Neben der terminlichen Komponente kommt es sehr stark darauf an, was bei den Veranstaltungen geboten wird, denn junge BewohnerInnen und Kinder verfolgen teilweise andere Interessen, als die älteren BewohnerInnen der „Rosa Zukunft“. Aus diesem Grund ist es bei der Planung und Gestaltung der Angebote wichtig, die Interessen und Bedürfnisse beider Generationen im Auge zu behalten. Ideal wäre es, wenn sich eine Art Gleichgewicht herstellen kann, sodass sich alle Generationen angesprochen fühlen und deshalb gemeinsam teilnehmen (vgl. IP4, Z. 282-287). Beispielsweise hat sich gezeigt, dass Vorträge über chinesische Ernährung oder Traditionelle Chinesische Medizin (TCM) bei der jungen Generation oder Kindern weniger Interesse geweckt haben, weshalb sie auch weniger teilgenommen haben. Allgemein wägen die BewohnerInnen vor der Veranstaltung ab, was ihnen dort geboten wird und ob es ihren Interessen entspricht, daraus ergibt sich dann die Entscheidung für oder gegen eine Teilnahme (vgl. IP4, Z. 291-296).

Zusätzlich merkt ein Bewohner an: „Und ich darf auch keinem Menschen den Eindruck vermitteln, dass er sich dazu gezwungen fühlt dahin zu gehen. Das soll lustig sein, das soll ein lustiges Beisammensitzen sein.“ (IP1, Z. 932-944) Hier zeigt sich, dass auch die Art und Weise des Beisammenseins von großer Bedeutung ist, je zwangloser die Treffen sind, desto einfacher fällt es, sich dazu zu gesellen und Anschluss zu finden.

Ein weiterer Punkt, der im Zusammenhang mit der Angebotsgestaltung steht, ist die Tatsache, dass die Veranstaltungen der „Rosa Zukunft“ oft auch in

Konkurrenz zu den privaten Freizeitaktivitäten der BewohnerInnen stehen. So wird zum Beispiel die Silvesterfeier nicht besucht, wenn eine eigene ausgerichtet wird oder die Kinder entscheiden, lieber Fahrradfahren zu gehen oder auf den Spielplatz, statt an einer Veranstaltung teilzunehmen. Ein Bewohner erzählt: „Dass ich selber auch eher seltener dabei bin, weil wir das Glück haben, dass wir einen Seegrund haben und sind da natürlich.“ (IP1, Z. 305-310)

Auch die Kinderbetreuung während der Veranstaltungen ist ein Punkt, der möglicherweise hinderlich für eine Teilnahme sein kann. Denn wenn die junge Generation an den Veranstaltungen teilnehmen möchte, so muss diese oftmals zuerst klären, wer sich um die Beaufsichtigung der Kinder kümmern kann oder ob diese dabei sein können. Es kann auch passieren, dass die Babysitter auf die man sich sonst setzen würde, selbst an dem Angebot teilnehmen möchten, was es dann für die Jungen nochmals komplizierter macht, teilzunehmen (vgl. IP6, Z. 387-391).

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die terminliche Gestaltung der Aktivitäten direkten Einfluss auf die Teilnahme der BewohnerInnen hat. Vor allem dann, wenn auch Berufstätige oder Eltern teilhaben wollen, müssen die Zeiten passend gewählt werden. Wichtig ist weiter, welche Inhalte geboten werden und ob für alle Altersgruppen geeignete Veranstaltungen initiiert werden, die deren Interessen treffen⁵⁴.

Auch die Konkurrenz zu privaten Freizeitaktivitäten sowie die Frage nach der Kinderbetreuung können sich als hinderlich für einen Besuch des Angebotes der „Rosa Zukunft“ herausstellen.

10.3.3 Kontaktstrukturen und Einstellungen

Neben der zeitlichen Komponente und der Gestaltung der Angebote spielt auch die Art und Weise, wie die BewohnerInnen untereinander Kontakte pflegen, eine große Rolle dabei, wie intergenerationelles Lernen zustande kommen kann. Hier geht es aber nicht nur um die Art der Kontakte, sondern auch um die

⁵⁴ vgl. Kapitel 4.2 dieser Arbeit

Einstellungen, mit der die BewohnerInnen sich auf intergenerationelle Prozesse einlassen.

Damit intergenerationelles Lernen möglich wird, ist es notwendig, dass die BewohnerInnen eine Gesprächsbasis entwickeln, die über lockeren, ungezwungenen Small Talk hinausgeht. Denn erst, wenn tiefer gehende Gespräche geführt werden oder auch verschiedene Meinungen aufeinander treffen, werden intergenerationelle Lernprozesse begünstigt (vgl. IP4, Z. 685-691). Hierzu kann ergänzt werden, dass die Kontakte natürlich auch von Sympathien geprägt sind, denn mit manchen BewohnerInnen kommt man eher zusammen, mit anderen weniger. Ist jemand sympathisch, dann werden sich die Gespräche eher weiter entwickeln, als wenn jemand unfreundlich oder distanziert wirkt und es dadurch beim höflichen Grüßen bleibt (vgl. IP5, Z. 338-340).

Ein weiterer hinderlicher Einflussfaktor ist, dass vor allem die junge Generation eher Rat und Unterstützung bei gleichaltrigen Personen sucht, weil sie sich in derselben Lebenssituation befinden wie sie selbst. Außerdem werden eher FreundInnen befragt, bevor man dazu übergeht NachbarInnen oder Bekannte zu fragen (vgl. IP4, Z. 703-707). Ähnlich ist es oft auch bei großen Veranstaltungen, bei denen sich alle Generationen durchmischen könnten, eine Bewohnerin erzählt:

„Sie haben jedes Jahr ein Sommerfest gemacht, bei solchen Terminen treffen dann [...] aber witzigerweise sitzen dann trotzdem an den Tischen die Leute zusammen, die sonst auch miteinander zusammen sitzen. Weil ich glaube, das sind mittlerweile eher so Grüppchen, die sich gebildet haben, von sage ich jetzt einmal 4-5 Einheiten, die sich halt relativ gut kennen untereinander.“ (IP3, Z. 259-264)

Hier zeigt sich, dass dort, wo sich bereits BewohnerInnen kennen gelernt haben oder auch schon eine bessere Basis vorhanden ist, man leichter wieder zusammen trifft. Man bleibt eher unter sich. Sich einer Gruppe von Personen, die sich schon alle kennen, als Neuer anzuschließen, kann ein recht großes Hindernis sein, weshalb eine Durchmischung bei so großen Veranstaltungen schwieriger sein kann als bei kleineren Veranstaltungen.

Neben den Kontaktstrukturen spielen auch die persönlichen Einstellungen eine große Rolle, ein Bewohner schildert:

„Das ist ein Prinzip, das wir hatten und das bleibt auch so. Ist einfach eine Grundeinstellung zu sagen, okay, ich verlasse mich nicht auf irgendjemand anderen bezüglich der Betreuung meiner Kinder. Ich time mir das so, dass es ohne Fremdunterstützung geht. Es kann immer sein, dass jemand krank wird, dass jemand einfach ein Problem hat, wenn ich das dann darauf aufgebaut habe, dann bekomme ich ein Problem. Deshalb mache ich es aus Prinzip nicht, man könnte es machen, wird auch gemacht, aber ich mache es nicht.“ (IP5, Z. 97-103)

Dieses Beispiel zeigt, dass auch aus rationalen Überlegungen heraus, Kontakte oder Möglichkeiten mit anderen BewohnerInnen zusammen zu treffen ausgeschlagen werden, da es organisatorische Folgen haben könnte, wenn man sich letztlich auf das Gegenüber doch nicht verlassen kann.

Außerdem lässt sich hier ein weiterer hinderlicher Faktor festmachen, dadurch, dass BewohnerInnen ihre eigenen Bedürfnisse in den Vordergrund stellen und auch nicht für das Miteinander davon ein Stück weit abweichen wollen, kann es zu Schwierigkeiten in den Austauschprozessen kommen, denn entweder finden diese dadurch nicht statt oder sie werden blockiert (vgl. IP2, Z. 422-423).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sowohl die eigene Einstellung aber auch fehlendes In-Kontakt-Treten mit den Angehörigen anderer Generationen dazu führen, dass intergenerationelles Lernen behindert wird. Hier bräuchte es gezielte Möglichkeiten, die BewohnerInnen niederschwellig zusammen zu bringen, damit ein erster Grundstein geschaffen werden kann, auf dem sich Gesprächsbasen für weiteren Austausch entwickeln können. Auch die Bedeutung von Offenheit gegenüber den MitbewohnerInnen aber auch das Empathisch-Sein für die Bedürfnisse und Einstellungen der anderen ist notwendig, damit der Austausch begünstigt werden kann.

Betrachtet man die hinderlichen Faktoren, so zeigt sich, dass diese oft auch das Gegengewicht zu den bereits genannten förderlichen Faktoren bilden können.

Um diese ausräumen zu können, braucht es teilweise einen genaueren Blick auf den organisatorischen Rahmen, vor allem, was die zeitlichen Bedürfnisse der BewohnerInnen betrifft, als auch die Gestaltung der einzelnen Angebote. Auf Ebene der Kontakte oder persönlichen Einstellungen kann es notwendig sein, auf die dahinter liegenden persönlichen Gründe einfühlsam einzugehen. Dadurch kann es möglich werden, dass eingefahrene Einstellungen und Haltungen vielleicht etwas aufgebrochen werden können, das muss allerdings nicht immer möglich sein.

10.4 Angebote der „Rosa Zukunft“ im intergenerationellen Setting

In diesem Kapitel sollen die Angebote der „Rosa Zukunft“ herausgegriffen werden, in denen ein Potenzial für intergenerationelles Lernen gesehen wird. Diese werden kurz vorgestellt und anhand der Matrix von Julia Franz analysiert, um ihr Potenzial für den intergenerationellen Austausch aufzeigen zu können.

Durch Verknüpfung der drei möglichen Generationenbegriffe⁵⁵ zu den möglichen intergenerationellen Lernmöglichkeiten ergeben sich unterschiedliche Gestaltungsvarianten, wie die Angebote in der Praxis umgesetzt werden sollten, damit sie möglichst förderlich für den intergenerationellen Austausch sind.

Franz entwirft in diesem Zusammenhang folgende Matrix:

	Voneinander-Lernen	Miteinander-Lernen	Übereinander-Lernen
Genealogischer Generationenbegriff	a.	b.	c.
Pädagogischer Generationenbegriff	d.	e.	f.
Historisch-soziologischer Generationenbegriff	g.	h.	i.

(Originalgrafik, Franz 2014, S. 52)

Nachdem sich die Angebote der „Rosa Zukunft“ weder auf das Lernen innerhalb der Familienabfolge beziehen, noch auf Gesellschaftsgruppen, sind in

⁵⁵ vgl. Kapitel 2.1 dieser Arbeit

dieser Analyse vor allem die Bereiche des pädagogischen Generationenbegriffes von Bedeutung.

10.4.1 Pädagogisches Voneinander-Lernen

Bei dieser Form des intergenerationellen Lernens treffen Personen aus unterschiedlichen Generationen aufeinander, durch ihr unterschiedliches Ausmaß an Erfahrung in bestimmten Bereichen entsteht im Austausch ein Lernprozess, bei dem eine Generation den lehrenden Part übernimmt und die andere den lernenden (vgl. Franz 2014, S. 62).

In der „Rosa Zukunft“ finden sich vor allem drei Angebote, die dieser Kategorie der Lernmöglichkeiten zugeordnet werden könnten.

Beim ersten Angebot handelt es sich um einen TechnikerInnenstammtisch, der im Zusammenhang mit der SMART GRID Technologie einiger Wohneinheit steht. Deren BewohnerInnen haben zur Steuerung ihres Stromverbrauches und den verwendeten Energieressourcen eigene Tablets bekommen, mit denen sie Einstellungen für ihre Wohneinheit vornehmen können.

Nachdem es aber vor allem für die ältere Generation nicht selbstverständlich ist, mit der modernen Technologie umgehen zu können und auch immer wieder Fehlbedienungen stattfanden, fand ein regelmäßiger TechnikerInnenstammtisch statt. Neben einem Techniker, der von den ProjektpartnerInnen gestellt wurde, waren auch BewohnerInnen der unterschiedlichen Generationen anwesend. So konnte der Umgang mit den Tablets vor allem von der jungen Generation an die ältere vermittelt werden (vgl. EX1, Z. 522-535).

Als zweites Angebot kann der Computerworkshop gesehen werden, hier kamen durch einen Vortrag ältere und jüngere BewohnerInnen thematisch zusammen. Daraus ergab sich die Möglichkeit, dass die ältere Generation, die mit ihren technischen Geräten oder gewissen Abläufen Probleme hatte (z.B. Laptop Nutzung, Emails schreiben, etc.), sich Hilfe bei der jungen Generation holen konnte. Ein nebenbei abgelaufener Lernprozess war, dass sich herausstellte, dass der jungen Generation die meisten modernen Abläufe völlig

selbstverständlich von der Hand gehen, während die älteren BewohnerInnen Schritt für Schritt lernen müssen, wie die Dinge gemacht werden und zumeist auch mehr Zeit brauchen, bis diese Abläufe verständlich werden (vgl. IP1, Z. 806-832).

Beide Beispiele können als eine Art Mentoring Projekte angesehen werden, bei denen Menschen mit unterschiedlichem Wissen oder Fähigkeiten zusammenkommen. Der/die MentorIn vermittelt der „unwissenden“ Person ihre/seine Fähigkeiten und das notwendige Wissen. Ziel ist es, dass durch das Voneinander-Lernen die unwissende Person im Prozess ihr Wissen und ihre Fähigkeit erweitern kann. Wichtig aus pädagogischer Sicht ist, die geeigneten MentorInnen und Lernenden zusammen zu führen und im Austausch beide Seiten zu begleiten (vgl. Franz 2014, S. 63).

Ein weiteres Beispiel für pädagogisches Voneinander-Lernen war das Vorlesen. Hierzu kamen BewohnerInnen der älteren und jüngeren Generation zusammen, wobei die ältere Generation diejenige war, die vorgelesen hat (vgl. IP4, Z. 383-385). Hier zeigt sich, dass es nicht immer um Lernen als solches geht, sondern auch informelle Lernprozesse, die sich bei den Angeboten ergeben, von großer Bedeutung sein können. So können hier Vorlesetechniken abgeschaut werden, Kinder in ihrer Entwicklung beobachtet und ihre Bedürfnisse näher kennengelernt werden oder viel banaler, der Inhalt einer Geschichte führt zum gemeinsamen Lernen.

Durch die Interviews zeigte sich, dass es trotz pädagogischer Begleitung schwierig sein kann Mentoring-Prozesse fair zu gestalten. Denn oftmals fällt es der jüngeren Generation schwer, das Wissen und die Ratschläge der älteren Generation positiv anzunehmen (vgl. IP6, Z. 570-576). Umgekehrt kann es sich allerdings auch als schwierig herausstellen, Situationen so zu gestalten, dass auch junge BewohnerInnen als MentorInnen fungieren können und die Angehörigen der älteren Generation sich auf diesen Prozess positiv einlassen.

10.4.2 Pädagogisches Miteinander-Lernen

Beim pädagogischen Miteinander-Lernen treffen BewohnerInnen unterschiedlicher Generationen zusammen, die über verschiedene Erfahrungen in bestimmten Bereichen verfügen. Verbindend bei dieser Lernform ist das Thema, zu dem sich die Beteiligten mit ihren Erfahrungen gemeinsam austauschen und dadurch Neues lernen können (vgl. Franz 2014, S. 66).

Neben den thematischen Angeboten, die in der „Rosa Zukunft“ gesetzt werden, wie zum Beispiel Bauchtanzen oder gemeinsames Kekse backen, die dazu führen, dass die Generationen in den Austausch miteinander gehen können, fallen vor allem zwei Themenbereiche auf, bei denen Miteinander-Lernen denkbar wäre.

Als erster ist der Garten als verbindendes Element zu nennen. Denn sowohl die junge als auch die ältere Generation können unterschiedliche Erfahrungen zu diesem Thema gesammelt haben. Im gegenseitigen Austausch ist es denkbar, dass Wissen und Fähigkeiten erweitert werden können (vgl. IP6, Z. 355-357).

Ähnlich kann es beim zweiten Bereich, den Hausmitteln und Tipps zur Kindererziehung sein. Bei diesem Thema sollte allerdings darauf geachtet werden, dass ein Wechsel in eine Voneinander-Lernsituation rasch passieren kann und sich die junge Generation möglicherweise bevormundet fühlen könnte. Dadurch, dass die unterschiedlichen Generationen diese Themenbereiche unterschiedlich wahrnehmen ist ein Austausch darüber gut möglich, wobei von der älteren Generation alte Hausrezepte eingebracht werden könnten, während die Jungen eher moderne Einstellungen mitbringen (vgl. IP4, Z. 696-703).

Aus pädagogischer Sicht wäre es von Vorteil diese Art des Austausches zu begleiten, damit alle Generationen gleichermaßen am Austausch teilhaben und kein Wechsel zum Voneinander-Lernen passiert. Wichtig wäre es auch, die Veranstaltungen so zu planen, dass sowohl Alt als auch Jung für sich etwas mitnehmen können, denn die Herausforderung kann hier sein, dass die beiden Gruppen überhaupt zusammengebracht werden (vgl. Franz 2014, S. 68).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Miteinander-Lernen in der „Rosa Zukunft“ durchaus stattfindet, aber in den meisten Fällen nebenbei, in altersgemischten Veranstaltungen zu gewissen Themen und nicht als intendierter Prozess. Wäre dies gewünscht, bräuchte es eine aktive Begleitung durch die Wohnkoordinatorin, um die genannten Schwierigkeiten vermeiden zu können.

10.4.3 Pädagogisches Übereinander-Lernen

Bei dieser Form des Lernens stehen die Lebenserfahrung und die biografischen Erlebnisse im Mittelpunkt des Austausches zwischen den Generationen. So können die Erfahrungen zu bestimmten Themen oder Entwicklungen aus unterschiedlichen Perspektiven gegenübergestellt werden und daraus entstehen die eigentlichen Lernprozesse (vgl. Franz 2014, S. 68f).

Betrachtet man nun die Angebote der „Rosa Zukunft“, wird schnell klar, dass diese Form des Lernens eher selten initiiert wird, sondern eher zufällig neben den „anderen“ Veranstaltungen stattfindet. Am ehesten noch lässt sich das Erzählcafé dieser Lernform zuordnen.

Zu dieser Veranstaltung treffen sich jeden Freitagnachmittag BewohnerInnen aller Generationen, von Kindern bis zu PensionistInnen, die sich zu bestimmten Themen austauschen. Im Vordergrund stehen hier die vielfältigen Erfahrungen und unterschiedlichen Meinungen der BewohnerInnen, die aufeinander treffen und dadurch Lernprozesse anstoßen (vgl. IP6, Z. 191-193). Eine Bewohnerin erzählt: „Dass man ganz viel voneinander lernt, wie es früher war, wie es jetzt ist, was sich geändert hat.“ (IP2, Z. 361-362) Als ein spannendes Beispiel für den thematischen Austausch im Rahmen des Erzählcafés kann die Auseinandersetzung über den Staatsfeiertag angesehen werden. Hier konnten die BewohnerInnen der jungen Generation von der älteren Generation erfahren, welche Bedeutung der Staatsfeiertag früher hatte und wie dieser zelebriert wurde. Besonders interessant wurde es dadurch, dass auch „alte alte“ BewohnerInnen teilgenommen haben und ihre Erfahrungen schilderten, dadurch konnten auch Angehörige der älteren Generation noch Neues bezüglich Zeitgeschichte dazu lernen (vgl. IP6, Z. 375-387).

Der Rahmen des Erzählcafés wird sehr offen und hauptsächlich von den BewohnerInnen selbst gestaltet, so werden zum Beispiel Geschichten vorgelesen, Reiseberichte ausgetauscht oder auch musikalische Oldies-Nachmittage veranstaltet (vgl. IP6, Z. 282-290).

Im Vergleich zur etwas lockerer gelebten Variante der „Rosa Zukunft“ beschreibt Franz, dass es die Intention des Erzählcafés ist, dass durch das Erzählen aber auch durch das Erzählt-Bekommen von verschiedenen Lebensgeschichten Lernprozesse angestoßen werden sollen. Für die aufeinander treffenden Generationen bietet es die Möglichkeit, das Gegenüber zu den gemachten Erfahrungen zu befragen aber auch selbst Erlebtes zum Thema einzubringen (vgl. Franz 2014, S. 129).

Insgesamt zeigt sich, dass hinter dem Gedanken des Erzählcafés in der „Rosa Zukunft“ durchaus die Absicht stehen könnte, dass die Generationen in den biografischen Austausch miteinander treten und etwas übereinander lernen. Der offene und eher locker gestaltete Rahmen kann aber dazu führen, dass diese Intention nicht immer umgesetzt werden kann. Umgekehrt kann die ungezwungene Atmosphäre während der Erzählcafés dazu führen, dass es überhaupt erst zu einem gut durchmischten Angebot für alle Generationen kommt und deshalb diese Gestaltungsform beizubehalten ist.

10.5 Gezielte Integration von intergenerationellem Lernen

Blickt man auf die vorherigen Kapitel zurück, so wird deutlich, dass die „Rosa Zukunft“ per se nicht als intergenerationelles Lernprojekt gesehen werden kann, sondern vielmehr den Fokus auf ein gelingendes Zusammenleben der Generationen legt. Soll dem Lernen der Generationen eine größere Bedeutung zukommen, dann könnte sowohl durch Veränderungen an den Rahmenbedingungen aber auch durch gezielte methodische Veranstaltungen dem intergenerationellen Lernen mehr Raum gegeben werden.

Dieses Kapitel versucht für ein Mehr an intendiertem intergenerationellem Lernen Vorschläge, sowohl den organisatorischen Rahmen als auch mögliche Methoden betreffend, zu geben

10.5.1 Didaktische Orientierung - theoretischer Hintergrund

Im Zusammenhang mit der didaktischen Planung von intergenerationellem Lernen gibt es unterschiedliche Möglichkeiten, wonach sich die verwendeten Methoden orientieren können. Um für die „Rosa Zukunft“ gezielt Vorschläge machen zu können, ist es wichtig den Zusammenhang von Orientierung und Methode zu verstehen, weshalb diese hier kurz vorgestellt werden:

Als erste ist die Orientierung an der Biografie zu nennen, dabei stehen die verschiedenen Lebenserfahrungen der Beteiligten im Mittelpunkt des Lernprozesses. Die Angehörigen der unterschiedlichen Generationen sind dabei jeweils die ExpertInnen ihrer eigenen Lebensgeschichte, durch das Bereitstellen dieser, werden Lernprozesse des Übereinander-Lernens ermöglicht. Methodisch werden die Angehörigen der jungen und älteren Generation dazu angeleitet, Einblicke ihrer Lebenswelten zu teilen und geschichtliche Ereignisse gemeinsam zu reflektieren (vgl. Antz et al 2009, S. 28ff).

Eine weitere Orientierung der Methoden richtet ihren Blick auf den Sozialraum, hierbei werden die vorhandenen Strukturen und Netzwerke in der Umgebung für den Lernprozess genutzt. Die Beteiligten der Lernprozesse setzen sich aktiv mit den Strukturen im Gemeinwesen auseinander, dadurch können spezifische Einrichtungen für bestimmte Lebensphasen identifiziert werden und der Austausch darüber führt zum gemeinsamen Lernen. Bei dieser Orientierung des Lernens können kommunale Themen, sowie die Nutzung des öffentlichen Raumes aufgegriffen werden (vgl. Antz et al 2009, S. 30ff).

Die nächste Orientierung stellt die Interaktion zwischen den Generationen in den Mittelpunkt. Hier geht es vor allem darum, den Dialog zwischen junger und alter Generation zu fördern und Perspektivenwechsel zu ermöglichen. Die Vielfalt der Beteiligten und ihre Erfahrungen sollen als Potenzial genutzt und mögliche Konflikte oder Vorurteile konstruktiv aufgearbeitet werden. Damit diese Formen der Lernprozesse positiv gestaltet werden können, ist auf ein Miteinander, geprägt von Offenheit und positiver Grundhaltung zu achten, denn

dadurch kann das Miteinander-Lernen der Generationen gefördert werden (vgl. Antz et al 2009, S. 33f).

Bei der Partizipationsorientierung steht die Mitbestimmung der Generationen im Vordergrund. Von großer Bedeutung ist es, dass ein gleichberechtigtes Miteinander methodisch angeleitet wird, bei dem die thematischen Schwerpunkte aller Beteiligten gleiche Bedeutung haben. Daraus sollen gemeinsame Schwerpunkte herausgearbeitet werden, die von allen TeilnehmerInnen getragen werden können. Dabei soll der Effekt über das reine Lernen miteinander in der Gruppe noch hinausgehen und sich auch auf einer politischen und gesellschaftlichen Ebene auswirken. Es geht darum, die Generationen zu einer aktiven Mitgestaltung anzuleiten, die geprägt ist von persönlicher Motivation und gemeinsamen Gestalten (vgl. Antz et al. 2009, S.34f).

Eine weitere Orientierung stellt die Aktionsorientierung dar, bei der gemeinsames Tun und Gestalten der Generationen im Vordergrund stehen. Durch gemeinsame Projekte und aktivierende Methoden wird es möglich, dass die Generationen durch Miteinander-Handeln Neues erlernen können. Das Gemeinsam-Tun führt außerdem dazu, dass neue Fähigkeiten und Sichtweisen generiert werden können (vgl. Antz et al. 2009, S. 36f).

Als letzte Orientierung ist die Reflexionsorientierung zu nennen, hierbei steht die Reflexion der kooperativ gemachten Lernprozesse im Mittelpunkt. Es geht dabei vor allem darum, sowohl die eigenen als auch die Erfahrungen der Gruppe, zusammen nachzubearbeiten und dadurch die gemachten Erfahrungen zu vertiefen. Hier soll der Raum geboten werden positive Erlebnisse zu reflektieren aber auch Konflikte offen anzusprechen (vgl. Antz et al. 2009, S.38).

Die genannten Orientierungen zeigen, dass durch die Anwendung unterschiedlicher Methoden innerhalb der intergenerationellen Lernprozesse verschiedene Schwerpunkte vorgenommen werden können, je nachdem

welche Effekte erzielt werden sollen. Das ist allerdings auch davon abhängig, wie weit das Miteinander der Generationen bereits fortgeschritten ist und welche Prozesse innerhalb der lernenden Gruppe bereits erfolgt sind.

10.5.2 Implementierungsablauf intergenerationellen Lernens

Betrachtet man das intergenerationelle Lernen innerhalb der „Rosa Zukunft“ so zeigt sich, dass spezifisch für diesen Bereich kein begleiteter Prozess etabliert wurde, sondern Lernen bisher, falls überhaupt, eher nebenher bei den Veranstaltungen stattgefunden hat. Im Folgenden soll eine Idee zur Implementierung näher vorgestellt werden, bei der die erarbeiteten förderlichen und hinderlichen Faktoren berücksichtigt werden.

10.5.2.1 Kennenlernen und Einstieg

Nachdem die BewohnerInnen die Wichtigkeit des Kennenlernens und einer positiven Gesprächsbasis hervorgehoben haben⁵⁶, wäre es von Vorteil bei diesem Punkt anzusetzen. In diesem Zusammenhang wäre es vorstellbar, regelmäßige „Come together“ Veranstaltungen zu organisieren, bei denen die unterschiedlichen Generationen ungezwungen zusammenkommen können und intergenerationelle Lernprozesse von Seiten der Wohnkoordinatorin angeregt werden sollen. Die pädagogische Begleitung spielt in intergenerationellen Lernprozessen eine wichtige Schlüsselrolle, da durch diese alle Beteiligten gleichermaßen Berücksichtigung finden und die Prozesse, falls notwendig angestoßen oder gesteuert werden können.

Auf organisatorischer Ebene wäre es wichtig, die hinderlichen Faktoren soweit wie möglich auszuräumen:

Ein erster wesentlicher Punkt wäre, Termine zu finden, die es sowohl der jungen als auch der älteren Generation ermöglichen, an den Veranstaltungen teilzunehmen. Denkbar wäre hierzu, dass Termine anfangs zeitlich oder auch wochentags flexibel gestaltet werden, damit sich im Austausch mit den BewohnerInnen zeigen kann, welche Zeiten und Tage sich als günstig erweisen. Die Veranstaltung selbst sollte so organisiert werden, dass sie regelmäßig stattfindet und den BewohnerInnen die Möglichkeit bietet, leicht

⁵⁶ vgl. Kapitel 10.2.1 dieser Arbeit

dazu zu stoßen. Innerhalb dieser Regelmäßigkeit wäre es möglich, dass sich intergenerationelle Lernprozesse langsam und schrittweise etablieren können.

Am Anfang der Veranstaltung sollten Methoden stehen, die ein Kennenlernen der TeilnehmerInnen ermöglichen, hier werden zwei Beispiele kurz vorgestellt:

Bei der ersten Übung „Alle die...“ (Antz et al. 2009, S.54) handelt es sich um eine Methode, bei der ein lockeres Kennenlernen der Generationen ermöglicht wird, ohne dass sich die Personen selbst vorstellen müssen. Dies passiert vielmehr durch Zuordnung zu bestimmten Merkmalen, die von der anleitenden Person erfragt werden (Beispiel: „Alle die bereits in Pension sind/ alle die älter sind als ...“). Durch diese Zuordnung kann nicht nur die klassische Vorstellungsrunde ersetzt, sondern können auch Gemeinsamkeiten oder Unterschiede zwischen den TeilnehmerInnen sichtbar gemacht werden (vgl. Antz et al. 2009, S.54).

Eine zweite Methode des Kennenlernens wäre „Einstieg mit Gegenständen“ (Antz et al. 2009, S. 66). Hierbei werden im Raum verschiedene Gegenstände verteilt. Die TeilnehmerInnen suchen sich jeweils einen davon aus, der für sie passend erscheint. Im Anschluss berichten alle, warum sie den jeweiligen Gegenstand ausgewählt haben oder was sie damit verbinden. Dadurch können die TeilnehmerInnen recht leicht motiviert werden, sich einzubringen, außerdem bietet die Methode Anknüpfungspunkte, wenn spezielle Gegenstände gewählt werden, die sich bestimmten Altersgruppen oder Generationen zuordnen lassen (vgl. Antz et al. 2009, S. 54).

Um den Einstieg möglichst niederschwellig zu gestalten⁵⁷ wäre es denkbar, dass bei den ersten Terminen zwanglos bei Kaffee und Kuchen zusammen gekommen wird und nur ein bis zwei Aktionen gesetzt werden, die den gemeinsamen Prozess in Gang setzen. Die Phase des Kennenlernens kann unterschiedlich viel Zeit in Anspruch nehmen und auch, wenn sich die TeilnehmerInnengruppe stark verändert hat, wiederholt werden.

⁵⁷ vgl. Kapitel 10.2.2 dieser Arbeit

10.5.2.2 Intergenerationelle Prozesse anregen

Nachdem die Hürde des Kennenlernens genommen ist und sich auch die organisatorischen Themen nach und nach geklärt haben, wird es möglich sein intensiver intergenerationell zu arbeiten.

Unserer Meinung nach wären in der „Rosa Zukunft“ vor allem die Orientierung im Hinblick auf Biografie oder Partizipation besonders spannend. Aus diesem Grund haben wir eher Methoden ausgewählt, die in diese Richtung arbeiten.

Im Zusammenhang mit der Biografieorientierung wäre die Etablierung von begleiteten Erzählcafés, bei denen versucht wird, den konzeptionellen Rahmen möglichst zu halten, eine gute Methode, dass die Generationen über einander lernen können. Zu einem späteren Zeitpunkt könnten auch biografische Interviews zu einer tieferen Auseinandersetzung führen.

Beim Erzählcafé handelt es sich um eine Methode, bei der die TeilnehmerInnen über Ereignisse aus ihrem Leben berichten und gemeinsam Sichtweisen und Wahrnehmungen teilen. Sowohl dem Erzählen, als auch dem Hören kommen große Bedeutungen zu, da beides reflexive Prozesse in Gang setzen kann. Bezogen auf den Ablauf können entweder Personen als ZeitzeugInnen fungieren oder aber die Gruppe tauscht sich zu einem bestimmten Ereignis aus. Nachdem die Situationen geschildert wurden, bleibt Zeit für Fragen und Auseinandersetzung mit dem Gehörten. Besonders wichtig bei dieser Methode ist, dass der gemeinsame Prozess moderiert wird und genügend Zeit bleibt, um den Austausch für alle Beteiligten gut abschließen zu können (vgl. Antz et al. 2009, S. 69).

Wenn sich die Gruppe bereits besser kennt und auch die Offenheit da ist, sich intensiver auszutauschen, bietet es sich an, biografische Interviews zu führen. Dabei werden paarweise Gespräche geführt, bei denen eine Seite die Fragen stellt und die andere darauf antwortet. Geleitet werden die Gespräche von einer Ursprungsfrage, zu der immer wieder zurückgekehrt werden kann, wenn das Interview in eine Sackgasse läuft. Durch die Fragen kann behutsam auf die biografischen Erlebnisse der jeweils befragten Person eingegangen werden und

eine direkte Auseinandersetzung mit dem Gehörten stattfinden. Die Einstiegsfragen sollten von Seiten der Moderation vorgegeben werden und drehen sich um spezifische Themen oder Lebensabschnitte über die die TeilnehmerInnen berichten sollen (vgl. Antz et al. 2009, S. 59).

Die partizipative Orientierung erscheint vor allem deshalb interessant, da die „Rosa Zukunft“ das Ziel verfolgt, dass die BewohnerInnen möglichst selbstbestimmt und eigeninitiativ ihr Zusammenleben gestalten. Auch in diesem Zusammenhang können einige intergenerationelle Methoden den Prozess unterstützen:

Als erste Methode ist die „Blümchenwiese“ zu nennen, bei der es darum geht, in Kleingruppen gemeinsam Themen zu bearbeiten, mit der Möglichkeit zwischen den einzelnen Gruppen zu wechseln. Allgemein werden am Beginn die verschiedenen Themen kurz vorgestellt und die TeilnehmerInnen können frei wählen, wo sie mitarbeiten möchten. Auch während dem Prozess selbst kann gewechselt werden, wodurch alle für sich entscheiden können, an welchen Prozessen sie sich beteiligen wollen und wie intensiv. Eine Variation dieser Methode wäre es, ThemenleiterInnen für die einzelnen Gruppen zu bestimmen, damit das Arbeiten strukturiert ablaufen kann, obwohl die TeilnehmerInnen dauernd wechseln können (vgl. Antz et al. 2009, S. 60).

Im Zusammenhang mit der Programmgestaltung und der Mitbestimmung in der „Rosa Zukunft“ könnten so durchaus fruchtbare Prozesse sowohl auf intergenerationeller Ebene stattfinden, als auch für die Projektgestaltung selbst. Die Methode an sich bietet Raum, eigene Interessen zu fördern und wichtige Themen gemeinsam zu bearbeiten, aber auch durch die Funktion als ThemenleiterIn die Möglichkeit selbst eingebrachte Themen weiter zu gestalten. Dadurch könnten neue Ideen von mehreren BewohnerInnen bearbeitet werden, was das Hängenbleiben an einer einzelnen Person und das mögliche Scheitern vermindern könnte.

Als zweite Methode möchten wir gerne die „Fishbowl“ vorstellen, bei dieser steht die Diskussion der TeilnehmerInnen im Mittelpunkt. Zu einem bestimmten Thema wird von einer kleinen Gruppe (innerer Kreis) an TeilnehmerInnen eine Diskussion gestartet, rund herum können die anderen die Diskussion verfolgen und jederzeit mit jemandem aus der Diskussionsrunde den Platz tauschen, um sich selbst einzubringen. Durch verschiedene Varianten (einige Diskussionsplätze können nicht ausgetauscht werden oder ab Beginn ist der innere Kreis völlig unbesetzt) lassen sich Diskussionsrunden unterschiedlich gestalten und an die Themen anpassen. Eine Moderation ist nicht notwendig, kann aber helfen, Prozesse zu begleiten, denn mit dieser Methode lassen sich sehr gut auch gegensätzliche Meinungen oder auch Konflikte ausdiskutieren (vgl. Antz et al. 2009, S.74f).

Gerade durch den Fokus der unterschiedlichen Generationen, aber auch der möglichen Konflikte durch das enge Zusammenleben dieser, bietet diese Methode viel Spielraum, Lernprozesse innerhalb der „Rosa Zukunft“ zu fördern oder anzustoßen.

10.5.2.3 Ausblick intergenerationelles Lernen in der „Rosa Zukunft“

Wie auch das generative Zusammenleben Zeit braucht, um sich einzuspielen, glauben wir auch, dass es Zeit brauchen würde, bewusste, intergenerationelle Lernprozesse in die „Rosa Zukunft“ zu integrieren. Vor allem aber braucht es Begleitung, damit neben dem Austausch und den Themen, die gemeinsam behandelt werden, auch Konflikte und Spannungen ausreichend Raum zur Bearbeitung bekommen. Aus diesem Grund würden wir den Bereich des intergenerationellen Lernens nicht in die Selbstorganisation der BewohnerInnen legen. Denkbar wäre es aber auf lange Sicht gesehen über ein PatInnensystem einzelne BewohnerInnen zu befähigen, diese Prozesse an Stelle der Wohnkoordinatorin anzuleiten. Dazu wäre es notwendig, eine Einschulung bezogen auf die möglichen Methoden, die Begleitung von Gruppenprozessen sowie den Umgang mit Konflikten zu erarbeiten.

10.6 Fazit zu intergenerationellem Lernen in der „Rosa Zukunft“

Blickt man auf das Kapitel zurück, wird schnell klar, dass intergenerationelles Lernen nicht im Fokus des Konzeptes der „Rosa Zukunft“ liegt und deshalb

eher zufällig und ungerichtet in kleinem Rahmen stattfindet. Daraus lässt sich schließen, dass nur aus dem Versuch, die Generationen einander wieder näher zu bringen, nicht automatisch Lernen zwischen diesen stattfinden muss. Vorrangig hat das damit zu tun, welche persönlichen Einstellungen die BewohnerInnen mitbringen und ob sie sich darauf einlassen können und wollen, generationsübergreifende Bekanntschaften aufzubauen, die über nachbarschaftlichen Small-Talk hinaus gehen. Denn den Grundstein intergenerationellen Lernens bildet das Miteinander von Jung und Alt sowie der Austausch der verschiedenen Generationengruppen. Die Basis für intergenerationellen Austausch braucht allerdings Zeit für Entwicklung, hierfür sind eine Projektdauer von ca. zwei Jahren gekoppelt mit dem Thema Wohnen und Umzug noch zu kurz, um vermehrt intensive Beziehungen hervorbringen zu können. Die Schwierigkeit, Alt und Jung terminlich zu Veranstaltungen zusammenzubringen, zeigt, dass die BewohnerInnen zwar schätzen, in einem Generationenprojekt zu wohnen, es darüber hinaus aber weiterhin individuelle Aufgaben und Interessen gibt, die verfolgt werden. Das dadurch entstehende Abwägen der Prioritäten trifft vergleichsweise eher die junge Generation, die dadurch häufiger die intergenerativen Angebote hinten anstellt, als dies bei der älteren Generation der Fall ist.

Unserer Meinung nach geht es dabei viel weniger um die Planung der Wohnkoordinatorin an sich, als um die persönliche Motivation und aktive Entscheidung der Einzelnen an den gesetzten Angeboten teilzunehmen. Denn durch die Interviews hat sich gezeigt, dass die junge Generation sehr wohl an Veranstaltungen teilnimmt, allerdings eher an solchen, bei denen sie persönlich offensichtlicher profitieren kann (z.B. Kindersachenflohmarkt etc.).

Betrachtet man die vorhandenen Begegnungsräume in der „Rosa Zukunft“, die Raum für intergenerationelles Lernen bieten, zeigt sich, dass durch das architektonische Konzept in Verbindung mit dem soziologischen Konzept ein Rahmen geschaffen wurde, der für ein Miteinander der Generationen als sehr fruchtbar bezeichnet werden kann. Darüber hinaus haben sich völlig natürlich informelle Begegnungsräume ergeben, die dazu beitragen, dass die Chancen, zusammen zu kommen, noch gesteigert werden. Auch die bunte Palette an Angeboten, sowohl von der Wohnkoordinatorin initiiert als auch durch die

BewohnerInnen selbst, bietet eine vielfältige Basis, auf der intergenerationelle Prozesse entstehen oder aufgebaut werden können. Hier braucht es eventuell mehr Bewusstsein, ob intergenerationelles Lernen als gezielter Prozess gewünscht ist, denn dann könnte dieser als ein Angebot von vielen in die „Rosa Zukunft“ integriert werden.

Abschließend lässt sich festhalten, dass durch die Projektgestaltung der „Rosa Zukunft“ sehr wohl intergenerationelles Lernen stattfindet, aus den unterschiedlichen genannten Gründen allerdings nicht wie angenommen automatisch in einer reichen Vielfalt, sondern eher als kleine Nebenerfolge des Projektes. Das Stattfinden dieser ist zum einen auf die sozialpädagogische Begleitung durch die Wohnkoordinatorin, die dazu beiträgt, dass die Generationen zusammen kommen, und zum anderen auf die persönliche Motivation der BewohnerInnen, sich auf ein positives Miteinander einzulassen, zurückzuführen.

Falls es innerhalb des Projektes erwünscht wäre dem intergenerationellen Lernen mehr Raum zu geben, bräuchte es zuerst ein Konzept, wie diese Prozesse ein- und später weitergeführt werden sollen. Um den Fokus des Lernens zwischen den Generationen innerhalb dieser Veranstaltungen zu wahren, ist es notwendig, dass eine dauerhafte pädagogische Begleitung der Generationen gewährleistet wird. Die Wohnkoordinatorin bräuchte dafür aber zusätzliche Zeitressourcen, damit Vorbereitung, Durchführung und regelmäßige Fortbildungen in diesem Bereich, neben den bereits vielfältig bestehenden Aufgaben möglich werden.

11. Resümee

Ziel unserer Studie war es herauszufinden, ob intergenerationelles Lernen im Kontext des Generationenwohnens der „Rosa Zukunft“ stattfindet, unter welchen Voraussetzungen dies geschieht und welche Auswirkungen sich auf die BewohnerInnen ergeben.

Im Forschungsprozess hat sich gezeigt, dass nicht automatisch, nur weil es sich um ein Generationenwohnen handelt, intergenerationelles Lernen in einem hohen Maß stattfindet. In der „Rosa Zukunft“ speziell finden sich zwar generationenübergreifende Lernelemente, doch bilden sie eher eine Randerscheinung, als dass sie gezielt gefördert werden. Dies scheint aus unserer Sicht vor allem daran zu liegen, dass das intergenerationelle Lernen konzeptionell nicht verankert ist und der Fokus mehr auf einem guten, nachbarschaftlichen Miteinander liegt. Aus den Interviews ergibt sich, dass dieses Ziel - soweit es den Bereich des Generationenwohnens betrifft - erreicht wurde und das Konzept in Hinblick darauf als durchaus gelungen definiert werden kann.

Die allgemeinen Rahmenbedingung sowohl auf baulicher Ebene als auch auf jener der professionellen Begleitung sind derart gestaltet, dass durchaus Platz für gezieltes intergenerationelles Lernen gegeben ist. Dies würde allerdings einerseits eine Adaptierung des Konzeptes notwendig machen, damit der Gedanke des Lernens zwischen den Generationen auch theoretisch verankert ist. Andererseits bräuchte es aus unserer Sicht zudem eine Analyse der der Wohnkoordination zur Verfügung stehenden Arbeitszeit. Weiters ist auch anzumerken, dass - selbst wenn sich sowohl das Diakoniewerk Salzburg als auch die Wohnbaugenossenschaften zu einer konzeptionellen Änderung entschließen könnten - eine Umsetzung in erster Linie an das Interesse und den Beteiligungswillen der BewohnerInnen gebunden ist. Einige Befragte gaben übereinstimmend an, dass derzeit vor allem der Kontakt innerhalb einer Generation häufiger zustande kommt und intergenerationelle Zusammentreffen einen eher kleineren Raum einnehmen. Hier wäre die Entwicklung von

generationsübergreifenden Konzepten von Seiten der sozialpädagogischen Begleitung notwendig, um alle BewohnerInnen gleichermaßen einbinden zu können.

Abgesehen vom direkten Fokus auf intergenerationelle Lernprozesse hat der Forschungsprozess Zugang zu Ergebnissen ermöglicht, die vermuten lassen, dass sie für das Lernen zwischen den Generationen zumindest untergeordnet eine hinderliche Rolle spielen könnten. Im Rahmen der Befragungen wurden zwei Kritikpunkte thematisiert, die den BewohnerInnen am Herzen zu liegen scheinen. Zum einen ist das ein konzeptionell verankertes Ungleichgewicht zwischen den MieterInnen und den EigentümerInnen, das sowohl die Inanspruchnahme der Wohnkoordination und den finanziellen Beitrag dafür betrifft, als auch die bessere Wohnlage der günstigen, geförderten Wohnungen. Zum anderen ergibt sich eine mangelnde Teilnahmebereitschaft einzelner BewohnerInnen, die den Schluss zulässt, dass die Zustimmung zum intergenerationellen Konzept und das Versprechen, sich einzubringen, möglicherweise nur als Mittel zum Zweck zur Erlangung eines leistbaren Wohnraumes gesehen wurde. Vor allem der Konfliktherd zwischen den MieterInnen und EigentümerInnen, der in den Interviews einen vergleichsweise großen Teil eingenommen hat, führte im Laufe der Zeit zu einem Entstehen von Eigengruppen und einem „Wir gegen die anderen“ - Denken. Eine Gleichstellung von MieterInnen und EigentümerInnen in Bezug auf die Rahmenbedingungen für künftig neu zu gestaltende Wohnprojekte würde diesen Konflikt vielleicht im Vorfeld schon gar nicht entstehen lassen und vermutlich ein harmonischeres Zusammenleben der BewohnerInnen der einzelnen Wohnformen ermöglichen.

Durch unseren Grundberuf ist für uns natürlich auch die sozialpädagogische Begleitung von großem Interesse und hier zeigt sich möglicherweise eine Diskrepanz zwischen dem soziologischen Konzept und dem tatsächlichen Bedarf an professioneller Unterstützung. Die Arbeit der Wohnkoordination ist konzeptionell so verankert, dass im Vorfeld sehr viel Hilfestellung zu leisten ist, diese aber im Laufe der Zeit reduziert werden soll und Handlungsstränge nach

und nach in die Eigenverantwortung der BewohnerInnen übergehen. Aus den Interviews sowohl mit den Expertinnen als auch mit den BewohnerInnen wird allerdings der Ruf nach einer höheren Stundenverpflichtung der Wohnkoordination laut, da die anfallende Arbeit in der zur Verfügung stehenden Zeit nicht adäquat erledigt werden kann. Dadurch, dass dies zu keiner Zeit Forschungszweck war, können wir hierzu keine gesicherten Angaben machen, aber es lässt sich der Vorschlag formulieren, sich in diesem Feld mit den genauen Möglichkeiten und Zukunftsvorstellungen noch einmal genauer auseinanderzusetzen.

In den Befragungen wurde immer wieder darauf hingewiesen, gewisse, gut fundierte Auskünfte aufgrund der kurzen Laufzeit des Projektes von zwei Jahren noch nicht erteilen zu können. Aus diesem Grund erscheint es uns sehr interessant, eine weitere Studie in einigen Jahren zu initiieren bzw. durchzuführen, um zu erfahren, ob sich grundlegende Veränderungen in Bezug auf intergenerationelles Lernen ergeben haben.

Trotz der Tatsache, dass intergenerationelles Lernen in der „Rosa Zukunft“ eindeutig als Nebeneffekt auftritt, sind wir grundsätzlich der Ansicht, dass Generationenwohnprojekte das Miteinander und das soziale Leben fördern und zukünftig aufgrund der demografischen Entwicklung immer mehr an Bedeutung gewinnen werden. Traditionelle Familienstrukturen sind in den letzten Jahrzehnten deutlich in den Hintergrund gerückt und werden nun auf neue Art und Weise wiederentdeckt. Generationenwohnprojekte bieten eine gute Basis für intergenerationelles Lernen und wir hoffen, dass dieses Potenzial zukünftig noch besser genutzt wird, damit das wertvolle Wissen, das jede Generation zweifellos zu unterschiedlichen Themen beitragen kann, weitergegeben und angewendet wird.

Literaturangaben

Ahmadi, Pegah / Kolland, Franz (2010): Bildung und aktives Altern. Bewegung im Ruhestand, 1. Auflage, Bielefeld, W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co.

Antz, Eva-Maria / Franz, Julia / Frieters, Norbert / Scheunpflug Annette (2009): Generationen lernen gemeinsam. Methoden für die intergenerationelle Bildungsarbeit, Band 2, 1. Auflage, Bielefeld, W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG.

Amann, Anton (2004): Die großen Alterslügen. Generationenkrieg, Pflegechaos, Fortschrittsbremse?, 1. Auflage, Wien - Köln - Weimar, Böla.

Bartels, Inken (2001): Generation X. Zum inflationären Gebrauch des Begriffes „Generation“ im aktuellen Mediendiskurs, in: Tiemann, Laura: Generationstheorien, in: Vokus (2005), Heft 2, Universität Hamburg, S. 31-49.

Bertram, Hans (2000): Die verborgenen familiären Beziehungen in Deutschland. Die multilokale Mehrgenerationenfamilie, in: Kohli, Martin / Szydlik, Marc (Hrg.): Lebenslauf – Alter – Generation. Generationen in Familie und Gesellschaft. Generationstheorien, Band 3, 1. Auflage, Opladen, Leske + Budrich, S. 97-121.

Binne, Heike / Teske, Irmgard (2014): Mehrgenerationenhäuser in der Tradition der Gemeinwesenarbeit, in: Gerzer-Sass, Annemarie / Lange, Andreas / Teske, Irmgard (Hrsg.): Handbuch Intergeneratives Arbeiten. Perspektiven zum Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser, 1. Auflage, Opladen, Berlin & Toronto, Verlag Barbara Budrich, S. 199-209.

Buck, Günther (1989): Lernen und Erfahrung. Epagogik, Zum Begriff der didaktischen Induktion, 3. Auflage, Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Duden (2004): Die deutsche Rechtschreibung. Band 1, 23. Auflage, Mannheim, Bibliographisches Institut & F.A. Brockhaus AG.

Düx, Wiebken / Sass, Erich (2005): Lernen in informellen Kontexten. Lernpotenziale in Settings des freiwilligen Engagements, in: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Volume 8, Issue 3, S. 394-411.

Ekert, Bärbel / Ekert, Christiane (2010): Psychologie für Pflegeberufe, 2. Auflage, Stuttgart & New York. Georg Thieme Verlag KG.

Franz, Julia (2010): Intergenerationelles Lernen ermöglichen. Orientierungen zum Lernen der Generationen in der Erwachsenenbildung, 1. Auflage, Bielefeld. W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG.

Franz, Julia (2014): Intergenerationelle Bildung. Lernsituationen gestalten und Angebote entwickeln. 1. Auflage. Bielefeld. W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG.

Franz, Julia / Frieters, Norbert / Scheunpflug, Annette / Tolksdorf, Markus / Antz, Eva-Maria (2009): Generationen lernen gemeinsam. Theorie und Praxis intergenerationaler Bildung, Band 1, 1. Auflage, Bielefeld, W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG.

Gess, Christopher (2014): Programmkern und Nachhaltigkeit des Aktionsprogramms Mehrgenerationenhäuser aus Sicht der Wirkungsforschung, in: Gerzer-Sass, Annemarie / Lange, Andreas / Teske, Irmgard (Hrg.): Handbuch Intergeneratives Arbeiten. Perspektiven zum Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser, 1. Auflage, Opladen, Berlin & Toronto, Verlag Barbara Budrich, S. 259-270.

Greger, Birgit R. (2001): Generationenarbeit. 1. Auflage, Quedlinburg, Urban & Fischer Verlag.

Höpflinger, Francois (1999): Generationenfrage. Konzepte, theoretische Ansätze und Beobachtungen zu Generationenbeziehungen in späteren Lebensphasen, 1. Auflage, Lausanne, INAG.

Jureit, Ulrike (2006): Generationenforschung. 1. Auflage, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH.

Kohli, Martin / Künemund, Harald (2000): Alter und gesellschaftliche Partizipation als Thema der Soziologie, in: Becker, Susanne / Veelken, Ludgar / Wallraven, Klaus Peter (Hrg.): Handbuch Altenbildung. Theorie und Konzepte für Gegenwart und Zukunft, 1. Auflage, Opladen, Leske + Budrich, S. 94-106.

Kytir, Josef (2009): Demografische Entwicklung, in: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hrg.): Hochaltrigkeit in Österreich. Eine Bestandsaufnahme, 2. Auflage, Wien, S. 41–69.

Lepsius, M. Rainer (2005): Kritische Anmerkungen zur Generationenforschung, in: Jureit, Ulrike / Wildt, Michael (Hrg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, 1. Auflage, Hamburg, Hamburger Edition, S. 45-52.

Liebau, Eckart (Hrg.) (1997): Das Generationenverhältnis. Über das Zusammenleben in Familie und Gesellschaft, in: Franz, Julia / Frieters, Norbert / Scheunpflug Annette / Tolksdorf, Markus / Antz Eva-Maria: Generationen lernen gemeinsam. Theorie und Praxis intergenerationeller Bildung, Band 1, 1. Auflage, Bielefeld, W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG.

Liegle, Ludwig / Lüscher, Kurt (2004): Das Konzept des „Generationenlernens“, in: Zeitschrift für Pädagogik, Heft 1, 50. Jg., S. 38-55.

Lüscher, Kurt (2005): Ambivalenz. Eine Annäherung an das Problem der Generationen, Die Aktualität der Generationenfrage, in: Jureit, Ulrike / Wildt,

Michael (Hrg.): Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs, 1. Auflage, Hamburg, Hamburger Edition, S. 53-78.

Majce, Gerhard / Rosenmayr, Leopold (2005): Generationensolidarität in Österreich 2005. Empirisch-soziologische Untersuchung der Altersforschung in Österreich, Wien, Ludwig Boltzmann Institut für Sozialgerontologie und Lebenslaufforschung.

Mannheim, Karl (1928): Das Problem der Generationen, in: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 7, S. 157-184.

Oelkers, Jürgen (Hrsg.) (2011): John Dewey. Demokratie und Erziehung, Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik, 5. Auflage, Weinheim & Basel, Beltz Verlag.

Peuckert, Rüdiger (2005): Familienformen im Sozialen Wandel. Lehrbuch, 6. Auflage, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Peuckert, Rüdiger (2007): Zur aktuellen Lage der Familie, in: Ecarius (Hrg.): Handbuch Familie, 1. Auflage, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 36-56

Pichler, Barbara (2010): Aktuelle Altersbilder. „Junge Alte“ und „alte Alte“, in: Aner, Kirsten / Karl, Ute (Hrg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter, 1. Auflage, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 415-425.

Röhrle, Bernd (2014): Partnerschaft, Kooperation und Solidarität als Voraussetzung für eine gelingende Vernetzung eines intergenerativen sozialen Settings, in: Gerzer-Sass, Annemarie / Lange, Andreas / Teske, Irmgard (Hrsg.): Handbuch Intergeneratives Arbeiten. Perspektiven zum Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser, 1. Auflage, Opladen, Berlin & Toronto, Verlag Barbara Budrich, S. 217-231.

Roloff, Juliane (2005): Die alternde Gesellschaft. Ausmaß, Ursachen und Konsequenzen, in: Breit, Gotthard (Hrg.): Die alternde Gesellschaft, 1. Auflage, Schwalbach/Ts. WOCHENSCHAU Verlag, S. 13-52.

Rosenbaum, Heidi (2011): Zwischen Konflikt und Solidarität. Generationenbeziehungen im 20. Jahrhundert, in: Mohrmann, Rutz-E. (Hrg.): Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Band 118, 1. Auflage, Münster, Waxmann GmbH, S. 11-33.

Rosenmayr, Leopold (2007): Schöpferisch Altern. Eine Philosophie des Lebens, 1. Auflage, Wien – Berlin - Münster, LIT Verlag.

Roß, Paul-Stefan / Tries, Hille (2014): Verschiedenheit ist bereichernd. Vom Benefit intergenerativer Angebote, in: Gerzer-Sass, Annemarie / Lange, Andreas / Teske, Irmgard (Hrsg.): Handbuch Intergeneratives Arbeiten. Perspektiven zum Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser, 1. Auflage, Opladen, Berlin & Toronto, Verlag Barbara Budrich, S. 165-176.

Schipfer, Rudolf Karl (2005): Der Wandel der Bevölkerungsstruktur in Österreich, Auswirkungen auf Regionen und Kommunen, Österreichisches Institut für Familienforschung, Papers Nr. 51/2005.

Schulte, Elke (2009): Mehrgenerationenwohnen. Eine Antwort auf die Herausforderungen des demographischen und sozialen Wandels? 1. Auflage, Hamburg, Diplomica Verlag GmbH.

Schulz-Nieswandt, Frank / Köstler, Ursula / Langenhorst, Franic / Marks, Heike (2012): Neue Wohnformen im Alter. Wohngemeinschaften und Mehrgenerationenhäuser, 1. Auflage, Stuttgart, Kohlhammer.

Schulte, Elke (2009): Mehrgenerationenwohnen. Eine Antwort auf die Herausforderungen des demographischen und sozialen Wandels?, in: Gerzer-Sass, Annemarie / Lange, Andreas / Teske, Irmgard (Hrsg.): Handbuch

Intergeneratives Arbeiten. Perspektiven zum Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser, 1. Auflage, Opladen, Berlin & Toronto, Verlag Barbara Budrich, S. 245-255.

Tews, Peter (2012): Die „neuen“ Alten. Ergebnis des Strukturwandels des Alters, in: Karl, Fred (Hrg.): Das Altern der „neuen“ Alten. Eine Generation im Strukturwandel des Alters, 1. Auflage, Berlin, LIT Verlag Dr. W. Hopf, S. 23-40.

Weischer, Christoph (2007): Demografischer Wandel, in: Fuchs-Heinritz, Werner / Lautmann, Rüdiger / Rammstedt, Otthein / Wienold, Hanns (Hrg.): Lexikon zur Soziologie, 4. Auflage, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 125.

Wienold, Hanns (2007): Demografie, in: Fuchs-Heinritz, Werner / Lautmann, Rüdiger / Rammstedt, Otthein / Wienold, Hanns (Hrg.): Lexikon zur Soziologie. 4. Auflage, Wiesbaden, VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 124-125.

Zinnecker, Jürgen (2003): Das Problem der Generationen. Überlegungen zu Karl Mannheims kanonischem Text, in: Reulecke, J. (Hrg.): Generationalität und Lebensgeschichte im 20. Jahrhundert, in: Gall, L. (Hrg.): Schriften des Historischen Kollegs, 1. Auflage, München, Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, S. 33-58.

Internetquellen

Baierl, Andreas / Neuwirth, Norbert (2011): Zur Entwicklung der Familienstrukturen in österreichischen Privathaushalten, in: Neuwirth, Norbert (Hrg.): Familienformen in Österreich. Stand und Entwicklung von Patchwork- und Ein-Eltern-Familien in der Struktur der Familienformen in Österreich, Nr. 7 | 2011, Wien, Österreichisches Institut für Familienforschung, S. 13-32. http://www.oif.ac.at/fileadmin/OEIF/Forschungsbericht/fb_07_familienformen.pdf am 17.08.2016

Destatis, Statistisches Bundesamt (2016): Europa in Zahlen. <https://www.destatis.de/Europa/DE/Thema/BevoelkerungSoziales/Bevoelkerung/AeltereMenschen.html> am 26.05.2016

Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (o.J.): Aktionsprogramm Mehrgenerationenhäuser II. <http://www.mehrgenerationenhaeuser.de/aktionsprogramm/was-ist-das-aktionsprogramm/> am 05.05.2016

Büscher, Andreas / Emmert, Stefanie / Hurrelmann, Klaus (2009): Die Wohnvorstellungen von Menschen verschiedener Altersgruppen, Bielefeld, Institut für Pflegewissenschaft an der Universität Bielefeld (IPW). <https://www.uni-bielefeld.de/gesundhw/ag6/downloads/ipw-141.pdf> am 17.08.2016

Dohmen, Günther (2001a): Das informelle Lernen. Die internationale Erschließung einer bisher vernachlässigten Grundform menschlichen Lernens für das lebenslange Lernen, Bonn, Bundesministerium für Bildung und Forschung. http://www.werkstatt-frankfurt.de/fileadmin/Frankfurter_Weg/Fachtagung/BMBF_Das_informelle_Lernen.pdf am 16.05.2016

Himmelbauer, Leo (2015): Wohnen. Nicht Wien ist teuer, sondern Salzburg und Innsbruck, Wirtschaftsblatt. http://wirtschaftsblatt.at/home/life/immobilien/4713351/Mieten_Nicht-Wien-ist-teuer-sondern-Salzburg-und-Innsbruck am 14.09.2016

Kolland, Franz (2011): Wandel der Gesellschaft und die Zukunft der Pflege. NÖ Patienten- und Pflegeanwaltschaft, Laut gedacht, Wegweiser zur Umsetzung der Patientenrechte, Oktober 2011 (Niederösterreich). http://www.patientenanwalt.com/download/Wandel_der_Gesellschaft_Zukunft_Pflege_Prof_Kolland_Expertenletter_Pflege.pdf am 19.07.2016

Meese, Andreas (2005): Lernen im Austausch der Generationen. Praxissondierung und theoretische Reflexion zu Versuchen intergenerationaler Didaktik.

www.diezeitschrift.de/22005/meese0501.pdf am 16.05.2016

Neuwirth, Norbert / Georg Wernhart (2011): Stellenwert der Familientypen – Indikatoren des Wertewandels, in: Neuwirth, Norbert (Hrg.): Familienformen in Österreich. Stand und Entwicklung von Patchwork- und Ein-Eltern-Familien in der Struktur der Familienformen in Österreich, Nr. 7 | 2011, Wien, Österreichisches Institut für Familienforschung, S. 36-46. http://www.oif.ac.at/fileadmin/OEIF/Forschungsbericht/fb_07_familienformen.pdf am 17.08.2016

Österreichische Raumorientierungskonferenz (2016): ÖROK–Regionalprognosen 2014 – Bevölkerung.

http://www.oerok.gv.at/fileadmin/Bilder/2.Reiter-Raum_u._Region/2.Daten_und_Grundlagen/Bevoelkerungsprognosen/Prognose_2014/%C3%96ROK-Bev%C3%B6lkerungsprognose_Kurzfassung_final.pdf am 23.06.2016

Rosa Zukunft (o.J.a): Soziologisches Konzept. Hochwertig und zukunftsweisend.

<http://www.rosazukunft.at/soziologisches-konzept.php> am 30.08.2016

Rosa Zukunft (o.J.b): Diese Wohnungen bieten wir.

<http://www.rosazukunft.at/eigentum-fuer-senioren-angebote.php> am 30.08.2016

Statistik Austria (2016): Berechnung fernere Lebenserwartung gemäß Sterbetafel 2010/2012. <http://www.statistik.at/Lebenserwartung/Start.jsp> am 04.08.2016

Sonstige Literatur

Diakoniewerk Salzburg (2013a): Soziologisches Konzept. Rosa Zukunft. Wohnen an der Rosa-Hofmann-Straße.

Diakoniewerk Salzburg (2013b): Rosa Zukunft – Wohnen an der Rosa-Hofmann-Straße. Projektbeschreibung.

Diakoniewerk Salzburg (2016): Rosa Post 0216, Ausgabe April/Mai 2016.

Schreglmann, Bernhard (2015): Hat die Rosa Zukunft? Salzburger Nachrichten, 04.07.2015. S. 29.

Abbildungsverzeichnis

Franz, Julia (2014): Intergenerationelle Bildung. Lernsituationen gestalten und Angebote entwickeln. 1. Auflage. Bielefeld. W. Bertelsmann Verlag GmbH & Co. KG: Verknüpfung Generationenbegriffe und intergenerationelle Lernformen S. 52.

Rosa Zukunft (o.J.b): Diese Wohnungen bieten wir.

<http://www.rosazukunft.at/eigentum-fuer-senioren-angebote.php> am 30.08.2016

Abkürzungsverzeichnis

EX	Expertin
IP	InterviewpartnerIn

Eidesstattliche Erklärung

Ich, Barbara Giustiniani BA, geboren am 31.03.1988 in Wien, erkläre,

1.dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,

2. dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

Mauerbach, am 02.12.2016

Eidesstattliche Erklärung

Ich, Petra Hatzler, geboren am 11.02.1968 in Prägraten am Goßvenediger, erkläre,

1. dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,
2. dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

Salzburg, am 02.12.2016

Eidesstattliche Erklärung

Ich, Daniela Leinweber, geboren am 01.07.1976 in Neunkirchen, erkläre,

1. dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,

2. dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

Flatz, am 02.12.2016

Eidesstattliche Erklärung

Ich, Susanna Probst, geboren am 07.12.1982 in St. Veit an der Glan, erkläre,

1. dass ich diese Masterthese bzw. die in meiner Verantwortung stehenden Abschnitte der Masterthese selbstständig verfasst, keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,

2. dass ich meine Masterthese bisher weder im In- noch im Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt habe.

Althofen, am 02.12.2016